

## HARZ STATT HAWAII

Die Reiseweltmeister entdecken ihre Heimat

## SKANDALE

Wieso deutsche Firmen besonders anfällig sind

## TRUMP-NICHTE MARY

»Menschen sterben, weil Donald versagt«

## CORONA TEIL II

# Sind wir zu leichtsinnig?

Feiern, Urlaub, Schulanfang: Warum jetzt eine neue Welle droht – und was sie stoppen kann

# Berlin. Auch das.

Bei uns ist sogar der  
Weg zum Museum eine  
Sehenswürdigkeit.

Kolonnadenhof, Museumsinsel

JETZT  
**BERLIN  
REISE**  
BUCHEN

## Hausmitteilung

Betr.: Titel, Missbrauch, Heimaturlaub

Am Montag ist es so weit, dann öffnen in Deutschland die ersten Schulen nach den Sommerferien. Der Regelbetrieb soll aufgenommen werden, das ist das Ziel der Kultusminister – obwohl die Zahl der Neuinfektionen seit Kurzem wieder steigt, obwohl eine zweite Welle droht, angeschoben durch Rückkehrer aus dem Urlaub, durch private Feiern, durch zu große Sorglosigkeit. Ein Team um Dirk Kurbjuweit beschreibt in der Titelgeschichte die Hilflosigkeit der Politik, die sich zuletzt an den Rückkehrertests gezeigt hat. Aber, und das ist die gute Nachricht: Es gibt auch Ideen der Wissenschaftler, wie sich ein erneuter Lockdown vermeiden ließe. Ein weiteres Team um Alfred Weinzierl recherchierte an Schulen in mehreren Bundesländern, sprach mit Schulleitern, Lehrern, Eltern, die sich alleingelassen fühlen von der Politik. Annette Großbongardt besuchte ein Gymnasium in Pasewalk, Mecklenburg-Vorpommern, wo der Schulbetrieb als Erstes wieder beginnt. Ihr Eindruck: »Die Schulleiterin und ihre Kollegen versuchen, sich nicht Bange machen zu lassen, aber niemand weiß, wie sie diese Prüfung bestehen werden.« Das Titelbild dieser Ausgabe zeigt Feiernde im Berliner Volkspark Hasenheide, der am Wochenende von der Polizei geräumt wurde, weil die Abstandsregeln nicht eingehalten worden waren. **Seiten 8, 18**



Großbongardt

Wilma Leskowitzsch



Eberle

Dominik Asbach

Seit anderthalb Jahren berichtet Lukas Eberle, SPIEGEL-Korrespondent in Düsseldorf, über Kindesmissbrauch in Nordrhein-Westfalen, über Dutzende Opfer, über Tausende Taten, die, ohne dass Polizei oder Jugendämter es mitbekamen, über Jahre verübt werden konnten. Der erste Tatort war ein Campingplatz in Lügde, es folgten Bergisch Gladbach und dann Münster, wo mehrere Männer, die wohl Teil eines Kinderpornorings waren, ihre Opfer in einer Gartenlaube missbraucht haben sollen. Der Prozess gegen den mutmaßlichen Haupttäter aus Bergisch Gladbach beginnt in gut einer Woche, angeklagt ist ein 43 Jahre alter Familienvater, 85 weitere Verdächtige wurden bislang allein in Nordrhein-Westfalen von der Polizei ausfindig gemacht. Eberle recherchierte die

Hintergründe des Falls, sprach unter anderem mit den Ermittlern, die sich durch die sichergestellten Fotos und Videos quälen müssen. Eine Frage beschäftigte Eberle zu Beginn besonders: Warum gibt es gerade in Nordrhein-Westfalen so viele Fälle? Warum ist es gerade hier so schlimm? Mittlerweile kennt er die Antwort: »Es passieren hier vermutlich nicht mehr Taten als anderswo. Es kommen aber mehr ans Licht, weil der Druck auf Politik und Behörden gewachsen ist – und alle genauer hinschauen müssen.« **Seite 44**

Wer Fernweh hat, muss zurzeit warten, viele Deutsche streichen wegen der Corona-Pandemie geplante Reisen ins Ausland und bleiben hier. Urlaub im eigenen Land – was findet man, wenn man Ersatz sucht für die Attraktionen in aller Welt? Borkum statt Karibik, Kleingarten statt Dänemark, Safari im Brandenburger Mischwald statt in der Serengeti – SPIEGEL-Reporterin Barbara Supp hat sich mit Kolleginnen und Kollegen auf den Weg gemacht, um zu erkunden, was sich im eigenen Land erleben lässt. Sie haben bekannte und weniger bekannte Urlaubsorte besucht, haben Bilder von dort mitgebracht und die Erkenntnis, dass der Blick auf das Eigene manchmal befremdlich sein kann. Aber auch schön. **Seite 52**



Supp

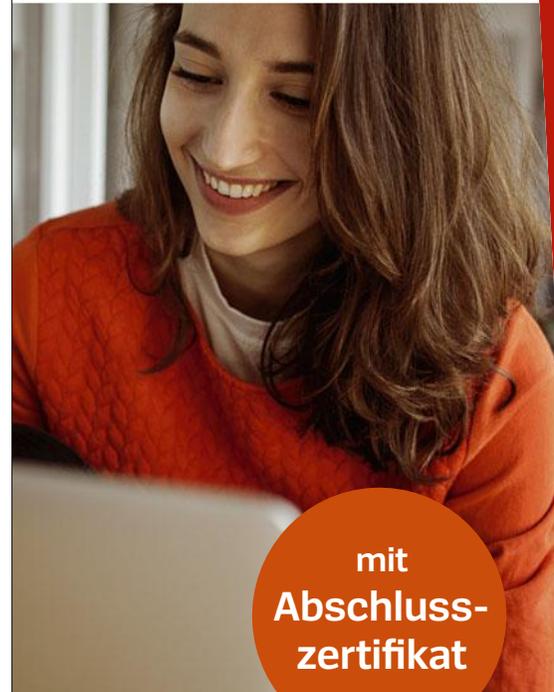
DER SPIEGEL

## SPIEGEL Akademie

In Kooperation mit der  
SRH Fernhochschule

## Fit für die digitale Zukunft

mit dem neuen E-Learning-  
Kurs **Digital Strategic  
Management**



mit  
Abschluss-  
zertifikat

Eine Auswahl der Inhalte:

- + Grundlagen des strategischen Managements
- + Adaption digitaler Kompetenzen in bestehende Geschäftsmodelle
- + Zielgruppenadäquate Kommunikation
- + Gestaltung von Transformationsprozessen

Alle Kurse und Infos unter  
[akademie.spiegel.de](https://akademie.spiegel.de)

# Inhalt

74. Jahrgang | Heft 32 | 1. August 2020

## Titel

**Corona** In Deutschland steigt die Zahl der Neuinfektionen, die Politik wirkt ratlos – kommt jetzt die zweite Welle? ..... 8

SPD-Politiker Karl Lauterbach fordert eine neue Strategie, das Virus zu bekämpfen .... 14

**Bildung** Warum die Schulen schlecht auf das Ferienende vorbereitet sind ..... 18

**Jugendliche** Die Psychologin Karina Weichold erklärt, wie man feiernde junge Leute dazu bringen kann, sich vorsichtiger zu verhalten ... 22

## Deutschland

**Leitartikel** Das Versagen der Politik im Wirecard-Skandal muss Konsequenzen haben ..... 6

*Plan gegen Extremisten bei der Polizei / Cum-Schwindel nicht gestoppt / Verdopplung eines millionenschweren AfD-Erbes / Die Gegen-darstellung / So gesehen: Diagnose Mediensucht* ..... 24

**AfD** Jörg Meuthen inszeniert sich als Vorsitzender, der die Partei moderat machen will 28

**Sicherheit** Hessische Polizisten werden verdächtigt, hinter den Drohbotschaften des »NSU 2.0« zu stecken ... 32

**Kabinett** Bundesverkehrsminister Andreas Scheuer verheddert sich im Streit um den vermurksten Bußgeldkatalog ..... 34

**Karrieren** Die Bundeslandwirtschaftsministerin auf Besuch in ihrer rheinland-pfälzischen Heimat – eine Rundfahrt mit Julia Klöckner auf der Vespa ..... 36



Sven Hoppe / dpa

## Angst vor dem neuen Lockdown

Die Zahl der Corona-Neuinfektionen steigt, die Sorge vor einer zweiten Welle auch. Während Politiker hektisch Pflichttests einführen wollen, Wissenschaftler neue Konzepte suchen, kämpfen die Schulen mit der Rückkehr zum normalen Unterricht. **Seiten 8, 14, 18, 22**



UPI / Laif

## Die Abrechnung

Mary Trump ist Donald Trumps Nichte. Im SPIEGEL-Gespräch schildert sie, wie kaputt die Familie war, aus der der US-Präsident stammt. Und sie warnt die Amerikaner davor, ihren Onkel wiederzuwählen. **Seite 86**

**Nachruf** Der ehemalige SPD-Vorsitzende Franz Müntefering über seinen Parteifreund Hans-Jochen Vogel ..... 42

**Verbrechen** Die Polizei hat ein pädokrímínelles Netzwerk ausgehoben, zu dem Zehntausende Männer gehören – nun beginnt der Prozess gegen den Hauptverdächtigen .... 44

**Bewegungen** Bei Corona-Protesten an der B 96 in Sachsen mischen immer mehr Rechtsextreme mit ... 48

## Reporter

*Familienalbum / Hilft ein Porträtfoto bei der Wohnungssuche?* ..... 50

**Eine Meldung und ihre Geschichte** Wie eine syrische Konditorei auf rechtsextreme Anschläge reagiert ..... 51

**Ferien** Schönes, seltsames Deutschland – so exotisch ist der Corona-Urlaub in der Heimat ..... 52

**Mein Fall** Wenn das Handy zur Waffe wird ..... 59

## Wirtschaft

*Facebook-Boycott bröckelt / Huawei appelliert an Bundesregierung* ..... 60

**Wirtschaftskriminalität** Deutschland macht es Betrugern im Management viel zu leicht – nicht nur im Fall Wirecard ... 62

**Der neue starke Staat (III)** Ökonom Achim Wambach fürchtet um den Wettbewerb ..... 66

**Statistik** Was die Zahl der Arbeitslosen über die Krise sagt ..... 68

**Unternehmen** Wie sich die Hotelkette Motel One durch die Pandemie kämpft **72**

**Ausland**

*In Kolumbien nutzen bewaffnete Gruppen Corona, um ihre Macht auszubauen / In Ungarn werden kritische Journalisten zum Verstummen gebracht* ..... **74**

**Atomwaffen** 30 Jahre nach dem Ende des Kalten Krieges wird ein Nuklearkonflikt wieder wahrscheinlicher ... **76**

**Traumata** Ein Nagasaki-Überlebender warnt vor einem neuen atomaren Wettrüsten ..... **80**

**Analyse** Wie der türkische Präsident Erdoğan mit seiner aggressiven Außenpolitik die Region in Unruhe versetzt ..... **83**

**Taiwan** Wird der Inselstaat zu einem zweiten Hongkong? **84**

**USA** Mary Trump im SPIEGEL-Gespräch über die Pathologien ihres Onkels Donald ..... **86**

**Wissen**

*Preissturz bei der Offshore-Windkraft / Was Schummeln in der Schule verhindert / Analyse: Impfung statt Ferkelkastration* ..... **90**

**Artenschutz** Pleiten und Pannen bei der Auswanderung von Wisent, Pferd und Biber ..... **92**

**Verkehr** Wie gefährlich sind E-Scooter? ..... **95**

**Rassismus** SPIEGEL-Gespräch mit dem Soziologen Wulf D. Hund über die Erfindung der vier Hautfarben ..... **96**

**Medizin** Corona treibt den plastischen Chirurgen neue Kundschaft zu ..... **99**



Philipp Schmidt / DER SPIEGEL

**Schöne, fremde Heimat**

Wo machen die Deutschen im Corona-Sommer Urlaub? Statt Serengeti, New York oder Südsee lauten die Ziele Harz, Ostsee, Zugspitze. Man kann dort viel lernen: über das eigene Land – und über sich selbst. **Seite 52**

**Bombenstimmung**

Mit dem Ende des Kalten Krieges schien die Gefahr eines Atomkonflikts gebannt. Nun jedoch rüsten die Großmächte USA, Russland und China wieder auf. Hat ein neues nukleares Zeitalter begonnen? **Seite 76**



Allison Joyce / REUTERS

**Wer ist hier eigentlich krank?**

Es ist symptomatisch für das Chaos in den USA, dass der Rapper Kanye West zur Präsidentschaftswahl antreten will. West leidet an einer bipolaren Störung, er konfrontiert die Nation mit ihrem eigenen Wahn. **Seite 104**

**Kultur**

*Neuer Vampirstoff von »Twilight«-Autorin Stephenie Meyer / Ein südkoreanischer Seuchenfilm ist platt statt prophetisch / Eine Biografie über den Denker Hans Blumenberg* ..... **102**

**Ruhm** Der Musiker Kanye West will US-Präsident werden – und entlarvt damit ein gestörtes Land ..... **104**

**Literatur** Robert Seethaler schreibt irre erfolgreiche Schicksalsromane ..... **108**

**Intellektuelle** Die Pandemie birgt für ihn neue Chancen, Identitätspolitik sieht er als Rückschritt – SPIEGEL-Gespräch mit dem Philosophen Markus Gabriel ..... **110**

**Hip-Hop** Die Deutschraperin Haiyti macht Musik, die vom Internet inspiriert ist **114**

**Filmkritik** Jon Stewarts Politsatire »Irresistible« verklärt die USA ..... **116**

**Sport**

*Mehr arbeitslose Fußballer / Gut zu wissen: Wieso erleiden Schlittensportler so häufig Kopfverletzungen?* ..... **117**

**Fußball** Benedikt Höwedes, Weltmeister von 2014, im SPIEGEL-Gespräch über die Gründe seines Karriereendes und seinen bitteren Abgang bei Schalke 04 .... **118**

**Basketball** Der Neustart der NBA – ein Zeichen gegen Rassismus in den USA oder Opportunismus? ..... **122**

**Bestseller** ..... **113**  
**SPIEGEL-TV-Programm** ..... **115**  
**Impressum, Leserservice** ... **124**  
**Nachrufe** ..... **125**  
**Personalien** ..... **126**  
**Briefe** ..... **128**  
**Hohlspiegel / Rückspiegel** ... **130**

## Lernt endlich aus Wirecard!

**Leitartikel** Die Deutschen mögen pedantisch sein, ihre Aufsichtsbehörden taugen trotzdem nichts.

**D**ie Bundeskanzlerin und ihr Vize wollten mit dem Finanzdienstleister Wirecard das ganz große Rad drehen. Den chinesischen Markt und dessen 800 Millionen Internetnutzer sollte das Unternehmen erobern. Endlich würde man einen Global Player in der digitalen Ökonomie vorweisen können, so die Hoffnung von Angela Merkel und Olaf Scholz. Die Kanzlerin persönlich ergriff bei der chinesischen Staatsführung das Wort für Wirecard.

Das war im September vergangenen Jahres. Da standen bereits schwere Vorwürfe gegen das Unternehmen im Raum: Bilanzbetrug, Geldwäsche, Marktmanipulation. Ob die Kanzlerin damals wusste, dass zunächst nur eine einzige Person von Staats wegen dazu abgestellt war, den Anschuldigungen in den Geschäftsbüchern nachzugehen?

Jetzt ist Wirecard pleite, der deutsche Finanzmarkt erschüttert und die Regierung bis auf die Knochen blamiert (siehe auch Seite 62). Und wenn es ein Sinnbild für das ganze Elend gibt, dann ist das dieser einzige Mitarbeiter bei der Deutschen Prüfstelle für Rechnungslegung. Immerhin: Er braucht nicht weiterzusuchen. Das hat für ihn die Staatsanwaltschaft München übernommen. Politisch aber müssen das schleunigst die Abgeordneten des Bundestags tun.

Denn der Wirecard-Skandal ist spätestens nach der SPIEGEL-Enthüllung über die Lobbyarbeit Merkels in China ein politischer Skandal, der in einem parlamentarischen Untersuchungsausschuss aufgearbeitet gehört.

Das Gremium hätte vieles aufzuklären. Wie blind waren Scholz und Merkel angesichts der Verheißungen von Wirecard? Haben sie statt schonungsloser Aufklärung lieber einen schonenden Umgang mit dem Hoffnungsträger der Internetökonomie gepflegt? Ein Schmusekurs, der ja schon mit der Autoindustrie über Jahrzehnte gepflegt wurde. Das Parlament muss in die Kommunikation zwischen Kanzleramt, Ministerien und den nachgeordneten Behörden schauen, vor allem mit der Scholz unterstellten Finanzaufsicht BaFin. Nur so ist zu klären, ob Beamte mundtot gemacht oder in anderer Weise daran gehindert wurden, bei Wirecard genau hinzusehen.

Zu viel in dieser Affäre wirkt sonderbar. Wie kann es sein, dass Karl-Theodor zu Guttenberg, der gefallene Politstar der CSU, ein paar Tage vor Merkels Chinareise

mit der Kanzlerin plaudert und diese sich für Wirecard einspannen lässt? Was hatte ein ehemaliger Geheimdienstkoordinator des Kanzleramts als Lobbyist für Wirecard in seinem alten Dienstsitz zu suchen? Es gibt viele lose Enden in dieser Affäre, die bis in die undurchsichtige Welt der Geheimdienste und der Organisierten Kriminalität führen.

Für die Große Koalition ist die Versuchung groß, vom eigenen Versagen abzulenken. Ein Untersuchungsausschuss, der bis weit in den Wahlkampf 2021 hineinragt, würde sicherstellen, dass sich die Politik nicht aus der Verantwortung stiehlt.

Den umstrittenen BaFin-Chef Felix Hufeld zu feuern wird nicht reichen. Deutschland muss seine veralteten Aufsichtsstrukturen modernisieren. Die viertgrößte Volkswirtschaft der Welt leistet sich einen Wildwuchs an Kontrollbehörden, zwischen denen die Verantwortung diffundiert. BaFin und Bundesbank überwachen gemeinsam die Banken, obwohl es für große Finanzkonzerne längst eine europäische Aufsicht gibt. Auf diese Ebene gehört auch die Aufsicht über Fintech-Firmen.

Bis heute widmen sich in Deutschland 35 Behörden parallel dem Kampf gegen Geldwäsche und Terrorfinanzierung. Auch deshalb fiel Wirecard durch alle Raster, niemand durchschaute, wie klein und erbärmlich dieser Scheinriese der Finanztechnologie tatsächlich war. Das Reformpapier, das Scholz nun in politischer Notwehr vorgelegt hat, enthält richtige Ansätze, flickt aber am bestehenden System herum.

Eine nationale Behörde, die der europäischen Aufsicht zuarbeitet, mag

weiterhin nötig sein. Aber eben nur eine: die Bundesbank oder die BaFin, mit klaren Kompetenzen und weitgehenden Durchgriffsrechten, auch im Kampf gegen Geldwäsche.

Und natürlich muss sichergestellt werden, dass auch Wirtschaftsprüfer und Staatsanwaltschaften nicht versagen dürfen, ohne Konsequenzen zu fürchten. Entscheidend aber ist, dass die Bundesregierung begreift, wie fundamental wichtig es ist, das Vertrauen in den ohnehin nicht sonderlich starken deutschen Finanzmarkt wiederherzustellen. Der Untersuchungsausschuss könnte auch dabei helfen.

Sonst versiegen selbst für solide deutsche Unternehmen noch die Geldquellen. Und das kann sich Deutschland definitiv nicht mehr leisten. Martin Hesse, Gerald Traufetter



Kanzlerin Merkel, Vizekanzler Scholz

STEFAN BONNESS / IMAGO IMAGES

# 100 € Cashback

Profitieren Sie im Aktionszeitraum 29.06. – 30.08.2020 zusätzlich vom Miele Cashback in Höhe von 100 € auf Waschmaschinen und Wäschetrockner mit TwinDos®.

## Miele Waschmaschinen mit TwinDos®

Die Innovation für beste Waschergebnisse, die neue Maßstäbe setzt.

Perfekte Sauberkeit für strahlend weiße und leuchtend bunte Textilien erhalten Sie am einfachsten mit einer Miele Waschmaschine mit TwinDos®. Zusammen mit dem Waschmittel UltraPhase 1 und 2 bietet Miele das beste Flüssigwaschmittel-System am Markt. Die eigens auf die Miele Waschmaschinen abgestimmten Rezepturen stehen für zuverlässig perfekte Waschergebnisse. TwinDos® dosiert UltraPhase 1 und 2 zum jeweils optimalen Zeitpunkt in den Waschprozess. Durch die getrennte Lagerung und Dosierung der beiden Waschmittelphasen ist es möglich, im TwinDos®-System Bleichmittel einzusetzen. Die Wirkstoffe in UltraPhase 1 lösen den Schmutz und entfernen Flecken, wie z. B. Öl und Fett, Proteine und Stärke. Mit UltraPhase 2 wird dem Waschprozess das Bleichmittel zugeführt, welches selbst hartnäckige Flecken wie z. B. Kaffee, Tee, Fruchtsäfte oder Rotwein entfernt – und das schon bei niedrigen Temperaturen.



Übrigens, eine so präzise, bedarfsgerechte Dosierung ist per Hand kaum möglich. Dies belegt auch das Öko-Institut e. V. in Freiburg, das der automatischen Dosierung von Miele ein Einsparpotential von 30% bescheinigt.

miele.de



Das Hohenstein Institut untersuchte die Eigenschaften des automatischen 2-Phasen-Dosiersystems in Verbindung mit den Miele Waschmitteln UltraPhase 1 und UltraPhase 2. Die hervorragende Waschwirkung wurde in Bezug auf die Fleckentfernung, den Weißgrad, die Anti-Vergrauung und die Dosiergenauigkeit bestätigt.



Gönnen Sie Ihrer Haut die Ruhe, die sie verdient mit UltraPhase 1 und 2 Sensitive. Völlig frei von Farb- und Duftstoffen.

Badegäste an einem See in Baden-Württemberg



# Der Puls steigt



Nils Reeh / 7AKTUELL.DE

**Corona** Deutschland steckt in einer heiklen Phase der Pandemie. Das Virus breitet sich wieder aus, durch Reiserückkehrer, durch Saisonarbeiter, durch mangelnde Disziplin. Die Politik wirkt ratlos. Dafür kommen neue Ansätze aus der Wissenschaft. Lässt sich die zweite Welle noch stoppen?

**H**elmut-Schmidt-Flughafen in Hamburg, Mittwochnachmittag: Akhan Seyithan kommt in die Ankunftshalle von Terminal 2. »Ich muss in Quarantäne«, sagt er und blickt etwas verlegen auf seinen grauen Rollkoffer. »Wegen der Gesundheit.«

Der türkischstämmige Rentner, 67, ist gerade mit einer Maschine aus Izmir gelandet und versteht die Aufregung nicht ganz. Er habe doch die ganze Zeit über seine blaue Maske getragen, bei den Verwandten in Izmir, auch auf der Beerdigung eines Neffen. Ein paar Tage nur war er in der Türkei.

Doch weil sein Herkunftsland als eines von 130 Risikogebieten gilt, wurde ihm am Flughafen ein Zettel in die Hand gedrückt, auf Deutsch und Englisch. Fluggäste aus Risikogebieten, die in den 48 Stunden vor Einreise nicht negativ auf Sars-CoV-2 getestet wurden, sollen sich »unverzüglich in ihre eigene Häuslichkeit oder eine andere geeignete Unterkunft begeben« und zwei Wochen dort bleiben, heißt es da. Zudem muss Seyithan sofort mit seinem Gesundheitsamt in Hamburg-Harburg Kontakt aufnehmen.

Er würde lieber direkt am Flughafen diesen Test machen, sagt der Rentner, aber die Teststelle wird gerade erst aufgebaut und in den nächsten Tagen in Betrieb gehen. Da sind die Hamburger Ferien dann fast schon vorbei.

Ein bisschen spät kommen diese Tests für Rückkehrer, als wäre da etwas verschlafen worden. Und so ist es auch.

Die Politik wirkt wieder so ratlos wie bei Ausbruch der Pandemie, mit dem Unterschied: Inzwischen sind fünf Monate vergangen, in denen man sich auf eine neuerliche Eskalation hätte vorbereiten können. Das ist offenbar nicht passiert.

Am Donnerstag meldete das Robert Koch-Institut (RKI) 902 neue Infektionen, den höchsten Wert seit dem 17. Juni. Ist das der Beginn der gefürchteten zweiten Welle? Schon am Dienstag hatte Lothar Wieler, der Präsident des RKI, gesagt: »Wir sind mitten in einer sich rasant entwickelnden Pandemie.«

Der SPD-Gesundheitsexperte Karl Lauterbach sprach nun in einem Interview mit dem SPIEGEL (siehe Seite 14) von der zweiten Welle: Sie »läuft schon«. Sachsens Ministerpräsident Michael Kretschmer (CDU) behauptet bereits länger, dass sie da sei. Sein Thüringer Kollege Bodo Ramelow (Linke) dämpft dagegen: »Ich warne davor, in Hektik zu verfallen, mit Angstbildern zu operieren und eine zweite Welle herbeizureden.«

Doch egal welchen Begriff man wählt: Die Lage spitzt sich wieder zu, könnte bald

dramatisch sein. Vor allem die Rückkehrer aus dem Urlaub stürzen Politik und Behörden in Probleme.

Wie ist das Infektionsgeschehen in den Reiseländern zu bewerten, wie sind die Heimkehrer zu erfassen, und welche Testregeln sind angebracht? Es gibt keine guten, keine klaren Antworten auf diese Fragen, obwohl die Urlaubszeit für Bundesländer wie Berlin oder Hamburg schon wieder zu Ende geht, während sie in Bayern oder Baden-Württemberg gerade begonnen hat.

Dazu kommen häufig größere Ausbrüche im Innern. Das Virus, das beinahe eingedämmt schien, erweist sich als hartnäckig, als unberechenbar, poppt hier und dort auf, als wollte es alle narren, die dachten, das ingeniose Deutschland werde mit einem solchen Erregerchen rasch fertig.

Es sieht hierzulande immer noch besser aus als in den USA, in Schweden oder in Brasilien. Vor einer zweiten Welle, die Gesundheit und Wohlstand noch mehr bedrohen könnte als die erste, schützt das nicht. Nur, wie lässt sich die verhindern? Und zu welchem Preis?

Die Bürger genießen ihre Freiheiten wieder, wie sich an Freiluftpartys und Familienfesten, an Urlaube und Barbesuchen zeigt. Neue Beschränkungen würden wohl kaum so willig akzeptiert werden wie beim ersten Lockdown. Man will ja leben, nicht nur überleben. Statt der alten Normalität wird man eine neue finden müssen.

Deshalb braucht es ein cleveres, ein anderes Arsenal an Maßnahmen. Die Maskenpflicht reicht nicht aus, der ewige Appell, Abstand zu halten, auch nicht. Vor allem die Wissenschaft bemüht sich um neue Lösungen, mit so überraschenden Ansätzen wie massenhaften Fitnessdatenspenden und Abwassertests.

Auch die Wirtschaft hat dazugelernt, nur die Politik verfällt gerade wieder in diese seltsame Trägheit und Orientierungslosigkeit.

Ein Land an der Schwelle. Wie schlimm wird es werden?

Das Virus mit seiner erratischen Umtriebigkeit macht die Antwort schwer. Wie es eine beschauliche, bislang weitgehend verschonte Stadt plötzlich heimsuchen kann, zeigt das Beispiel Weimar.

Ein Mann aus Krefeld besucht seinen Bruder in Weimar, geht auf eine Party und steckt zwei Einheimische an.

Eine große mazedonische Familie in Weimar bekommt Besuch von einem Verwandten, der direkt vom Balkan anreist. Anschließend fährt er ins oberfränkische Hof, wo inzwischen Dutzende mit dem Virus infiziert sind. Eine gute Woche nach seinem Besuch, am 21. Juli um 17.38 Uhr, trifft in Weimar die Nachricht aus dem Gesundheitsamt Hof ein: Der Mann wurde positiv getestet.

Einige seiner Kontaktpersonen in der Stadt haben inzwischen Symptome, die sie einer Sommergrippe zuordnen. Es wird getestet, am 22. Juli weiß man in Weimar von 9 neuen Infizierten. Insgesamt sind es nun 11.

Die Suche nach Kontaktpersonen ist schwierig. Seit dem 20. Juli sind in Thüringen Ferien, viele Betroffene auf Reisen. Weimar stockt den Krisenstab auf und schickt mehr als 200 Leute in Quarantäne. Einige Kontaktpersonen waren im Urlaub, ihre Erinnerungen fließen mitunter langsam: Ach ja, der Friseur, die Ergotherapie und so weiter. 16 Infizierte sind es zwei Tage später. Fast 100 Testergebnisse stehen noch aus.

Am Dienstag dieser Woche sind es dann 19. Ein junger Mann kommt infiziert aus Bolivien zurück. Seine Reiseroute: Flug von Südamerika nach Spanien, Flug von Spanien nach München, Zugfahrt von München nach Berlin und mit dem FlixBus von Berlin nach Weimar.

Dort ging er in seine WG und isolierte sich weitgehend, immerhin. Der Krisen-

stab versucht nun herauszufinden, wer womöglich noch in Weimar aus dem Bus stieg. Um Zug und Flug müssen sich andere kümmern.

Bürgermeister Ralf Kirsten leitet den Krisenstab. Der einstige Polizeidirektor sagt, sie hätten für die Zeit nach dem Urlaub – Ende August, Anfang September – mit dem ein oder anderen Fall gerechnet und sich darauf eingestellt. Dass das Virus so früh zuschlägt, hätten sie nicht erwartet. Weimars Amtsärztin Isabelle Oberbeck sagt, für sie sei »die Menge der gleichzeitig auftretenden Infektionen neu«.

Nun herrscht in Weimar Angst vor einem zweiten Lockdown. »Wir sind eine Touristenstadt, weitere Schließungen wären eine Katastrophe«, sagt Bürgermeister Kirsten. Als erste Maßnahme wurde die Maskenpflicht verschärft.

Dass dies kein unbeschwerter Sommer werden würde, war zu erwarten. Sowohl Bundeskanzlerin Angela Merkel als auch Bundesgesundheitsminister Jens Spahn (beide CDU) hatten vor einem Anstieg in der Reisezeit gewarnt. Umso erstaunlicher ist es, dass so spät auf die erwarteten Probleme mit dem Reisen reagiert wird. Mit den in der Urlaubssaison haben Bund und Länder noch immer keine Strategie für den Umgang damit. Derzeit sind zehn Prozent der Neuinfizierten Rückkehrer.

Alarmiert durch die Bilder feiernder Touristen in europäischen Großstädten, beauftragten die Chefs der Staatskanzleien Jens Spahn am 16. Juli, »kurzfristig« ein Konzept für den Umgang mit Reiserückkehrern zu entwickeln. Der Minister sollte Kriterien »erarbeiten, ob, wann und in welchem Umfang Tests für diese sinnvoll sind«.

Am Mittwoch vergangener Woche vertagte sich die Konferenz der Gesundheitsminister ohne formellen Beschluss. Bei ihrer nächsten Schalte am Freitagmittag beauftragten sie Spahn, eine Testpflicht zumindest juristisch zu prüfen. Die Runde hatte ihre vorsichtige Einigung zu diesem Punkt kaum ausformuliert, da meldete dpa: »Söder fordert Corona-Testpflicht an deutschen Flughäfen.«

Wieder war der bayerische Ministerpräsident vorangestürmt und prägte damit den Kurs der Corona-Politik. Über das Wochenende korrigierte Spahn seine Meinung und sagte am Montag, er werde eine Testpflicht per Verordnung durchsetzen. Dazu hatten ihn vor allem gestiegene Infektionszahlen veranlasst.

Doch das Vorhaben könnte, glaubt man Experten, verfassungswidrig sein, weil der Bund dafür womöglich gar nicht die Kompetenzen hat. Zwar sieht das Infektionsschutzgesetz eine entsprechende Verordnungsermächtigung für den Bund vor. Nach einem Gutachten der Wissenschaftlichen Dienste des Bundestages ist aber »nach der Kompetenzordnung des Grund-

## Spiel mit dem Feuer?

Pandemie-Eindämmungsmaßnahmen\* und Trend der täglich gemeldeten Neuinfektionen in ausgewählten Ländern

keine Maßnahmen      kompletter Lockdown



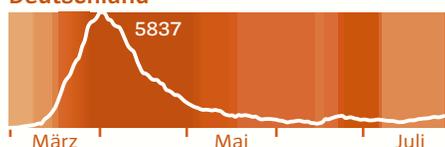
keine Daten

7-Tages-Durchschnitt der gemeldeten Neuinfektionen

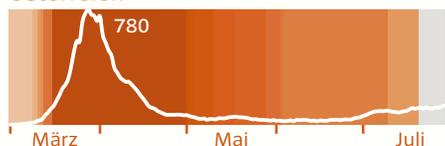
### Australien



### Deutschland



### Österreich



### Spanien



\*Die Eindämmungsmaßnahmen werden durch den Stringency Index der Oxford University abgebildet. Stand: 29. Juli  
Quellen: Oxford University, Johns Hopkins University

gesetzes« die Ausführung des Infektionsschutzgesetzes »Sache der Länder«. Es »dürfte in der Praxis kein Raum für das Bundesministerium der Gesundheit bestehen«, solche Anordnungen zu erlassen, so das Gutachten.

Auch in der Bundesregierung ist die Testpflicht umstritten. Noch am Montagnachmittag hatte Spahns Haus das Justizministerium um eine Einschätzung zu den geplanten Pflichttests gebeten. Dort favorisiert man einen anderen Ansatz: Reisrückkehrer aus Risikogebieten sollten nicht zum Corona-Abstrich gezwungen werden, sondern einen schnellen Test als ein Angebot annehmen können, um eine 14-tägige Quarantäne zu vermeiden.

Im Innenministerium war man von Spahns Vorstoß ebenfalls irritiert. Fieberhaft versuchen die Beamten, in Telefonaten und Konferenzen nun zu klären: Wie sollen die Tests praktisch gemacht werden? Wer nimmt die Daten der Reisenden auf, wer befragt sie, und wer sucht heraus, welches örtliche Gesundheitsamt zu informieren ist?

Ein weiteres Problem: Niemand weiß, wie viele Reiserückkehrer aus Risikogebieten erwartet werden. Bekannt ist nur, dass es derzeit theoretisch möglich ist, 1,2 Millionen Menschen pro Woche zu testen. Und bekannt ist auch, dass zum Beispiel an den beiden Berliner Flughäfen jeden Tag jeweils 2000 Personen aus den Risikoländern einreisen; in Frankfurt sind es aktuell rund 16 000 pro Woche.

Der Koalitionspartner SPD ist von Spahns Wendungen überrascht. Fraktionsvize Bärbel Bas hat in den vergangenen Monaten an keiner einzigen Diskussionsrunde teilgenommen, in der über eine Testpflicht für Urlaubsrückkehrer gesprochen wurde. Sie sei erst in den letzten Tagen ins Gespräch gekommen, weil die Infektionszahlen wieder steigen.

Im Bundeskabinett soll die Kanzlerin bereits vor Wochen auf die vielen Deutsch-Türken hingewiesen haben, die ihren Sommerurlaub in der Türkei verbringen und bei der Rückkehr eine Gefahr darstellen könnten, so ein Kabinettsmitglied. Versuche, mit der türkischen Regierung eine Vereinbarung zu Tests zu treffen, scheiterten.

In Brüssel gibt man sich genervt von Spahns Testplänen für Rückkehrer aus Risikoländern. Betroffen ist Luxemburg, weil es neben Ägypten, den USA oder der Türkei auf der Risikoliste des Robert Koch-Instituts steht. »Die Bundesregierung hat uns nicht vorab informiert, geschweige denn konsultiert«, sagt Luxemburgs Außenminister Jean Asselborn. »Wir haben aus den Medien davon erfahren.« Die vielen Berufspendler machen den Fall besonders heikel.

Am Mittwoch zitierte Asselborn den deutschen Botschafter Heinrich Kreft zum



Sven Hoppe / dpa

**Die Tests** Die Straßen sind das Problem, nicht die Flughäfen, wo man alle Passagiere leicht erfassen kann. Bei den Teststationen an den Autobahnen, wie hier an der A8 in Bayern, braucht man die Bereitschaft der Rückkehrer.

Gespräch in sein Ministerium – ein höchst ungewöhnlicher Vorgang zwischen EU-Nachbarn. »Wir sind kein Schlachthof, und wir sind auch nicht Gütersloh, wir sind ein EU-Land«, sagt Asselborn.

Die EU-Kommission warnt, die Mitgliedsländer »sollten auf lokale Corona-Ausbrüche nicht mit pauschalen Restriktionen gegen andere Staaten reagieren«. Aber die Entscheidungen fallen nun einmal in den Hauptstädten – und nicht in Brüssel. Großbritannien hat eine Quaran-

### **Österreich sollte ein sicheres Urlaubsland sein, hatte Kurz versprochen. Corona machte nicht mit.**

tänepflicht für alle Rückkehrer aus Spanien erlassen.

Die größte Angst herrschte zunächst vor den Heimkehrern aus Mallorca, den Feiernenden vom Ballermann, die sich unter großem Alkoholeinfluss massenhaft nahe gekommen waren. Doch die Regionalregierung der Balearen reagierte schnell, machte Saufmeilen und Kneipen dicht. Es gibt kaum noch Parties, wo man sich das Virus einfangen könnte. Und fast überall herrscht strenge Maskenpflicht. Das wirkt, es gibt kaum Neuinfektionen.

Schlimmer ist es in Katalonien, Aragón und Navarra, den Hotspots im Land, für die das Auswärtige Amt in Berlin Reise- warnungen ausgesprochen hat.

»Die Unterschiede innerhalb Spaniens sind enorm«, sagt Amós García Rojas, Virologe und Präsident der Vereinigung der Impfwissenschaftler. »In den meisten Regionen ist die Pandemie unter Kontrolle.« Dort sei das Risiko für Touristen oft nicht höher als in ihrem Heimatland. Trotzdem dürften viele Reisende nun zögern, überhaupt nach Spanien zu fahren. Das könnte die Hoffnungen der Tourismusbranche auf eine schnelle Erholung zu nichtemachen.

Als neigte das Virus zu schwarzem Humor, suchte es sich ausgerechnet das beschauliche St. Wolfgang in Österreich aus, um Schlagzeilen zu machen. Am Wolfgangsee verbrachte einst Bundeskanzler Helmut Kohl gemütliche Ferientage, und wehte der Wind mal kühl über den See, zog er die Strickjacke an.

Heimeliger geht es nicht. Und hatte nicht Bundeskanzler Sebastian Kurz den Deutschen versprochen, in Österreich »so sicher Urlaub machen zu können wie in sonst kaum einem anderen Land auf der Welt«? Das Virus aber lässt sich von einem forschen Kanzler nichts sagen.

Es befahl eine Praktikantin in St. Wolfgang, die Kollegen ansteckte. Rund 70 Infektionen gibt es inzwischen in der 3000-Seelen-Gemeinde. Sie gehe davon aus, »dass diese Saison damit mehr oder weniger zu Ende ist«, sagt Gudrun Peter, Besitzerin des Luxushotels Weisses Rössl.

Die Strategie der Regierung in Wien hat für das milliardenschwere Geschäft mit dem Sommertourismus bis zu 65 000 Tests pro Woche beim Serviceper-



Florian Müller

**Die Leichtsinnigen** Sie wollen leben, nicht nur überleben. Und leben ist auch feiern. Junge Menschen treffen sich wieder zu Großpartys im Park, wie hier in der Hasenheide in Berlin. Auf das Abstandsgebot wird nicht immer geachtet. Aber auch die Älteren können leichtsinnig sein, bei Familienfesten, bei Gottesdiensten.

sonal vorgesehen. Nicht einmal ein Drittel davon ist durchgeführt worden. Gastronomen und Tourismusstrategen scheuen aus Angst vor Ergebnissen wie in St. Wolfgang vorsorgliche Tests.

Ein »zweites Ischgl« droht deshalb nicht gleich. Dass sich der Virusausbruch in Sankt Wolfgang »einclustern« – also unter Kontrolle bringen – lasse, sei sehr wahrscheinlich, sagt Carmen Breitwieser vom Krisenstab des Landes Oberösterreich.

Gleichwohl zeigen die Beispiele Spanien und Österreich, wie schwierig eine wirksame, stimmige Rückkehrpolitik ist. Nach Zahlen des Landesgesundheitsamts Baden-Württemberg kommt jede sechste Covid-19-Neuerkrankung von außerhalb. Seit Mitte Juni sind hier 304 infizierte Auslandsrückkehrer registriert worden. Rund 80 Prozent von ihnen reisten aus Nicht-EU-Staaten ein, vor allem aus Serbien und dem Kosovo. Die meisten nahmen den eigenen Pkw oder einen Fernbus.

Zwar hat Bayern bereits Zeltstationen an der Autobahn eingerichtet, um Touristen zu testen. Doch ohne lückenlose Grenzkontrollen kann niemand sagen, ob ein Heimkehrer aus St. Wolfgang, aus Belgrad oder aus Rijeka kommt und welches Risiko er mitbringt. »Wenn man alle rauswinkt, staut es sich bis nach

Wien«, sagt Bundesinnenminister Horst Seehofer, der zugleich klarmacht, dass es so nicht kommen werde. »Grenzkontrollen sollte es nur im absoluten Ausnahmefall geben.« Man wird sich mit Stichproben behelfen.

Die größeren Probleme gibt es derzeit ohnehin mit heimischen Infektionsherden. Eine weitere Pointe setzte das Virus, als es den größten Corona-Hotspot dieser Tage ausgerechnet in Bayern platzierte, dem Land des heimlichen »Corona-Kanzlers« Söder, der stolz ist auf seine straffe Krisenpolitik und andere gern der Lachheit bezichtigt.

Auf einem Gemüsehof im niederbayerischen Landkreis Dingolfing-Landau infizierten sich rund 180 Erntehelfer, die vor allem aus Osteuropa kommen. Sie sollten meist Gurken pflücken und sind in beengten Wohncontainern untergebracht.

»Im Frühjahr waren es die Starkbierfeste, in diesem Sommer sind es die großen landwirtschaftlichen Betriebe, die im Söder-Bayern für regionale Corona-Massenausbrüche sorgen«, sagt Oppositionsführer Ludwig Hartmann.

Söder habe bei den »absehbaren Infektionshotspots nicht früh und nicht genau genug hingeschaut«, so der Grüne. Die Zahlen passten nicht »zum großspurigen

und behelrenden Auftreten des Ministerpräsidenten«.

Mehrere Bundesländer, darunter Schleswig-Holstein, Mecklenburg-Vorpommern und das Saarland, verlangen von bayerischen Urlaubern aus dem betroffenen Landkreis nun einen negativen Test. Die Niederbayern haben damit von den Ostwestfalen aus Gütersloh den Schwarzen Peter der Corona-Verdächtigen übernommen. Dort hatte es im Juni größere Ausbrüche in den Fleischfabriken von Clemens Tönnies gegeben.

Im niederbayerischen Mamming bildete sich in dieser Woche vor der rasch errichteten Drive-in-Teststation eine lange Autoschlange mit Bürgern, die sich den geforderten Persilschein abholen wollten.

Beengte Unterkünfte bleiben einer der Haupttreiber der Pandemie, ihre Bewohner sind Erntehelfer, aber auch Flüchtlinge. In Berlin-Lichtenberg haben sich jüngst in einer Flüchtlingsunterkunft 42 Menschen infiziert.

Am meisten diskutiert werden aber feiernde junge Menschen, weil vielen Älteren wilde Partys in der Krise als besonders unvernünftig und damit überflüssig gelten.

Aktuell geht es um Freiluft-Raves in den großen Städten, zum Beispiel am vergan-

genen Samstag in der Hasenheide, einem Park in Berlin-Neukölln.

Eine 29-jährige Frau, die hier nur Cathy genannt werden will, saß an jenem Tag mit Freunden in einer Berliner Bar und feierte den Christopher Street Day in kleiner Runde. Die alljährliche Parade war abgesagt. Bald kam die Frage auf: Und was machen wir jetzt?

»Alle hatten davon gehört, dass an dem Abend wieder ein Rave in der Hasenheide stattfinden soll«, sagt Cathy. Also hätten sie sich kurzerhand dazu entschieden mitzumachen. Freunde von ihnen waren bereits da. »Es war nicht einfach, die zu finden. Im Park war es um Mitternacht schon total voll.« Ein Freund habe sein Handy in die Luft gehoben und es bunt leuchten lassen – so fand man sich dann doch.

Die vergangenen Monate habe sie es sehr vermisst, in Gemeinschaft mit anderen zu feiern, sagt Cathy. Sie arbeitet als Drag-Performerin, ihre Auftritte fanden zuletzt nur online statt. »Über einen Chat miteinander zu kommunizieren ist aber nicht das Gleiche wie so ein Rave unter freiem Himmel.« Auch wenn die Nacht in der Hasenheide am Ende gar kein Rave gewesen sei, sondern nur eine Ansammlung mehrerer Gruppen, die größtenteils unter sich blieben. »Sicherlich, es gab auch Leute, die Sex im Park hatten – die gibt es in der Hasenheide sowieso immer.«

Cathy hat die Nacht genossen. »Das hat mir neue Energie gegeben. Es war schön, dieses Gefühl zu haben, Teil einer größeren Sache zu sein.« Als sie die Berichte über den Rave las, habe sie sich gewundert – weil sie die Nacht anders wahrgenommen habe. Keine Menschenhorden, die sich ohne Maske vermengten. »Ich habe kein schlechtes Gewissen, dass ich dabei war, denn ich habe auf mich und andere aufgepasst.«

Bislang ist nicht bekannt, welchen Einfluss die großen Freiluftpartys auf das Infektionsgeschehen haben. SPD-Mann Lauterbach geht davon aus, dass er erheblich ist, und fordert empfindliche Strafen.

Bedrohlich wirkt derzeit, dass anders als in den vergangenen Wochen nicht nur einzelne Infektionsherde schwelen, sondern das Virus bundesweit aufflackert. Am Donnerstag meldeten nur noch 80 Kreise keine neuen Infektionen innerhalb von sieben Tagen. Vor zweieinhalb Wochen waren es noch 125.

Ein Teil des Anstiegs könnte sich mit den erhöhten Testungen erklären lassen. In der vergangenen Woche werteten Labors bundesweit mehr als 560 000 Tests aus, in den zwei Wochen zuvor waren es rund 510 000. Der Anteil der positiven Ergebnisse ist von 0,6 auf 0,8 Prozent gestiegen.

Ein weiteres Signal für eine Verschlechterung wäre es, wenn mehr Menschen mit

Covid-19 ins Krankenhaus eingeliefert würden. Derzeit ist etwa ein Drittel der gut 33 000 Intensivbetten frei, die Anzahl der Corona-Patienten, die intensivmedizinisch betreut werden müssen, stagniert seit einigen Wochen bei etwa 260 Patienten pro Tag. Weil zwischen Infektion, Ausbruch und im schlimmsten Fall dem Tod oft einige Wochen vergehen, bleibt die Krankenhausstatistik hinter den Meldedaten jedoch zurück.

Zweite Welle? Eine einheitliche Definition dafür gibt es nicht. Weil das Virus nie ganz verschwunden ist, sprechen einige Forscher lieber von einzelnen Ausschlägen

## Die Berliner Verkehrsbetriebe registrierten in drei Wochen 30 000 Maskenpflicht-Verstöße.

in der Infektionskurve, und die WHO betont, global betrachtet versinke die Welt in einer einzigen riesigen Welle. Allein in den vergangenen sechs Wochen haben sich die globalen Fallzahlen verdoppelt.

Auf nationaler Ebene sieht es anders aus. Vielen Ländern ist es gelungen, die erste Infektionswelle durch harte Beschränkungen drastisch zu drücken. Wenn die Fallzahlen nun wegen der Lockerungen wieder exponentiell nach oben schnellen und dem Gesundheitssystem der Kollaps droht, dann, so die Überlegung, wäre die zweite Welle da.

In Australien ist das wohl schon so. Das Land galt über Monate als eine der Erfolgsgeschichten der ersten Phase der Pandemie. Die Regierung reagierte schnell und resolut. Einreisestopps, Lockdowns.

Mitte Mai ließ sich die Zahl täglicher Neuinfektionen bisweilen an zwei Händen abzählen. Strände, Restaurants und Fitnessstudios öffneten wieder. Australien

war beinahe in die Normalität zurückgekehrt.

Dieser Erfolg ist jetzt in Gefahr. Die Behörden meldeten am Donnerstag die Rekordzahl von 747 Neuinfektionen – fast alle davon im südlichen Bundesstaat Victoria mit der Fünf-Millionen-Metropole Melbourne. Während der ersten Welle lag der Höchststand bei 469 Infektionen.

Seit Anfang Juli gilt in Victoria wieder ein Lockdown. Wer sein Haus verlässt, muss eine Maske tragen. Die Grenzen zu den beiden Nachbarstaaten New South Wales und South Australia wurden geschlossen. Albtraum Teil zwei.

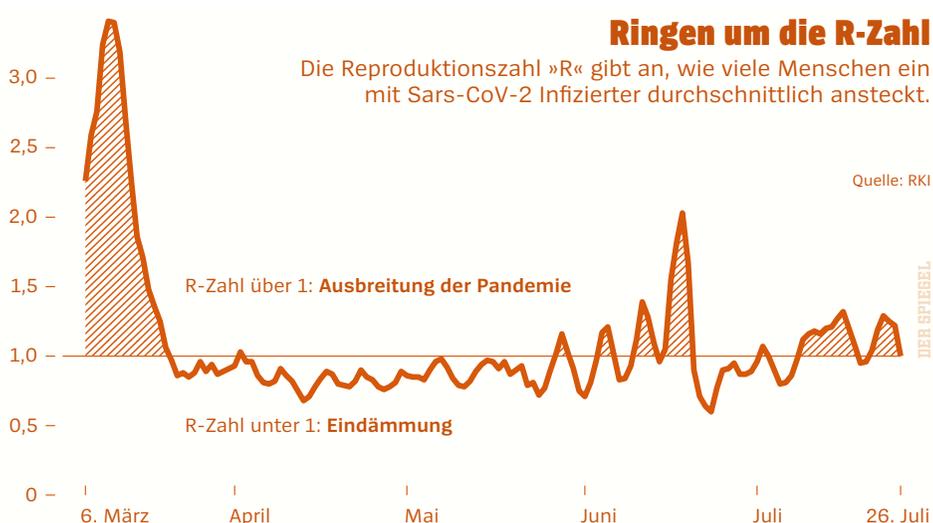
Victorias Premier Daniel Andrews warnte die Bürger: Viele von ihnen hätten keine Angst vor dem Virus und glaubten, es betreffe vor allem andere Teile der Welt. »Sie sollten aber Angst davor haben. Ich habe Angst davor.« Selbstzufriedenheit nach den anfänglichen Erfolgen sei ein Grund für das Comeback von Corona. Nach Regierungsangaben haben sich neun von zehn Leuten, die zwischen dem 7. und dem 21. Juli positiv getestet wurden, vorher nicht in die Isolation zurückgezogen, auch wenn sie Symptome hatten.

Deutschland sollte das nicht passieren. Was können Bürger, Wissenschaft, Wirtschaft und Politik tun, um einen zweiten Albtraum hierzulande zu verhindern?

Was die Bürger angeht: Viele Deutsche sind heute leichtsinniger unterwegs als zu Beginn der Krise. Die Berliner Verkehrsbetriebe registrierten in den vergangenen drei Wochen in Bussen und U-Bahnen 30 000 Verstöße gegen die Maskenpflicht.

Die Vorbehalte gegen die Corona-Maßnahmen sind gewachsen, je besser sie wirkten und je länger sie dauerten. Das Robert Koch-Institut hat das zusammen mit der Universität Erfurt und anderen Institutionen untersucht.

Das »Covid-19 Snapshot Monitoring« ist ein Versuch, die Psychologie der Krise zu ergründen. Am 24. März, so kann man



**Gesundheit** Der SPD-Politiker und Epidemiologe Karl Lauterbach, 57, fordert einen radikalen Strategiewechsel bei der Corona-Bekämpfung.

## »Wir müssen uns auf die Superspreader konzentrieren«



Andreas Gora / ddp images

**SPIEGEL:** Herr Lauterbach, wovor warnen Sie heute?

**Lauterbach:** Vor der zweiten Welle.

**SPIEGEL:** Wird die denn kommen?

**Lauterbach:** Sie läuft schon. Die erste haben wir gut überstanden. Wir hätten sie sogar noch besser bewältigt, wenn wir den Lockdown zwei, drei Wochen weitergeführt hätten. Jetzt befinden wir uns am Anfang der zweiten Welle. Um die in den Griff zu kriegen, brauchen wir dringend einen Strategiewechsel bei der Pandemiebekämpfung.

**SPIEGEL:** Was könnte uns vor einem starken Anstieg der Infektionen im Herbst bewahren?

**Lauterbach:** Wir können uns keinen neuen harten Lockdown leisten. Das wäre furchtbar. Wir müssen aber davon ausgehen, dass die Disziplin in der Bevölkerung, Abstand zu halten oder Masken zu tragen, geringer als bei der ersten Welle sein wird. Entscheidend ist daher die Arbeit der Gesundheitsämter und deren Strategie.

**SPIEGEL:** Bislang sollen die Behörden vor Ort alle Kontakte eines Neuinfizierten nachverfolgen und so Infektionsketten durchbrechen. Was ist daran falsch?

**Lauterbach:** Dieses Vorgehen ist völlig ineffizient, wir sind auf dem Holzweg. Statt jedem Einzelkontakt nachzutelefonieren, sollten sich die Ämter allein auf die sogenannten Superspreader konzentrieren, also die wenigen hochansteckenden Infizierten, die bei Gruppentreffen oft Dutzende anstecken. Sie allein sind der treibende Faktor der Pandemie. Wir wissen inzwischen, dass Einzelüberträger für das exponentielle Wachstum kaum Bedeutung haben. Wenn wir da nicht umsteuern, bekommen wir eine heftige zweite Welle.

**SPIEGEL:** Warum ist die bisherige Strategie ineffizient?

**Lauterbach:** Es wird ein riesiger Aufwand mit massivem Personaleinsatz betrieben, der keinerlei Nutzen hat. Wir hecheln der Pandemie erfolglos hinterher. Der Patient wird zu einem Zeitpunkt isoliert, an dem er kaum noch ansteckend ist. Da hat er die Infektion längst weitergegeben.

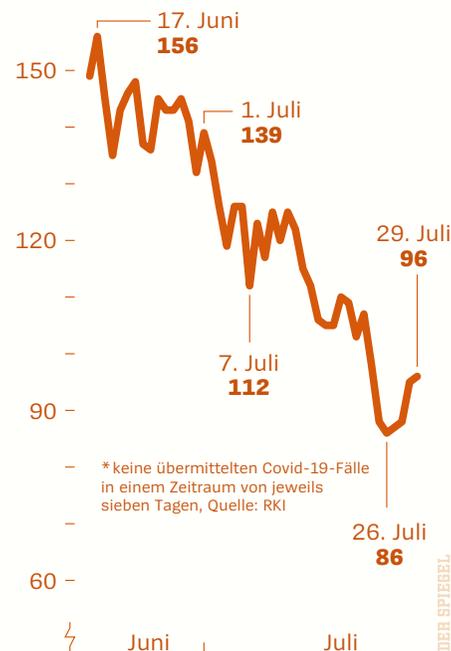
Jemand, der erkrankt, erscheint typischerweise am zweiten Tag mit Symptomen beim Arzt. Dann ist er oft schon am vierten Tag seiner Infektion, die ersten beiden verlaufen in der Regel symptomfrei. Bis das Testergebnis aus dem Labor kommt, vergehen zwei weitere Tage, manchmal mehr. Im Durchschnitt wird der Patient also am sechsten oder siebten Tag nach der Infizierung isoliert. Die Quarantäne kommt zu spät, um die Infektionsketten zu unterbrechen. Die Einzelkontakte, die dann überprüft werden, sind zu diesem Zeitpunkt nicht mehr infektiös. Wir müssen schneller werden.

**SPIEGEL:** Wie soll das gehen?

**Lauterbach:** Ich plädiere dafür, die Strategie Japans zu übernehmen, die erfolgreichste im Kampf gegen Superspreader. Die Japaner hatten bei der ersten Welle keinen strengen Lockdown, waren aber ähnlich erfolgreich wie wir. Genau das brauchen wir für die zweite Welle. Auch der Virologe Christian Drosten hält diese Strategie für richtig und wichtig.

### Bedrohte Oasen

Anzahl der Landkreise in Deutschland ohne Neuinfektionen\*



**SPIEGEL:** Was würde das für die deutschen Gesundheitsämter bedeuten?

**Lauterbach:** Wenn jemand getestet wird, muss zeitgleich mithilfe eines Formblatts systematisch abgefragt werden, ob er in den vergangenen Tagen bei einem potenziellen Superspreader-Event war: einer Gesangsveranstaltung, einer Hochzeitsfeier oder ob er als Lehrer in einer Schule tätig ist. Sollte der Test positiv ausfallen, müssen alle anderen Teilnehmer der Veranstaltung sofort in Quarantäne geschickt werden, unverzüglich, noch bevor sie selbst getestet wurden. Nur so verhindern wir, dass sie in der Zeit, da sie infektiös sein können, das Virus weitergeben.

**SPIEGEL:** Und wenn es in einer Schulklasse einen Infizierten gibt?

**Lauterbach:** Dann müssen alle Schüler und deren Familien für eine Woche in Quarantäne. Nur so lässt sich ausschließen, dass eine Schulklasse zu einem Superspreader-Ort wird. Mehr als eine Woche Quarantäne ist übrigens nicht notwendig. Länger sind Infizierte fast nie ansteckend, selbst wenn sie noch erkrankt sind.

**SPIEGEL:** Was würde dann künftig mit Infizierten geschehen, die bei keiner Gruppenveranstaltung waren?

**Lauterbach:** Deren Kontakte müssten die Ämter künftig nicht mehr verfolgen, sie sind für das Pandemiegeschehen nicht relevant. Ämter wie Labore hätten dann genügend Kapazitäten, um sich auf die Superspreader zu konzentrieren. Was wir bislang machen, ist reinste Ressourcenverschwendung. Die bislang verfolgte Strategie der Gesundheitsämter ist auch wissenschaftlich längst widerlegt. Wir sind nicht mehr auf der Höhe der Forschung.

**SPIEGEL:** Wäre es besser, Gruppentreffen wieder zu verbieten?

**Lauterbach:** Wir müssen jedenfalls alles tun, um große Menschenansammlungen durch Verbote und harte Strafen zu vermeiden. Bundesligaspiele mit Zuschauern sollten nicht stattfinden dürfen. Wer an Feiern teilnimmt und keinen Abstand hält, wie bei der großen Party neulich in der Berliner Hasenheide, muss mit dreistelligen Bußgeldern belegt werden, die auch wirklich erhoben werden.

**SPIEGEL:** Welche Rolle soll Ihrer Meinung nach das Robert Koch-Institut spielen?

**Lauterbach:** Es müsste sich viel aktiver in die Strategie für eine Bekämpfung der zweiten Welle einbringen. Das RKI delegiert zu viel an die lokalen Gesundheitsämter, die mit der Arbeit überfordert sind, obwohl sie sehr engagiert arbeiten. Wir brauchen vom RKI jetzt mehr als die täglichen Appelle, Abstand zu halten und Masken zu tragen, so richtig sie sind. Wir brauchen klare und hilfreiche Pläne.

Interview: Markus Feldenkirchen

es in der Erhebung nachlesen, hielten es 34 Prozent der Menschen für »extrem oder eher wahrscheinlich«, sich mit dem Virus zu infizieren. Am 21. Juli waren es 16 Prozent.

Die Bereitschaft, Einschränkungen hinzunehmen, ist seit März deutlich gesunken. Deshalb gilt es angesichts einer drohenden zweiten Welle, Vernunft und Freiheitsdrang klug auszutarieren. Vielleicht hilft dieser Satz: Kleine Einschränkungen der Freiheit verhindern den großen Freiheitsverlust, den Lockdown.

Die Wissenschaft sucht derzeit nach den besten Methoden, wie das Virus mit geringen Kollateralschäden einzudämmen ist. Forscher haben die Daten des Frühjahrs zusammengetragen und ausgewertet. Ihre Ergebnisse sind teils erwartbar, teils überraschend.

Die wichtigste Erkenntnis: Die Schließung von Schulen, Kitas und Unis senkt die effektive Reproduktionszahl maximal um 0,34. Diese Zahl gibt an, wie viele Menschen ein Infizierter im Durchschnitt ansteckt. 0,34 klingt nicht nach viel, kann aber einen entscheidenden Unterschied ausmachen, wenn es so gelingt, den R-Wert leicht zu drücken. Während ein Wert 1,34 nahelegt, dass die Zahl der Infizierten steigt, bliebe sie bei 1,0 stabil (siehe Grafik Seite 13).

Das ist das Ergebnis einer umfassenden Studie zum Thema, vorgelegt von einem Team um Peter Klimek, Statistiker beim Complexity Science Hub in Wien. Klimeks Team hat die offiziell gemeldeten Infektionsdaten und 53 Corona-Maßnahmen von 76 Regionen weltweit ausgewertet, darunter Deutschland, Frankreich, Schweden, Japan, China sowie 24 US-Bundesstaaten.

Bislang ist das Paper nur auf einem Preprint-Server erschienen und wurde noch nicht formal von Fachkollegen begutachtet. Doch einige Experten äußern sich auf Anfrage des SPIEGEL vorab positiv über die Machart der Studie. Zumal die Ergebnisse sich an vielen Stellen mit anderen Forschungsarbeiten decken.

So soll das Verbot von Großveranstaltungen wie Fußballspielen oder Konzerten nicht viel bringen. »Großereignisse haben natürlich eine große Sichtbarkeit, aber von denen gibt es ja nicht so viele«, erläutert Klimek. Entscheidender könnten die Hunderttausenden privaten Treffen sein, die es nur selten in die Schlagzeilen schaffen – in Eckkneipen, in Kirchen, bei Familienfeiern. Hier müsste Verzicht ansetzen.

Das vielleicht überraschendste Ergebnis der Wiener: Gleich an dritter Stelle der wirksamen Maßnahmen steht für sie die Kommunikation.

»Kommunikation gehört zu den effizientesten Maßnahmen, denn sie entfaltet eine gigantische Breitenwirkung, wenn nach einer Fernsehansprache oder durch eine Website viele Millionen Bürger dazu be-



Henning Schacht

**Der Krisenmanager** Erst war Gesundheitsminister Spahn gegen eine Testpflicht für Rückkehrer aus dem Urlaub, dann dafür. Auf jeden Fall kommt er zu spät mit seinem Plan. Und womöglich ist der auch noch verfassungswidrig.

wogen werden, ihr Verhalten zu ändern«, sagt Klimek. Das Abstandhalten, das Händewaschen, das korrekte Niesen in die Armbeuge, all das funktioniert nur freiwillig, es lässt sich kaum überwachen. Verordnen ist Silber, überzeugen ist Gold.

Überschätzt würden dagegen das Fiebermessen am Flughafen oder die strengen Ausgangssperren wie in Frankreich. Ob man aus dem Haus geht oder nicht, tangiere das Virus nicht weiter, vorausgesetzt, dass man sich draußen vernünftig verhält und nicht stundenlang dicht gedrängt auf Party feiert.

### **Fernsehansprachen könnten Millionen Bürger dazu bewegen, ihr Verhalten zu ändern.**

Mit diesem Ergebnis widerspricht die Wiener Studie allerdings einem viel beachteten Paper einer Gruppe von Forschern des Imperial College in London, das im Juni in der Wissenschaftszeitschrift »Nature« erschienen ist. Demnach haben Ausgangssperren doch etwas gebracht.

Mit den Studien ist es ähnlich wie mit den Zahlen: Eindeutigkeit ist selten.

Die Wiener untersuchen nur den Zeitraum von März bis April. Die Kontaktverfolgung zum Beispiel schneidet daher nicht gut ab, wahrscheinlich weil die erste Welle kein effektives Tracing zuließ und die Erfolge erst später sichtbar wurden.

Ein paar Lehren ergeben sich trotzdem. Vor allem Geschwindigkeit ist wichtig: Je schneller Maßnahmen kommen, desto besser wirken sie. Bei der Auswertung von 172 Beobachtungsstudien zeigte sich, dass das Tragen von Masken offenbar mit einem geringeren Infektionsrisiko einhergeht. Das haben Wissenschaftler und Politiker zu Beginn der Pandemie anders gesehen – und zu spät mit einer Maskenpflicht reagiert.

Man lernt also. Mit jedem erneuten Ausbruch wächst das Wissen. Das große, traurige Experiment der Menschheit läuft weiter. Bei der ersten Welle sei noch relativ ungezielt mit dem Hammer draufgehauen worden, sagt Klimek, »bei der zweiten Welle können wir hoffentlich mit dem Skalpell arbeiten«.

Eine Hoffnung bleiben die Tests, auch wenn sie als aufwendig, langsam und teuer gelten. Deshalb werden alternative Verfahren erprobt, zum Beispiel Speicheltests. Sie würden den Testpersonen die unangenehmen Nasen- und Rachenabstriche ersparen. Stattdessen könnte sich jeder einfach selbst mit dem Stäbchen durch den Mund fahren, vielleicht sogar zu Hause, ohne Aufsicht. Das natürlich würde Ehrlichkeit voraussetzen, wenn das Ergebnis positiv lautet. Eine harte Probe, wenn im Fußballstadion das Derby ansteht.

Auch Seehofer plädiert dafür, die Corona-Tests auszuweiten auf möglichst viele. »Meine Haltung war schon immer: testen, testen, testen – nur so bekommen wir einen Überblick über die Verbreitung des Virus.«

Jenseits der Tests werden neuartige Frühwarnsysteme erprobt oder erörtert.

Wie ein »Fieberthermometer für Deutschland« könnte etwa die Datenspende-App des Robert Koch-Instituts wirken. Über eine halbe Million Menschen spenden bereits Tag für Tag die Daten ihres Fitness-trackers.

Der Ruhepuls aller Spender liegt bei rund 60 Schlägen pro Minute. Wenn der Herzschlag ansteigt, deutet das auf eine besondere Belastung hin. Vielleicht eine Sommergrippe, vielleicht Covid-19.

Seit Ende Juni steigt der durchschnittliche Herzschlag der Datenspender deutschlandweit leicht an. Verbote einer zweiten Welle? Ab nächster Woche will das RKI täglich Pulsdaten veröffentlichen. Noch ist die Datenspende ein nicht repräsentatives Experiment, zu der keine wissenschaftliche Studie vorliegt.

Auch Daten aus Klärwerken könnten dabei helfen, Corona-Hotspots früher zu erkennen. Seit Jahren wird das Abwasser auf Spuren illegaler Drogen untersucht. Nun fahnden Forscher vom Helmholtz-Zentrum für Umweltforschung in Leipzig nach Viruspartikeln im Abwasser. Ergebnisse aus Australien sind vielversprechend, das zeigt ein Paper, das in der Oktoberausgabe der Zeitschrift »Science of the Total Environment« erscheinen soll.

Ein solches Abwasserwarnsystem könnten den Gesundheitsämtern um Tage voraus sein, und es würde sogar jene Infizierten erfassen, die symptomfrei sind oder aus Angst vor Quarantäne keinen Test machen wollen.

Kombiniert könnten Puls- und Abwasserforschung helfen, die Zeit zu überbrücken, bis ein Impfstoff gefunden wird.

Mindestens 160 Impfstoffprojekte laufen derzeit weltweit, fünf davon befinden sich in der aufwendigen Klinischen Phase III, bei der ein Impfstoff an mehr als tausend Freiwilligen getestet wird, von Teams aus den USA, Großbritannien und Deutschland. Ein Paradox dabei: Die niedrigen Infektionsraten in einigen Ländern verlangsamten die Forschung, denn von den Probanden werden zu wenige krank, um zu

erkennen, ob die Impfung sie schützt. Je heftiger also die Corona-Pandemie wütet, desto schneller bekommen Forscher die notwendigen Daten zusammen.

Am schnellsten sollen einige russische Forscher sein, Regierungskreise behaupten, bald die Bevölkerung impfen lassen zu können. Phase III wurde indes noch nicht einmal begonnen.

Ein seriös getesteter Impfstoff kann eine zweite Welle in diesem Jahr sicherlich nicht mehr verhindern.

## Niedrige Infektionszahlen behindern die Entwicklung eines Impfstoffs.

Sollte sie kommen, würde ein neuer Lockdown vor allem die Wirtschaft treffen, mit vielen Pleiten und Millionen Arbeitslosen. Anfang Juni hat die OECD vorhergesagt, dass die Weltwirtschaftsleistung dann noch einmal um rund zwei Prozentpunkte stärker einbrechen würde.

Noch ist die Stimmung in den deutschen Unternehmen eher optimistisch trotz der katastrophalen Lage im Exportmarkt USA. Von einer »überraschend positiven Entwicklung« spricht Timo Wollmershäuser, Konjunkturforscher beim Münchner Ifo-Institut. Noch im Mai hat er vorausgesagt, dass die Wirtschaft dieses Jahr um rund 6,7 Prozent schrumpfen werde. Inzwischen taxiert er das Minus deutlich niedriger, auf 5,1 Prozent.

Entspannt geben sich auch die Wirtschaftsplaner der Regierung. Bleibt die zweite Welle auf einzelne Regionen und Wirtschaftssektoren beschränkt, halten sie keine weiteren Konjunkturprogramme für erforderlich. Und selbst wenn es wider Erwarten zu einem zweiten Lockdown käme, fühlen sich die Beamten gewappnet.

Zwar nimmt der Bund in diesen Wochen so viele Kredite auf wie nie zuvor.

Doch der staatliche Schuldenstand liegt noch immer deutlich unter dem Rekordniveau während der Finanzkrise. »Wenn es ganz schlimm kommt«, heißt es in den zuständigen Berliner Ministerien, »haben wir genug Reserven.«

Zudem haben viele Betriebe inzwischen gelernt, das Virus in Schach zu halten. Wie das geht, demonstriert jenes Unternehmen, mit dem in Deutschland alles anfangs: der bayerische Autozulieferer Webasto. Regelmäßig tagt dort eine Corona-Taskforce, seit Ende Januar. Damals hatte eine chinesische Mitarbeiterin einen Kollegen am Stammsitz angesteckt.

Schnell erstellte das Unternehmen Listen der Mitarbeiter, mit denen die chinesische Kollegin und Deutschlands Patient Nummer eins in Kontakt waren. Ein Testraum wurde eingerichtet, in dem das Gesundheitsamt Abstriche bei den jeweiligen Betroffenen vornehmen konnte.

Noch bevor die Infektionskette bei dem Zulieferer gestoppt war, legte die Notfalltruppe ein Handbuch an, das sie über den Branchenverband VDA auch anderen Unternehmen zur Verfügung stellte. »Im Prinzip funktioniert nach diesem Muster auch heute noch unsere Präventionsstrategie«, sagt Webasto-Chef Holger Engelmann. Sobald unter den weltweit 14 000 Mitarbeitern ein Fall auftaucht, werden konsequent dessen Kontaktpersonen ermittelt.

Am Mittwoch fand wieder eine Taskforce-Sitzung statt. Diesmal ging es vor allem um die Frage, wie mit den heimkehrenden Urlaubern zu verfahren sei. Webasto hat sich für ein striktes Vorgehen entschieden: Wer privat in ein Risikogebiet reist, muss nach seiner Rückkehr ein negatives Testergebnis vorweisen oder in häuslicher Quarantäne arbeiten. »Wir bleiben weiter konsequent bei unserer vorsichtigen Strategie«, sagt Engelmann.

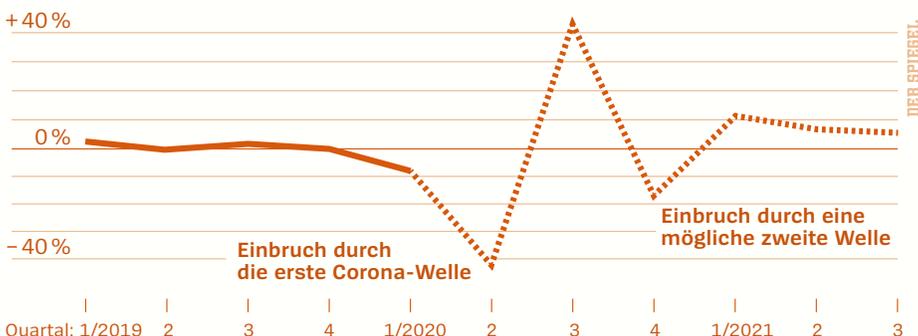
Von Konsequenz ist bei den Politikern in Berlin hingegen nichts zu merken. Es wirkt immer noch so, als wären Entscheidungen eher Zufallsprodukte und von der aktuellen politischen Stimmungslage abhängig. Einen umfassenden Plan für eine zweite Welle scheint es nicht zu geben.

»Dieses Rumgeeiere von Spahn finde ich nicht akzeptabel«, sagt Thüringens Ministerpräsident Bodo Ramelow. »Mit diesem Hin und Her verunsichern wir die Menschen nur.« Aus den Staatskanzleien der Länder allerdings kommen ebenfalls kaum Überlegungen, die über die nächsten zwei Wochen hinausreichen.

Die allgemeine Lethargie wird allenfalls durch den SPD-Corona-Experten Lauterbach gestört, der das sture Festhalten am erprobten Instrumentarium für fahrlässig hält und eine radikal andere Strategie für die Gesundheitsämter fordert. Statt in jedem Fall die Kontaktpersonen aufzuspü-

## Zweite Delle

Deutsches Bruttoinlandsprodukt, Veränderung zum Vorquartal aufs Jahr gerechnet, OECD-Projektion





Marcel Kusch / dpa

**Die Masken** Nicht alle wollen sie tragen, manche protestieren gegen die Corona-Politik, indem sie darauf verzichten. Und beim Feiern stören sie auch. Doch Studien legen inzwischen nahe, dass Masken das Infektionsrisiko verringern können. Viele Politiker und Wissenschaftler haben das zunächst anders gesehen.

ren, sollten sich die Gesundheitsämter auf sogenannte Superspreader konzentrieren. Anders als es die Wiener Studie postuliert, hält er viel davon, Großveranstaltungen zu verbieten.

Niemand kennt die ganze Wahrheit über Corona. Aber es gibt Fehler und Schlampereien, die kaum zu entschuldigen sind. Ein Beispiel ist die Corona-Warn-App, die mehr als 16 Millionen Mal heruntergeladen wurde.

Er sei damit »richtig zufrieden«, sagte Bundesinnenminister Horst Seehofer im Juni vor dem Innenausschuss, sie sei eine »große Leistung« der Entwickler von SAP und Telekom und der Mitarbeiter in den Ministerien. Stimmt das?

»Nicht auf allen Mobiltelefonen lief die Anwendung der App ohne Einschränkungen«, musste der Kollege Spahn am vorigen Wochenende in einer gemeinsamen Erklärung mit den Entwicklern einräumen. Um sämtliche aktuelle Warnungen angezeigt zu bekommen, empfehlen SAP und Telekom, die App »sicherheitshalber einmal pro Tag zu öffnen«.

Von den Nutzern wird also weiterhin eine Menge erwartet: freiwilliger Download, tägliches Checken – und dann sollen sie sich im schlimmsten Fall als infiziert melden, was mitunter gar nicht so einfach ist.

Viele positiv getestete Anwender müssen immer noch bei einer »Verifizierung-Hotline« anrufen. Dort haben sie Fragen zu beantworten, um zu beweisen, dass sie tatsächlich positiv getestet wurden – und keine Trolle sind, die Schindluder treiben. Zwischen 700 und 2500 Anrufe täglich werden registriert.

Die Notlösung braucht es, weil immer noch nicht alle Testlabore digital angebunden sind und in manchen Arztpraxen, Gesundheitsämtern und Laboren die notwendigen Unterlagen fehlen. Wer sich Warteschleifen sparen will, benötigt vom Arzt oder Gesundheitsamt nämlich ein Formular mit QR-Codes, um sein positives Testergebnis in der App registrieren zu können. Dank der App ist die Welt nun um zwei Formulare reicher, 10C (für Praxen) und OEGD (für Ämter). Leider kommen manche Druckereien nicht hinterher, und auch die Auslieferung zieht sich. Bei der deutschen App fehlt es also am Papier. Auch eine Pointe.

Und dann ist da noch die Frage: Was macht eigentlich die Bundeskanzlerin in diesen Tagen? Man weiß, dass sie im Urlaub weilt, doch auch davor war ihr Corona-Management kaum noch wahrnehmbar.

Zunächst sehr aktiv in der Krisenpolitik, hat sich Angela Merkel weitgehend zu-

rückgezogen, als einige Ministerpräsidenten ihrem eher straffen Kurs nicht mehr folgen wollten. Zuletzt schien sie sich nur noch für die europäischen Belange der Krise zu interessieren. Was die Innenpolitik anbelangt, wirkte es so, als ginge sie das Virus nichts mehr an. Koordinierungsrunden mit den Ministerpräsidenten blieben aus.

Auch das Corona-Kabinett mit ausgewählten Ministern, das sich zweimal in der Woche unter ihrer Leitung traf, tagt mittlerweile nicht mehr. Immerhin gibt es erste Überlegungen, es nach der Sommerpause wieder einzuberufen.

Auch um wieder ein wahrnehmbares Zentrum der Corona-Politik in Deutschland zu schaffen. Schließlich zeigt die Wiener Studie deutlich, was in einer Krise besonders wirkt: Kommunikation.

Markus Becker, Felix Bohr, Markus Feldenkirchen, Jan Friedmann, Hubert Gude, Claus Hecking, Dietmar Hipp, Martin Knobbe, Julia Köppe, Matthias Kreienbrink, Dirk Kurbjuweit, Walter Mayr, Veit Medick, Marcel Rosenbach, Lydia Rosenfelder, Alexander Sarovic, Michael Sauga, Cornelia Schmergal, Hilmar Schmundt, Ansgar Siemens, Benita Stalmann, Gerald Traufetter, Christian Volk, Wolf Wiedmann-Schmidt, Rebekka Wiese, Steffen Winter

# Das Experiment

**Bildung** Fast fünf Monate hatten Politik und Behörden Zeit, die Schulen fit zu machen für einen regulären Betrieb mit Corona. Passiert ist wenig. Zum Start ins neue Schuljahr klagen Schulleiter über fehlende Vorgaben, gut vorbereitet sind die wenigsten Lehranstalten.



**Physiklehrer Blanck im Oskar-Picht-Gymnasium in Pasewalk:** »Überall hat die Vorsicht abgenommen«

Milos Djuric / DER SPIEGEL

**D**ie Flure sind leer und blank geputzt, in den Klassenräumen stehen die Stühle auf den Pulten. Nichts erinnert im Oskar-Picht-Gymnasium, einem neogotischen Backsteingebäude im vorpommerschen Pasewalk, an die bedrückenden Monate bundesdeutscher Bildungsgeschichte. Es sind die letzten Tage der Sommerferien, ein paar Pädagogen sitzen in verschiedenen Konferenzräumen, sie bereiten das neue Schuljahr vor. Von Corona keine Spur.

Ab Montag sollen hier wieder täglich 440 Schülerinnen und Schüler unterrichtet werden, in Deutsch und Mathematik, in Englisch, Physik, Geschichte, das volle Programm. Es ist ein Experiment, auf das

die ganze Republik schaut: Ist es möglich, trotz Pandemie, in den Schulen wieder normalen Unterricht abzuhalten?

Das haben die Kultusminister versprochen, die »Wiederaufnahme des Regelbetriebs«, nach den großen Ferien, natürlich unter besonderen Hygienevorkehrungen: im Klassenverbund, von morgens bis in den Nachmittag – statt digitaler Improvisation, Frust und Chaos. »Ich glaube, diesmal freuen sich sogar die Schüler richtig darauf«, sagt Cornelia Kühne-Hellmessen, 59, die Schulleiterin des Oskar-Picht-Gymnasiums. Mecklenburg-Vorpommern startet als erstes Bundesland in die neue, alte Zeit.

Aber kann der Re-Start gelingen, gerade wenn die Infektionszahlen wieder steigen?

Trotz aller Besorgnis sei sie zuversichtlich, sagt die Direktorin, »sicher, jeden Tag kann etwas passieren, wir müssen das Drohende auch ein bisschen ausblenden, denn es geht jetzt darum, dass die Kinder wieder richtig lernen können«.

In Pasewalk, 10 000 Einwohner, ein akuter Covid-19-Fall, kann man das Drohende vielleicht ausblenden. In Hamburg (Schulstart 6. August), Berlin (10. August) oder Nordrhein-Westfalen (12. August) eher nicht.

Dort und in vielen anderen Regionen, wo das Virus präsenter ist, blicken Schüler, Eltern und Lehrer kritisch auf das, was Politiker und Behörden unternommen haben, um das Versprechen vom Regelbe-

trieb einzulösen. Sie zweifeln daran, dass die Strategien taugen für ein Schulleben mit Corona.

**Der Lehrer einer Grundschule** im Raum Bonn ist frustriert. Und sauer. So sauer, dass er seinen Namen in diesem Text nicht lesen will, er fürchtet, Ärger mit seiner Behörde zu bekommen. »Ich habe manchmal gedacht: Die ticken doch nicht sauber«, sagt der 55-Jährige. Mit »die« meint er jene im nordrhein-westfälischen Schulministerium, »die wirklich keine Ahnung haben von dem, was in den Schulen los ist«.

Es gebe die Ansage, dass in Grundschulen feste Lerngruppen ohne Abstandsbeschränkungen zusammen unterrichtet werden können. »Das klingt ja gut«, sagt der Pädagoge, »nur haben wir bei uns jahrgangsstufenübergreifenden Unterricht von Klasse eins bis vier – feste Gruppen gibt es da gar nicht.«

Auch die Kurzfristigkeit der Anweisungen aus Düsseldorf nervt den Lehrer. Die liege, vermutet er, an den Strukturen des Politikbetriebs: »Mittwochs gab es immer die Runde der Ministerpräsidenten mit Angela Merkel, donnerstags haben die Kultusminister einen Beschluss gefasst, freitags und manchmal auch erst samstags kam die Mail des Ministeriums an die Schulen – und wir sollten das dann alles am Montag schon umgesetzt haben.«

Die Kolleginnen und Kollegen an seiner Schule seien deshalb schon vor den Ferien an die Grenzen ihrer Kraft gelangt. Sie betreuten einen Teil der Kinder im Präsenzunterricht und die anderen parallel im Fernmodus. »Das war die ganze Zeit eine doppelte Arbeitsbelastung.« Anderthalb Wochen vor dem ersten Schultag gebe es »vom Ministerium bislang nur Allgemeinplätze«.

Da ist Cornelia Kühne-Hellmessen in Pasewalk weiter, zumindest in der Theorie weiß sie, wo es langgehen soll. Das Kultusministerium in Schwerin hat mittlerweile das 85. Hinweisschreiben zum Umgang mit Corona an die Schule geschickt.

Danach werden feste Altersgruppen gebildet, die untereinander keinen Abstand halten müssen, sich mit anderen aber nicht treffen oder vermischen sollen. Die erste bis vierte Klasse gehören zusammen, die Jahrgangsstufen 5 und 6, 7 und 8 sowie 9 und 10, schließlich die Oberstufe. »Es gilt, jegliche Pulkbildung zu vermeiden«, sagt die Schulleiterin.

In der Kantine dürfen die Schüler nur in den Räumen für ihre Altersgruppe essen, in den Gängen, Treppenhäusern und bei Konferenzen gilt weiterhin: 1,50 Meter Abstand halten. Auf dem Pausenhof will Kühne-Hellmessen mit Absperrbändern feste Flächen für jede Altersgruppe markieren lassen.

Die Leitfäden der Kultusminister weisen ansonsten auf Selbstverständlichkeiten wie Stoßlüftung und Niesetikette hin. Zu vielen wichtigen Fragen gibt es bislang keine Antworten. Heidrun Elbracht, Leiterin der Janusz-Korczak-Gesamtschule in Gütersloh, sieht das jedenfalls so. Sie warte etwa auf Informationen darüber, wie es mit Lehrkräften weitergehe, die vor den Ferien per Attest vom Präsenzunterricht befreit wurden, weil sie zu einer Risikogruppe gehören.

An ihrer Gesamtschule waren zuletzt 16 Kolleginnen und Kollegen vom Unterrichten befreit. »Wenn es in zwei Wochen nur 10 sind, die auch nur in Teilzeit mit je 20 Stunden arbeiten, dann fehlen mir schon 200 Unterrichtsstunden pro Woche«, rechnet Heidrun Elbracht vor.

Überall in der Öffentlichkeit, in Behörden und Geschäften, klagt die Schulleiterin, würden Plexiglaswände montiert und Verhaltensweisen angeordnet: »Aber für 1400 Menschen hier in der Schule gibt es

## Deutschlands Lehrerschaft

Voll- und teilzeitbeschäftigte Lehrkräfte an allgemeinbildenden Schulen nach Alter

Schuljahr 2018/19

Quelle: Destatis

unter 30-Jährige

7,3 Anteil in Prozent\*

30- bis 39-Jährige

28,0

40- bis 49-Jährige

26,6

50- bis 59-Jährige

25,4

60-Jährige und älter

12,4

Hamburg: 9,0

Thüringen: 19,2

\*an 100 fehlende Prozent: keine Angabe

Für »völlig grotesk« hält die GEW-Chefin die Stuttgarter Regeln zur Maskenpflicht: An Grundschulen müssen sie nicht getragen werden, an weiterführenden Schulen sind sie außerhalb des Klassenzimmers Pflicht. »Vespern ist aber erlaubt«, sagt Moritz. »Wenn ich als Schüler keine Maske tragen will, renne ich einfach die ganze Zeit mit einem Pausenbrot in der Hand herum.«

Die baden-württembergische Bildungsministerin Susanne Eisenmann hat es zur obersten Priorität erklärt, dass »wir alle gemeinsam eine zweite Welle verhindern«. Nur wie, darüber gehen die Vorstellungen auseinander. Lehrerverbände hätten gern Klarsichtscheiben vor den Pulten. Das Schulministerium möchte die Pädagogen verstärkt als Wachtmeister einsetzen: Vor den Schultoiletten solle es »zumindest in den Pausen« Eingangskontrollen geben, um die Zahl der Nutzer zu beschränken.

Und: »Sofern sich im unmittelbaren Umkreis der Schule Warteplätze für den Schülerverkehr oder den öffentlichen Personennahverkehr befinden«, so heißt es im Hygieneplan, »muss nach Schulschluss durch geeignete Aufsichtsmaßnahmen dafür gesorgt werden, dass Abstands- und Hygieneregeln auch dort eingehalten werden.« Geht's noch? – fragen sich viele Lehrer.

**Zur Wahrheit im Binnenverhältnis** zwischen den Ministerien und ihren Lehrbetrieben gehört allerdings auch, dass manche Schulleiter ganz froh sind, wenn das Korsett der Regeln nicht allzu eng geschnürt ist. Tatjana Strucken gehört zu dieser selbstbewussten Spezies. Die 45-Jährige führt die Europaschule in Kerpen zwischen Köln und Aachen, ein Gymnasium mit fast 2000 Schülern und einem Kollegium, »mit dem wir unheimlich viel hinkommen«, wie sie sagt.

Als die Schulen Mitte März schließen mussten, richteten versierte Lehrerinnen und Lehrer innerhalb eines Wochenendes eine Online-Lernplattform mit Gruppen für alle Schüler und Lehrkräfte ein. Andere schulten in Ad-hoc-Fortbildungen die Kollegen in digitalen Unterrichtsmethoden. Danach, sagt Tatjana Strucken, habe der Start in den Unterricht auf Distanz relativ gut funktioniert.

In den Sommerferien haben Strucken und ihr Leitungsteam zwei vollwertige Stundenpläne fürs neue Schulhalbjahr entwickelt: einen mit regulärem Unterricht und einen mit reduzierten Gruppen. Wenn es übernächste Woche losgehe, sei die Europaschule auf das Szenario einer Teilschließung vorbereitet: »Wir bekommen aus dem Stand einen sinnvollen Wechsel zwischen Präsenz- und Distanzunterricht hin.«

Eine Standardlösung für alle Schulen hält Tatjana Strucken eher für ein Hemmnis: »Schulen sind für eine zentrale Steue-

rung, erst recht in Krisensituationen, viel zu individuell.«

Das gilt auch, wenn der Wissensstand sich von Woche zu Woche weiterentwickelt, etwa in der Frage, wie infektiös Kinder wirklich sind. Eine gesicherte Antwort steht aus, aber es zeichnet sich ab, dass Kinder unter zehn Jahren deutlich weniger infektiös sind als der Durchschnitt der Bevölkerung. Das berechneten südkoreanische Forscher, nachdem sie fast 60 000 Kontakte von mehr als 5700 Covid-19-Infizierten ausgewertet hatten. Die Kinder gaben das Virus nur an fünf Prozent der Haushaltsmitglieder weiter.

Ältere Schüler zwischen 10 und 19 Jahren waren hingegen deutlich infektiöser als der Bevölkerungsschnitt und steckten 18,6 Prozent der Mitbewohner an.

Für den Schulalltag bedeutet das: Was für Erstklässler derzeit unbedenklich scheint, wird auf weiterführenden Schulen zum Spiel mit dem Feuer. In Israel führte das frühe Öffnen der Schulen im Frühjahr zu einem Rückschlag in der Virusbekämpfung – und zum erneuten Lockdown der Lehrstätten.

Die Schließung von Schulen, Kitas und Universitäten, so hat es das Forschungszentrum Complexity Science Hub in Wien ermittelt, habe die Reproduktionszahl, die die Neuansteckungen misst, klar gemindert. Das Team um den Statistiker Peter Klimek ist sich sicher: »Schulschließungen sind sehr wirksam.«

**Michael Blanck ist Lehrer** für Mathematik und Physik am Oskar-Picht-Gymnasium in Pasewalk. Er gibt zu, dass unter den Lehrkräften die Unsicherheit groß sei, sich ungeschützt vor die Klasse zu stellen. »In der Schule achten wir auf die Hygienevorschriften, aber was macht der Schüler oder die Schülerin vor oder nach dem Unterricht? Ich weiß nicht, wo sie im Urlaub waren, ob sie eine Party gefeiert und mit anderen aus einer Flasche getrunken haben.« Blanck, 60, Landesvorsitzender des Verbandes Bildung und Erziehung, hätte sich eine Maskenpflicht im Schulgebäude gewünscht. Er selbst will immer dann einen Schutz überstreifen, wenn er im Unterricht den Schülern nahe kommt.

»Überall hat die Vorsicht abgenommen«, sagt Blanck, »wo ist unsere Handhabe gegenüber Schülern und Schülerinnen, die anhaltend gegen Corona-Regeln verstoßen?« Auch seine Chefin Kühne-Hellmessen ist sich darüber bewusst, dass »jede Unterrichtsstunde im Regelbetrieb ein Risiko birgt«. Sie empfindet das als besonders belastend: »Diese anhaltende Ungewissheit, ständig mit allem rechnen zu müssen. Wir können nur von einem Tag auf den anderen denken.«

Der von den Kultusministern gern nachgeschobene Satz »sofern es das Infektionsgeschehen zulässt« heißt nichts anderes

als: Mit einer Zwangsquarantäne von Klassen oder Stufen, gar der Schließung ganzer Lehranstalten ist jederzeit zu rechnen.

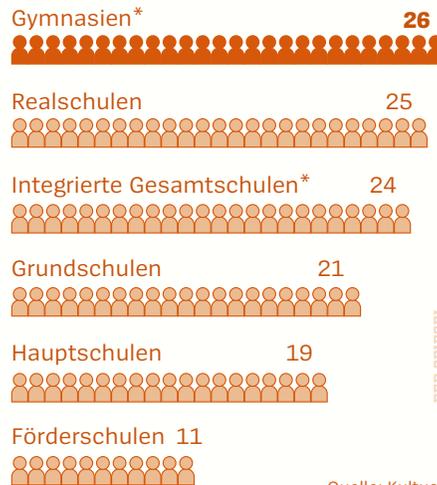
Und dass die Schulen, knapp ein halbes Jahr nach der ersten Welle, auf diesen Moment organisatorisch gut vorbereitet sind, behaupten nur ganz wenige.

Heike Riedmann von der Initiative »Familien in der Krise« bekommt fast täglich Nachrichten von »total verunsicherten Eltern«, die nicht wissen, ob ihr Kind mit einer Schnupfnase eingeschult werden dürfe oder wann es in Quarantäne müsse. In Bruchsal wurden 46 Viertklässler nach dem Kontakt mit einer positiv getesteten Lehrerin nach Hause geschickt – die etwa Zehnjährigen sollten sich auf Geheiß des Karlsruher Gesundheitsamts in häusliche Isolation begeben und möglichst von anderen Familienangehörigen fernhalten.

Viel Zeit, meint Riedmann, sei ungenutzt verstrichen seit März. »Die Ministerien hat-

## Wo es sich drängt

Durchschnittliche Schülerzahl je Klasse an allgemeinbildenden Schulen, 2018



ten Monate, um technische Probleme zu lösen, Lehramtsstudenten anzuheuern, zusätzliche Räume für die dunkle Jahreszeit anzumieten, wenn absehbar Klassen aufgeteilt werden müssen.« Nur die Schultore aufzumachen und zu schauen, ob es schiefgehe oder nicht – das sei zu wenig.

Auch Stephan Wassmuth, Vorsitzender des Bundeselternrats, kritisiert, dass die Zeit weder genutzt worden sei, um »Lehrpläne zu entschlacken«, noch um alle Schulen auf digitalen Unterricht vorzubereiten, wenn das Infektionsgeschehen neue Lockdowns nötig macht. Dass jede Schule selbst versuche, ein passendes Online-Lernsystem zu finden, sei Ressourcenverschwendung. »Warum«, fragt der Elternvertreter, »kann das nicht vom Bund gesteuert werden?«

Laut einer Umfrage von Lehrerverbänden ist in Baden-Württemberg die digitale Ausstattung in drei Viertel aller Schulen so schlecht, dass ein Unterricht auf Distanz nicht möglich ist. Eine zentrale Bildungsplattform namens »Ella« bekam das Kultusministerium nicht zum Laufen, viele Lehrer besitzen nicht mal dienstliche E-Mail-Adressen. Ähnlich ergeht es Pädagogen in Mecklenburg-Vorpommern. Bei der neuen digitalen Lernplattform »Itslearning« konnten sich viele Schulen erst gar nicht anmelden.

Wer solche Ausrüstungsprobleme gelöst hat wie Axel Beyer, Leiter der Modernen Schule im Hamburger Stadtteil Groß-Borsstel, darf sich auf den Schulbeginn in knapp zwei Wochen freuen: »Wir sind auf alles vorbereitet.« Im Falle eines zweiten Lockdowns könnten die Schüler bei ihm Übergangslos online unterrichtet werden. Beyer sitzt an einem verregneten Tag Ende Juli in einem der Klassenzimmer, an der Wand hängt eine elektronische Tafel, auf der die Lehrer schreiben, Arbeitsblätter und Videos zeigen können.

Jeder Lehrer, sagt Beyer, habe einen PC und jeder Schüler ein Tablet erhalten, alle seien miteinander vernetzt. Bis zu den Sommerferien habe es Unterricht über das Programm Microsoft Teams gegeben, mit dem die Nutzer den Bildschirm teilen können. Die Schüler sehen dabei gleichzeitig den Lehrer und den Lösungsweg einer Matheaufgabe.

Beyer ist in einer besonderen Situation. Er leitet eine Privatschule, das Equipment zu besorgen war kein mühsamer, von Vorschriften gehemmter Verwaltungsakt, sondern reines Management. Die Lehrer benutzen schon ein elektronisches Klassenbuch, in dem etwa die Hausaufgaben und Anwesenheiten registriert werden. »Wenn sich ein Schüler morgens nicht pünktlich anmeldet, bekommen die Eltern eine Nachricht aufs Handy«, sagt Beyer.

Die Realität im staatlichen Schulbetrieb ist meist eine andere. Da gibt es Mütter wie Doreen Borchert, 37, alleinerziehend, chronisch lungenkrank und damit zu großer Vorsicht in Covid-19-Zeiten angehalten. Die Bürokauffrau aus München hat versucht, 25 Stunden in der Woche im Homeoffice zu arbeiten und nebenbei die zweijährige Tochter zu bespaßen und den achtjährigen Sohn beim Fernunterricht zu unterstützen.

Doch ihr privater Laptop ist zu alt, um die Lernvideos abzuspielen, die sich der Schüler hätten anschauen sollen. Also teilten sich Mutter und Sohn den Arbeitslaptop, vormittags war sie dran, nachmittags er. Nur habe er dann an den Videochats mit den Lehrern nicht teilnehmen können.

Nach den Pfingstferien, als in Bayern der Präsenzunterricht wieder begann, ging der Sohn jeden zweiten Tag in die Schule –



Julian Rettig / DER SPIEGEL

**Unternehmerin Abendschön-Sawall, Familie:** »Wir reißen uns als Eltern ein Bein aus – und dann so was«

weil die Klasse geteilt worden war. Gelehrt wurde nur zwei Stunden. Die Umstände frustrierten ihn, sagt Doreen Borchert, »worunter seine Motivation litt«.

**In Mecklenburg-Vorpommern** soll es zum Schulstart erst einmal eine Lernstandserhebung geben wie in anderen Ländern. Es gilt festzustellen, wie viel die Schüler versäumt haben. »Einige haben auch im Digitalunterricht gute Erfolge erzielt«, sagt die Pasewalker Schulleiterin Kühne-Hellmessen, »bei anderen ist sehr viel auf der Strecke geblieben.« Die Schulen seien gehalten, sich um die schwächeren Schüler nun gezielt und individuell zu kümmern, »wir werden uns der Herausforderung stellen«. Überzeugt, dass das gelingt, klingt die Pädagogin nicht.

Zu groß scheint die Differenz zwischen Wollen und Können. Bildungsministerin Bettina Martin (SPD) sieht es zwar als dringend geboten, »die Belange der Kinder nach vorn zu rücken – ihr Recht auf Bildung muss endlich wieder eingelöst werden«.

Andererseits muss Martin einräumen, dass sie für die 563 Schulen ihres Landes nur einen Mindestunterricht von vier Stunden täglich für Grundschulen und fünf Stunden täglich für weiterführende Schulen garantieren kann. Für Präsenzunterricht fehlen ihr derzeit 400 Lehrer, die als

Risikogruppe daheim arbeiten: »Ich kann nur das versprechen, was realistisch ist.«

Was es heißt, wenn die Belange von Kindern dem Gesundheitsschutz einer ganzen Nation untergeordnet werden, musste Zarah Abendschön-Sawall über Monate durchleben. Die 34-Jährige aus der Nähe von Heilbronn hat fünf Kinder, zwei gehen in die Schule. Der Sohn, 13, sei mit den Schulschließungen gar nicht klargekommen. Er leidet an ADHS, sei daheim regelmäßig ausgeflippt, habe herumgeschrien und Türen zugeschlagen. Bei ihrer Tochter, 12, stelle sie nach monatelangem Schulausfall Lücken in Englisch und Mathematik fest: »Am Anfang haben wir noch gemeinsam Schulaufgaben gemacht, doch irgendwann sind wir nachlässiger geworden, weil die Kraft gefehlt hat.« Abendschön-Sawall ist berufstätig, sie übernimmt gerade den elterlichen Maschinenbaubetrieb.

Von etlichen Lehrern ist die Unternehmerin enttäuscht. Eigentlich hätte es in den letzten Tagen vor den Sommerferien die Gelegenheit gegeben, versäumten Stoff nachzuholen. Stattdessen habe die Tochter am Montag in der Schule ausschließlich Unterhaltungsfilme geschaut: »In der ersten und zweiten Stunde ›Percy Jackson‹, in der dritten und vierten die ›Vorstadtkrokodile‹ und in der fünften und sechsten ›Ratatouille‹.« Abendschön-

Sawall ist entsetzt: »Wir reißen uns als Eltern ein Bein aus – und dann so was.«

Der Hamburger Bildungssenator Ties Rabe fordert für das neue Schuljahr veränderte Prioritäten: »Das Glück und der Bildungsanspruch von Kindern und ihre soziale Entwicklung sind bisher viel zu kurz gekommen.« Der Unterrichtsausfall der letzten Monate sei noch zu verkraften gewesen, meint der SPD-Politiker, »aber es darf nicht mehr werden, sonst fürchte ich dauerhafte Beeinträchtigungen für diese Schülergeneration«.

Während Elternverbände bereits eine Anpassung der Abiturprüfungen 2021 an den reduzierten Unterrichtsumfang fordern, sorgt sich Rabe derzeit mehr um die Chancen der Schulabgänger, einen Ausbildungsplatz zu finden – weil an Hamburger Schulen die intensive Berufsvorbereitung und Kontaktvermittlung weggefallen sei.

Wenn die Infektionszahlen wieder steigen, dürfe der Regelbetrieb der Schulen nicht zu schnell infrage gestellt werden, sagt Rabe. »Ich wünsche mir, dass wir beim nächsten Mal nicht die Schulen und Kitas als Erstes schließen, sondern dass wir sagen: Die schließen wir zuletzt.«

Jan Friedmann, Annette Großbongardt, Kristin Haug, Armin Himmelrath, Hilmar Schmundt, Alfred Weinzierl, Steffen Winter

# »Das war zu erwarten«

**Jugendliche** Feiern, Freunde treffen, sorglos sein – alles normale Bedürfnisse, sagt die Psychologin Karina Weichold. Aber ein Problem in der Corona-Zeit. Verbote könnten helfen, mehr Mitsprache wäre besser.



Anne Günther / UNIVERSITÄT JENA

*Weichold, 46, ist Professorin für Psychologie an der Friedrich-Schiller-Universität in Jena. Sie erforscht seit Jahren problematisches Verhalten von Jugendlichen und jungen Erwachsenen – und unter welchen Bedingungen sie sich positiv entwickeln.*

**SPIEGEL:** Frau Weichold, wenn Sie die Bilder von Pulks feiernder junger Menschen sehen, gegen alle Corona-Regeln: Was denken Sie?

**Weichold:** Ich würde sagen: Das war zu erwarten. Junge Menschen waren über Monate extremen Beschränkungen unterworfen, wie wir alle. Sie saßen isoliert zu Hause, konnten nicht ihre Freunde treffen. Menschen in diesem Alter streben danach, ihre Individualität auszuleben, Menschen zu treffen und zum Teil auch riskantes Verhalten zu zeigen. Viele holen all das jetzt nach.

**SPIEGEL:** Sie klingen nicht arg besorgt.

**Weichold:** Natürlich bin ich alarmiert, wenn ich mir die jüngsten Infektionszahlen anschau und sehe, dass junge Menschen häufiger von Infektionen betroffen sind als andere Altersgruppen.

**SPIEGEL:** Studien zeigen, dass durch Corona ausgelöste Ängste bei jungen Menschen schneller schwanden als in anderen Altersgruppen. Fehlt den Jüngeren der Sinn für Gefahren?

**Weichold:** Wenn wir generell auf die Risikobereitschaft im Laufe eines Lebens blicken, ist sie beim Übergang vom Jugend- ins Erwachsenenalter am höchsten, zwischen 18 und 25 Jahren. Das gilt speziell für die Bereiche Gesundheit und Freizeit.

**SPIEGEL:** In Deutschland haben 18- bis 24-Jährige das höchste Risiko, im Straßenverkehr zu verunglücken.

**Weichold:** Jugendliche werden risikobereiter, wenn sie mit Gleichaltrigen zusammen sind. Es gibt dazu eindrucksvolle Experimente. Jugendliche wurden gebeten, in einem Fahrsimulator eine Strecke abzufahren. Sie waren prinzipiell gute Fahrer, kannten die Regeln. Doch sobald man ihnen sagte, ihre Freunde würden im Nebenraum stehen und ihnen zuschauen, verhielten sie sich leichtsinniger. Sie fuhr schneller, bauten häufiger Unfälle.

**SPIEGEL:** Bei Erwachsenen lässt sich das nicht beobachten?

**Weichold:** Nein, die fahren unter potenzieller Beobachtung genauso wie allein. Eine Erklärung lautet: In der Jugend und im frühen Erwachsenenalter verändert sich unser Gehirn massiv. Menschen lechzen zu der Zeit nach Belohnung, nach der Wertschätzung von anderen in ihrem Alter. Das bestimmt und erklärt ihr Verhalten teilweise auch jetzt in der Corona-Zeit.

**SPIEGEL:** Wie kann man junge Menschen dazu bringen, Abstands- und Hygieneregeln weiterhin einzuhalten?

**Weichold:** Mir ist wichtig, die jungen Menschen nicht als Treiber einer neuen Infektionswelle zu stigmatisieren. Der Großteil hält sich vermutlich weiterhin an die Regeln. Zudem richteten sich in den vergangenen Monaten die meisten Appelle an Risikogruppen, meist an ältere Menschen. Junge Menschen standen gar nicht im Fokus.

**SPIEGEL:** War das ein Fehler?

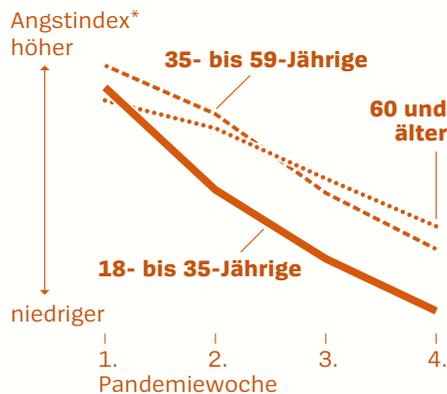
**Weichold:** Es kann jedenfalls unter den jungen Menschen das Gefühl verstärkt haben, sie seien von der Pandemie kaum betroffen. So entstehen Gefühle der Unverwundbarkeit und Sorglosigkeit, die in dieser Lebensphase an sich schon sehr ausgeprägt sind.

**SPIEGEL:** Und nun?

**Weichold:** Aus der Forschung zur Drogenprävention wissen wir: Es bringt nichts, auf

## Auf Schock folgt Wagemut

Wie dauerhaft durch die Coronakrise ausgelöste Ängste in verschiedenen Altersklassen wirken



\* aus den Antworten auf Einzelfragen ermittelt, Basis: jeweils 3600 Befragte des German Internet Panels vom 20. März bis 16. April 2020

Quelle: Uni Mannheim

gesundheitliche Folgen hinzuweisen, die erst in einigen Jahren oder Jahrzehnten zu spüren sind. Wir müssen Jugendliche in ihrer Lebenswelt ansprechen. Bilder von schwerstkranken Covid-19-Patienten, die beatmet werden, sind da wenig wirkungsvoll. Vielmehr sollte man sie warnen, dass erneut Schulen schließen müssen, wenn sie sich leichtsinnig verhalten. Und dass sie eine Gefahr für ihre Familien darstellen könnten, wenn sie das Virus übertragen. Zudem sollten sie einbezogen werden, wenn Corona-Maßnahmen verabschiedet werden.

**SPIEGEL:** An welche Beispiele denken Sie?

**Weichold:** Schülerparlamente sollten etwa an der Umsetzung der Regeln mitarbeiten. Konkrete, aktuell umgesetzte Beispiele in der Praxis hingegen fallen mir nicht ein, genau das ist das Problem.

**SPIEGEL:** Die Stadt Düsseldorf hat ein Video mit dem Rapper Farid Bang drehen lassen, der darin appelliert, Abstandsregeln einzuhalten. Das Video wurde inzwischen von den Seiten der Stadt gelöscht, da Bang umstritten ist. Aber wäre es generell eine gute Idee, Jugendidole einzubinden?

**Weichold:** Das kann ein Teil effektiver Prävention sein, die aber auch in weiteren Bereichen ansetzen muss, speziell in der Schule und der Familie. Die Eltern sind für die meisten jungen Menschen immer noch die wichtigsten Ansprechpersonen, teils wichtiger als ihre Freunde.

**SPIEGEL:** Einige Städte verhängen nächtliche Aufenthaltsverbote für Teile der Innenstadt. In Hamburg soll der Alkoholverkauf eingeschränkt werden. Wie wirkungsvoll sind solche Verbote?

**Weichold:** Es ist auf jeden Fall ein öffentliches Statement. Die Gesellschaft gibt einen Rahmen vor, was geht und was nicht. Sicherlich werden auch Personengruppen gegen solche Verbote verstoßen, besonders die, die schon vor der Pandemie Probleme mit der Einhaltung von Regeln hatten. Die breite Masse aber nicht.

**SPIEGEL:** Ist die Pandemie in dem Kopf junger Menschen schon vorbei?

**Weichold:** Dazu haben wir bislang zu wenige gesicherte Erkenntnisse. Wir führen gerade eine Studie durch, bei der wir auch dieser Frage nachgehen. Ende vergangenen Jahres haben wir ein großes Forschungsprojekt gestartet. Dafür haben wir mehr als 700 Jugendliche im Alter von 13 Jahren befragt, wie sie sich von Familie, der Schule, der Gemeinschaft unterstützt fühlen. Welche Probleme sie haben, welche Sorgen. Dieser Datensatz ist ein Glücksfall. Jetzt wollen wir die Jugendlichen ein zweites Mal befragen, auch zum Thema Corona. So sehen wir, wie sich diese Werte durch die Pandemie verändern.

Interview: Christopher Piltz  
Mail: christopher.piltz@spiegel.de



### **Soja aus Deutschland**

Auf diesem Feld in Nordrhein-Westfalen und einer zweiten Anbaufläche in Brandenburg wächst Soja für unsere fleischfreien Produkte.

## **Für eine noch bessere Ökobilanz bauen wir jetzt auch unser eigenes Soja an.**

Seit es unsere vegetarischen und veganen Produkte gibt, arbeiten wir kontinuierlich daran, sie so nachhaltig wie möglich herzustellen. So stammt der Weizen für unser fleischfreies Sortiment größtenteils aus Deutschland, die Erbsen kommen aus Frankreich, und das Soja beziehen wir nicht aus Südamerika, wo mit dem Sojaanbau ökologische und soziale Probleme verbunden sind, sondern aus Nordamerika und in wachsendem Maße aus Europa.

Jetzt wird unser Soja noch regionaler. Um künftig noch kürzere Transportwege und eine noch bessere CO<sub>2</sub>-Bilanz zu haben, bauen wir seit Mai 2020 unser eigenes Soja in Deutschland an. Es ist ein Versuch, von dem wir uns viel versprechen. Denn wenn alles klappt, könnten wir schon im nächsten Jahr zehn Prozent unseres Bedarfs mit heimischem Soja decken und in den Folgejahren den Anteil stetig erhöhen. Drücken Sie uns also die Daumen!

Mehr dazu erfahren Sie unter [www.ruegenwalder.de/eigenes-soja](http://www.ruegenwalder.de/eigenes-soja)

### **Wir unterstützen die Petition zur CO<sub>2</sub>e-Kennzeichnung von Lebensmitteln**



Wir finden, Transparenz sollte nicht nur für die Zutaten und Nährwerte eines Produktes gesetzlich vorgeschrieben sein, sondern auch für dessen Klimaauswirkungen. Darum unterstützen wir die von OATLY initiierte Petition, die am 14.09.20 im Bundestag zur Anhörung kommt: [www.oatly.com/de/petition](http://www.oatly.com/de/petition)

Stellvertretend für alle Kolleginnen und Kollegen der Rügenwalder Mühle: Naime Schimanski (Nachhaltigkeitsmanagerin) und Godo Röben (Mitglied der Geschäftsleitung)



# Deutschland



**Rotlichtaufstand** Am Mittwoch gingen in Köln Sexarbeiterinnen und Sexarbeiter auf die Straße. Sie forderten, dass die Corona-bedingten Bordellschließungen aufgehoben werden. In Nachbarländern wie der Schweiz, Belgien, Österreich, Tschechien und den Niederlanden dürfen Prostituierte längst wieder Geld verdienen – mit Sex.

## Rote Ampel für Extremisten in Uniform

**Polizei** Das Land Berlin will die Verfassungstreue seiner Polizisten strenger überprüfen.

● Der Berliner Innensenator Andreas Geisel (SPD) bereitet einen Elfpunkteplan zur Bekämpfung extremistischer Tendenzen in der Polizei vor. So soll es neben der neuen Stelle eines Extremismusbeauftragten in der Hauptstadtpolizei künftig die Möglichkeit geben, anonym Hinweise auf verfassungsfeindliche Umtriebe abzugeben. Verdachtsfälle sollen nach einem fünfstufigen Ampelsystem kategorisiert werden, bei Rot und Orange droht der Rauswurf. Bei Neueinstellungen würde künftig der Verfassungsschutz eingebun-

den, um die Zuverlässigkeit der angehenden Polizisten zu überprüfen. Im Dienst soll die Überprüfung regelmäßig wiederholt werden.

Anlass sind rechtsextreme Vorfälle unter Polizisten. »Jeder einzelne Fall bedroht die Integrität der Kolleginnen und Kollegen, die es ernst meinen mit dem Schutz der freiheitlich-demokratischen Grundordnung«, sagt Geisel. »Die Polizei muss über jeden Zweifel erhaben sein, weil sie in besonderer Weise unseren Rechtsstaat repräsentiert und das Gewaltmonopol

innehat.« Aktuell laufen 33 Verfahren gegen Berliner Polizisten wegen politisch motivierter Dienstvergehen, meist geht es um mutmaßlich rechtsextreme oder rassistische Vorfälle. Das Berliner Konzept soll in der nächsten Woche vorgestellt werden, ausgearbeitet hat es Innenstaatssekretär Torsten Akmann (SPD). Im zweiten Schritt könnte es auf weitere Behörden ausgeweitet werden. Andere Länder arbeiten an ähnlichen Maßnahmen. Brandenburg etwa erwägt einen »Verfassungstreue-Check« für den öffentlichen Dienst. wow

## Finanzpolitik

# Cum-Schwindel nicht gestoppt

● Der Bundesrechnungshof kritisiert die Bundesregierung dafür, das wohl größte Einfallstor für Steuerhinterziehung in der deutschen Geschichte nicht ganz geschlossen zu haben. Sogenannte Cum/Fake-Geschäfte beinhalteten »erhebliches Missbrauchspotenzial«, heißt es in einem Bericht an den Haushaltsausschuss des Bundestags. Dabei geht es um eine Spielart jener Cum-Ex-Geschäfte, über die Investoren und Banken Dividendensteuer-Erstattungen in zweistelliger Milliardenhöhe erschlichen haben.

2012 glaubte die Bundesregierung, durch eine Gesetzesänderung die Abzocke unterbunden zu haben. Über Cum/Fake-Geschäfte ist der Schwindel aber weiterhin

möglich. Der Trick funktioniert über American Depositary Receipts (ADR), Belege, die Banken Anlegern in den USA als Ersatz für deutsche Aktien aushändigen. Eigentlich müssen diese Banken für jedes ADR-Papier eine Aktie kaufen und hinterlegen. In der Vergangenheit unterließen sie dies oft, stellten Anlegern aber dennoch Bescheinigungen aus, mit denen diese sich Dividendensteuern vom deutschen Fiskus erstatten ließen.

Es sei »unerlässlich, dieses Modell zu unterbinden«, schreibt der Bundesrechnungshof. Die bisherigen gesetzgeberischen Maßnahmen liefen ins Leere. »Der Bericht des Rechnungshofes macht noch einmal die Versäumnisse der Bundesregierung bei der Eindämmung des Cum-Ex-Steuerraubs deutlich«, kritisiert Lisa Paus, finanzpolitische Sprecherin der Grünen im Bundestag. SVE, MHS

## Zirkus

# Freiheit für Giraffen

● Das Landwirtschaftsministerium plant, die Haltung einiger Wildtierarten in Zirkussen zu verbieten. Das geht aus einem Rohentwurf für eine Verordnung aus dem Ministerium von Julia Klöckner (CDU) hervor. Darin werden als Beispiele Giraffen, Nilpferde und Nashörner genannt – Tiere, die nur gezeigt, nicht trainiert werden und die deshalb besonders wenig Bewegung bekom-

men und kaum kognitiv gefordert werden. Für Tiere, deren Haltung erlaubt bleiben soll, kündigt das Ministerium neue Mindestanforderungen an. Dokumentiert ist bisher nur die Absicht, an der Umsetzung wird gearbeitet. Auf Anfrage teilt das Ministerium mit, man wolle die Verordnung bis Ende August vorlegen. In vielen europäischen Staaten dürfen Zirkusse schon länger keine Wildtiere mehr halten oder nur noch bestimmte Arten. JOS



Zirkusgiraffe in München

Sven Hoppe / dpa

## Alexander Neubacher Die Gegendarstellung

# Weniger ist weniger



Corona schafft, wovon Wachstumskritiker seit Langem träumen: Die Wirtschaft schrumpft. Jetzt hat die »Weniger ist mehr«-Bewegung endlich die Chance herauszufinden, ob die Wirklichkeit hält, was ihre Degrowth-Theorie verspricht. Werden wir ein bescheidenes, aber glücklicheres Leben führen? Atmet die Erde auf?

Der Flugverkehr wurde weitgehend eingestellt, Auto- und Chemiefabriken drosselten die Produktion, Teile der Kreuzfahrtbranche stehen praktisch vor dem Aus. Damit hat es nach Lesart der Bewegung schon mal die Richtigen erwischt. »Alle Menschen, die ich kenne, wünschen sich Liebe, Frieden, die Überwindung von Armut und eine schöne und sichere Umwelt«, schreibt Maja Göpel, die mit ihrer Öko-Predigt »Unsere Welt neu denken« derzeit auf Platz 4 der SPIEGEL-Bestsellerliste steht. Und Richard David Precht, Platz 1 der Bestsellerliste, sagt: »Mit weniger Stromverbrauch, ohne Maschinerhaltung und ohne Kreuzfahrten lässt es sich prima leben.«

Die Frage ist, wie lange die Freude am Verzicht anhält. Ich vermute: nicht lange. Bei einigen nutzt sie sich bereits ab. Am Anfang der Corona-Zeit waren manche ganz froh, den Balkon zu pflegen, Brot zu backen und in Ruhe den Kleiderschrank auszumisten. Für viele gab es ja Kurzarbeitergeld und Lohnausgleich. Doch inzwischen hätte man gern sein altes Leben zurück, so schlecht war es nämlich nicht. Den Urlaub auf dem Campingplatz in der Lüneburger Heide möchte auch nicht jeder wiederholen.

**Inzwischen hätte man gern sein altes Leben zurück. So schlecht war es nicht.**

Falls Urlaub überhaupt noch drin ist. Denn auch wenn es in Göpel- und Precht-Büchern anders steht: Die beiden Ziele »Weniger Wachstum« und »Weniger Armut« gehen leider nicht Hand in Hand. In der echten Welt sieht

der statistische Zusammenhang so aus: Schrumpft die Wirtschaft, wächst die Not. Zigtausende Firmen stehen vor der Pleite, Hunderttausende Menschen fürchten um ihren Job. Precht mag ohne Kreuzfahrten prima leben können. Die Beschäftigten von MV Werften in Rostock und Meyer in Papenburg sehen das anders.

Es ist auch ein Irrtum zu glauben, dass es der Umwelt nutzt, wenn die Wirtschaft schrumpft. Für ein paar Monate Lockdown mag der Himmel etwas blauer aussehen. Doch wo soll das Geld herkommen, das für klimafreundliche Technologien und den Umbau der Industrie, der Energieversorgung, der Landwirtschaft gebraucht wird? Gewiss nicht aus Ländern, die mit Arbeitslosigkeit und wachsenden Sozialkosten ringen. Es ist kein Zufall, dass Europas Regierungschefs bei ihrem Corona-Gipfel die geplanten EU-Programme für Innovation und für Klimaschutz als Erstes rasiert haben.

Die von Schönwetter-Philosophen vertretene These, die Pandemie werde ein heilsamer Schock sein, der in eine bessere, nachhaltigere Welt führt, ist falsch. Erzwungener Verzicht und wirtschaftlicher Niedergang machen gar nichts besser. Weniger ist nicht mehr, sondern weniger Corona ist keine Chance, sondern ein Übel. Wir können nur hoffen, dass es irgendwann vorbeigeht.

An dieser Stelle schreiben Markus Feldenkirchen und Alexander Neubacher im Wechsel.

So gesehen

# Diagnose Mediensucht

Schluss mit der Corona-  
Verwehrlosung unserer Kinder

● Womöglich haben Sie sich schon über das Gebrüll überall gewundert, aber keine Sorge, die Drogenbeauftragte der Bundesregierung weiß, was zu tun ist: »Das sind Entwicklungen, die quasi danach schreien, mehr über dieses Thema in Familien zu sprechen«, kommentierte Daniela Ludwig (CSU) eine neue Studie zur Nutzung digitaler Medien von Kindern und Jugendlichen während des Corona-Lockdowns. 75 Prozent mehr Zeit haben die Kleinen mit Zocken verbracht, in sozialen Medien trieben sie sich unter der Woche 66 Prozent länger herum. Und das, so die Forscher, »um Langeweile zu bekämpfen und soziale Kontakte aufrechtzuerhalten«. Ein »heftiger

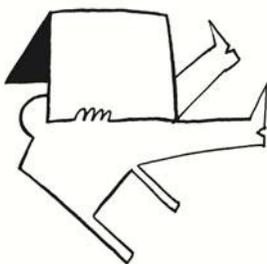
**Was sind Sie für Eltern, die Ihre Kinder unentwegt zocken und chatten lassen?**

Anstieg«, analysiert Ludwig, der so nicht weitergehen dürfe. Es droht die gefährliche Mediensucht.

Also: Was sind denn Sie für Eltern? Was hat Sie geritten, Ihrem Nachwuchs den Sport zu verbieten? Weshalb durfte niemand zum Spielen kommen? Warum,

verdammt, haben Sie Ihre Kinder nicht zur Schule geschickt? Oder wenigstens Batiktextilien mit ihnen angefertigt, statt selbstsüchtig über Ihrer Büroarbeit zu brüten? Kein Wunder, dass die Kinder im digitalen Nirwana verschwanden.

Zum Glück hat die Bundesdrogenbeauftragte versprochen, bei einem zweiten Lockdown höchstpersönlich die Betreuung sämtlicher Kinder des Landes zu übernehmen. So werden alle von der schlimmen Mediensucht geheilt: die Kinder – und hoffentlich auch Frau Ludwig. Stefan Kuzmany



Kaplan im Frankfurter Gerichtssaal

## Mordprozess Lübcke »Irritierend und skandalös«

*Verteidiger Mustafa Kaplan, 52, zur Veröffentlichung eines Videos, das die Vernehmungen seines Mandanten Stephan Ernst zeigt, des mutmaßlichen Mörders Walter Lübckes*

**SPIEGEL:** Herr Kaplan, im Internet gibt es ein Video, das Ausschnitte der Vernehmungen Ihres Mandanten zeigt. Ernst schildert darin, wie er den Kasseler Regierungspräsidenten erschossen haben will. Welche Auswirkungen kann das haben?

**Kaplan:** Bei den Vernehmungsvideos, die wir in der Hauptverhandlung in Augenschein genommen haben, handelt es sich um Aktenbestandteile. Diese sind ausschließlich für den Dienstgebrauch der Verfahrensbeteiligten vorgesehen. Es ist irritierend und skandalös zugleich, wenn Aktenbestandteile eines bundesweit beachteten Strafverfahrens auf illegalem Wege Medien zugespielt werden und Medienvertreter bereit sind, Ausschnitte daraus ins Internet zu stellen.

**SPIEGEL:** Hat das Folgen für Ihren Mandanten?

**Kaplan:** Selbstverständlich hat das unmittelbare Auswirkungen auf ihn. Ich gehe davon aus, dass dieses Video millionenfach aufgerufen wird. Es wird niemals wieder aus dem Netz verschwinden. Mit dem Gebot einer Resozialisierung und dem Recht auf Vergessen ist das nicht in Einklang zu bringen. Bis zum Ende seines Lebens werden diese Bilder kursieren, er wird für immer an diesen Pranger gestellt sein. Diese Art von Journalismus darf keine Schule machen.

**SPIEGEL:** Die Veröffentlichung erfolgte im Reportageformat »STRG\_F«, das der NDR für das Medienangebot Funk

von ARD und ZDF produziert und über YouTube veröffentlicht. Was empört Sie daran?

**Kaplan:** Damit ist eine rote Linie überschritten worden. Umso erstaunlicher ist es, dass diese Grenzüberschreitung ausgerechnet von einem öffentlich-rechtlichen Sender vorgenommen worden ist. Wer hat ihm wann diese Videos zugespielt? Weshalb werden die Aufnahmen zum jetzigen Zeitpunkt ins Netz gestellt? Soll meinem Mandanten Schaden zugefügt oder der Verlauf der Hauptverhandlung beeinflusst werden? Diese Fragen werden nicht unbeantwortet bleiben. Früher oder später wird alles ans Tageslicht kommen. Irgendwer wird sich juristisch verantworten müssen.

**SPIEGEL:** Könnte die Veröffentlichung ausstehende Zeugenbefragungen beeinflussen?

**Kaplan:** Ob und gegebenenfalls inwiefern dieses Video Zeugenaussagen in der Hauptverhandlung beeinflussen und verfälschen wird, kann derzeit nicht beurteilt werden. Grundsätzlich sollen Zeugen ja aus ihrer eigenen Erinnerung berichten. Und nicht das, was sie auf YouTube gesehen haben ...

**SPIEGEL:** Die NDR-Kollegen begründen die Veröffentlichung damit, dass die Vernehmungsvideos »Dokumente der Zeitgeschichte« seien. Wie sehen Sie das?

**Kaplan:** Ich finde diese Begründung vorgeschoben. Wieso müssen solche Videos jetzt veröffentlicht werden? Wieso wartet der NDR damit nicht, bis das Oberlandesgericht Frankfurt am Main zumindest das Urteil verkündet? Wären sie dann keine »Dokumente der Zeitgeschichte« mehr? Ich hoffe sehr, dass es bei der Veröffentlichung aus Aktenbestandteilen nicht zu einem Wettlauf unter Journalisten kommt. JJC

## Wirtschaftskriminalität Mehr Ermittler für Firmensanktionen

● Das geplante neue Sanktionsrecht gegen Unternehmen könnte nach Meinung des Deutschen Richterbundes die Justiz überfordern. »Wenn die Bundesländer ihre Staatsanwaltschaften, Gerichte und Polizeibehörden nicht massiv verstärken, droht das Gesetz gegen Unternehmenskriminalität ein zahnloser Tiger zu werden«, sagt Sven Rebehn, der Bundesgeschäftsführer des Richterbundes. Schon jetzt erledigten die Staatsanwaltschaften jährlich etwa 150 000 Verfahren gegen Manager oder Firmenmitarbeiter. Künftig müssten sie in etwa jedem zweiten Fall auch Sanktionen gegen die Firmen selbst prüfen. Dafür sind nach Berechnungen des Richterbunds rund 250 zusätzliche Stellen allein bei den Staatsanwaltschaften

nötig. Johannes Fechner, rechtspolitischer Sprecher der SPD-Bundestagsfraktion, sagt: »Der Richterbund hat recht, wenn er mehr Personal fordert. Genau deshalb haben wir den Pakt für den Rechtsstaat mit den Ländern abgeschlossen und 220 Millionen Euro für 2000 zusätzliche Richter und Staatsanwälte bereitgestellt.« Sollte sich zeigen, dass das nicht ausreicht, müssten Bund und Länder über einen zweiten Pakt sprechen. Grundsätzliche Kritik am Gesetzentwurf übt die FDP. Fraktionsvize Stephan Thomae sagt: »Die Abschreckungswirkung der Strafe wird doch nicht dadurch größer, dass statt des Täters selbst nun sein Unternehmen bestraft wird.« Es gehe darum, gegen die Person vorzugehen, die sich falsch verhalten habe. »Wird das Unternehmen herangezogen, trifft es schnell die Falschen, denn dann wird an der Belegschaft bis hin zum Pfortner gespart.« LYR



Michael Dauter / REUTERS

## Erbe 14,4 Millionen für die AfD

● Die größte bekannte Einzelzuwendung in der bundesdeutschen Parteiengeschichte ist in Wahrheit doppelt so hoch wie angenommen. Das Erbe des Ingenieurs Reiner Strangfeld an die AfD liegt bei einem Wert von aktuell 14,4 Millionen Euro statt, wie zuvor geschätzt, rund 7 Millionen Euro. Das geht aus der Stellungnahme eines Steuerberaters für den AfD-Bundesvorstand hervor, die dem SPIEGEL vorliegt. Parteichef Tino Chrupalla hatte auf die Expertise gedrängt. Die Wertsteigerung basiert vor allem auf dem Goldpreis, der Ende Juni deutlich höher lag als am 3. Juli 2018, dem Todestag Strangfelds. Vermacht wurden

laut Auflistung Immobilien, Bargeld, zwei Fahrzeuge sowie Gold: 133 Barren zu 1 Kilogramm, 10 Barren zu 500 Gramm und 4542 Krügerand-Münzen, dazu noch mehr als 300 Silbermünzen. Der Steuerberater empfiehlt eine weitere »rechtliche Prüfung der Abwicklung des Nachlasses von juristischer Seite«. Er warnt davor, dass Steuern nachgefordert werden könnten, sollte der Erblasser diese nicht oder nur teilweise erfüllt haben. Das Erbe soll in den nächsten zwei Wochen der AfD übergeben werden, Bankschließfächer sind bereits angemietet. Ein AfD-Sprecher verweist lediglich auf den Rechenschaftsbericht. AKM



Böken 2008

dpa

## Fall Jenny Böken Log die Zeugin?

● Im Fall der verstorbenen »Gorch Fock«-Kadettin Jenny Böken bleiben die Akten geschlossen. Ein Sprecher der Kieler Staatsanwaltschaft sagte dem SPIEGEL: Der Generalstaatsanwalt in Schleswig habe am 6. Juli eine Beschwerde der Eltern gegen die Einstellung der Ermittlungen »als unbegründet ver-

worfen«. Böken war 2008 in der Nordsee über Bord gegangen. Die Todesumstände sind ungeklärt. Weil eine Zeugin behauptet hatte, Böken sei ermordet worden, nahm Kiel die Ermittlungen im vorigen Jahr vorübergehend wieder auf. Am Ende glaubte man der Zeugin nicht. Gegen die Frau läuft laut Staatsanwaltschaft nun ein Verfahren wegen Vortäuschens einer Straftat. SMS

## Nachgezählt

Durch Insektenschäden bedingte Baumfällungen in Deutschland, in Millionen Kubikmeter



# Ein rechter Saubermann

**AfD** Parteichef Jörg Meuthen hatte sich mit dem »Flügel« verbündet, jetzt inszeniert er sich als Gegner der Extremisten.

Bremst er den Niedergang der Partei – oder beschleunigt er ihn? *Von Ann-Katrin Müller*



**Vorsitzender Meuthen:** »Weil ich Jörg Guck-in-die-Luft bin«

**J**örg Meuthen lehnt entspannt im Ledersessel, das linke Bein über das rechte geschlagen. Der Termin am Dienstagabend im Marie-Elisabeth-Lüders-Haus des Bundestags könnte kaum angenehmer sein für den AfD-Chef. Die 35 Gäste sind handverlesen, geladen von einem Abgeordneten der »Alternativen Mitte«, also jenem Grüppchen, das sich mal gegründet hat, um dem rechtsextremen »Flügel« etwas entgegenzusetzen.

Die Fragen an »Herrn Professor Meuthen« sind harmlos. Was er denn am liebsten tun würde, wenn es in seinem Leben mal nicht mehr um Politik ginge? »Dann würde ich endlich wieder segelfliegen«, sagt Meuthen. 20 Jahre lang habe er das gemacht, erst gestern habe er Lenticularis am Himmel gesehen, linsenförmige Wolken. »Bei gutem Wetter laufe ich Gefahr, gegen einen Laternenmast zu rennen, weil ich Jörg Guck-in-die-Luft bin.«

Es ist Meuthens liebste Selbstinszenierung. Einer, der abgelenkt durch die Welt wandelt und dabei wie Hanns Guck-in-die-Luft aus dem »Struwelpeter« auch mal aus Versehen baden geht.

Der nicht geahnt haben will, dass es sich um eine illegale Spende handelte, als er sich im Wahlkampf Plakate finanzieren ließ. Der über Jahre nicht mitbekommen haben will, wie rechtsextrem Andreas Kalbitz ist, der Fraktionschef aus Brandenburg, dessen Ausschluss aus der Partei das Schiedsgericht vergangene Woche bestätigt hat.

Meuthen hat die Rolle in den vergangenen Jahren perfektioniert. Wenn eine kritische Frage kommt, lacht er erst mal laut auf, wirft den Kopf nach hinten, antwortet mit einem spitzbübischen Lächeln.

»Ich habe nichts Unrechtes getan«, sagte Meuthen zu seiner Spendenaffäre, die die Partei nun 269.400 Euro Strafzahlung kostet, plus Anwaltshonorar.

»Von dem kann ich gesichert sagen: Dieser Mann ist nicht rechtsextrem«, sagte Meuthen noch im Herbst über Kalbitz.

Die Inszenierung funktioniert, seit fünf Jahren ist Meuthen Parteichef der AfD, so lange hielt sich keiner vor ihm. »Das waren fünf Jahre auf einem Rodeobullen«, sagt Meuthen, »und ich bin noch nicht runtergefallen.« Momentan allerdings buckelt der Bulle ganz schön. Die AfD steht vor ihrer größten Zerreißprobe.

Wie der Machtkampf in der Führung ausgeht, entscheidet über das Schicksal der gesamten Partei. Bleibt der Graben zwischen den Rechtsextremen und den vermeintlich Moderaten tief, könnte die Spaltung der Partei folgen. Denn in ihrem jetzigen Zustand würde die Partei nur schwer einen klaren Bundestagswahlkampf im kommenden Jahr führen können.



Herrmann Bredehorst / Polaris

### Meuthen-Widersacher Kalbitz Nazis sind »tätowiert und richtig doof«?

Gewinnen die Radikaleren, wird es eine Flucht der Moderaten geben. Die AfD würde noch mehr zur Partei »non grata«, als sie ohnehin schon ist. Die Auseinandersetzung mit ihr in Parlament und Gesellschaft würde noch schärfer. Gewinnen die Gemäßigteren, würde die Partei zur Konkurrenz des rechtskonservativen Teils der Unionsparteien und könnte sich ein neues Wählerpotenzial erschließen.

Bislang gewannen bei der AfD allerdings immer die radikaleren Kräfte. Und noch sind beide Lager kämpferisch. Keine Seite will die Parteistrukturen und das bislang Erreichte für etwas Neues aufgeben. Auch deswegen gab es noch keine Spaltung.

Fest steht, dass der öffentlich ausgefochtene Krieg der Beliebtheit geschadet hat, die Umfragewerte sanken bisweilen unter zehn Prozent. Die Coronakrise tut ihr Übriges, die AfD fand lange keine Haltung zur Pandemie. Selbst die Anbiederung an die zahlreichen Proteste gegen die Corona-Maßnahmen war nur selten erfolgreich. Ohnehin tut sich die Partei schwer, sich in anderen Themenfeldern als der Flüchtlingspolitik zu positionieren.

Derzeit scheint Meuthen den Machtkampf für sich gewonnen zu haben. Doch der Sieg ist fragil, am Ende könnte der Parteichef im Staub liegen. Was daran liegt, dass der rechtsextreme »Flügel« zwar offiziell aufgelöst ist, nicht aber sein mächtiges

**»Ich bin Schachspieler«, sagt Meuthen, »da lernt man, im Voraus zu denken.«**

Netzwerk in der Partei. Vor allem aber auch daran, dass immer weniger Parteikollegen auf Meuthens inszenierte Unschuld hereinfallen. Viele sind überzeugt, dass ihm sein eigener Machterhalt wichtiger ist als das Wohl der Partei.

Mit einer knappen Mehrheit im Bundesvorstand hatte sich Meuthen am 15. Mai durchgesetzt. Andreas Kalbitz' Mitgliedschaft in der AfD wurde für nichtig erklärt, weil er frühere Mitgliedschaften in rechtsextremen Gruppen verschwiegen haben soll.

Danach begann der juristische Kampf. Ein Zivilgericht gab einem Eilantrag von Kalbitz gegen den Ausschluss statt. Meuthen siegte gerade vor dem Schiedsgericht der Partei. Nun liegt es wieder beim Zivilgericht. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass Kalbitz die juristische Schlacht gewinnt. Meuthen würde zum Rücktritt gedrängt werden, seine Karriere in der AfD wäre zu Ende. Warum riskiert er das, warum ließ er den Machtkampf eskalieren?

Ende Juni, ein Biergarten mit Blick auf Spree und Kanzleramt. Meuthen bestellt das Mittagmenü, Schnitzel mit Pommes und Cola, und sagt, er müsse momentan auf seine Wortwahl achten, ständig würden ihm böse Dinge unterstellt. Dann redet er lange über Unverfängliches, vor allem aber über sich.

»Ich bin mittlerweile die Leitfigur des gemäßigten Lagers, das ist einfach so.«

»Ich werde immer wieder von so vielen gebeten, unbedingt zu bleiben.«

»Ich bin mir sicher, dass ich die Mehrheit hinter mir habe.«

»Ich bin Schachspieler«, sagt Meuthen dann. »Da lernt man, immer zwei, drei Schritte im Voraus zu denken.«

Wenn man Meuthen fragt, wie er sich seiner Zustimmung so sicher sein kann, berichtet er von Anrufen, E-Mails und Facebook-Kommentaren. Termine an der Basis allerdings macht er gerade kaum. Wie genau die Stimmung in der Partei ist, weiß er also nicht.

Frägt man Meuthens Kollegen im Bundesvorstand, dann gibt es auch viele zweifelnde Stimmen. »Wenn Jörg Meuthen eins nicht kann, dann politisch Schach spielen«, sagt einer. Die Blitzaktion mit Kalbitz, »total holterdiepolder«, kaum juristisch geprüft, sei dafür das beste Beispiel.

Selbst die, die Meuthen schon lange kennen und zu ihm halten, haben seinen plötzlichen Wandel nicht verstanden. Jahrelang hatte der Parteichef Kalbitz hofiert und verteidigt, mehrfach war er beim Kyffhäuserfestreffen des »Flügels«. Zum Dank sicherte ihm Kalbitz mit seinen »Flügelianern« den Listenplatz eins für die Europawahl. Heute ist Meuthen Abgeordneter im Europaparlament.

Weil Meuthen sein Vorgehen in der Causa Kalbitz nicht mit allen im Bundes-

vorstand abgesprochen hat, ist die Stimmung eisig. Mit seinem Parteichefkollegen Tino Chrupalla und mit Fraktionschefin Alice Weidel gibt es seit Monaten keine Gesprächsbasis mehr. Mit dem Ehrenvorsitzenden Alexander Gauland traf sich der Parteichef neulich am Rande einer Veranstaltung, doch man ging uneinig auseinander.

Wie sehr Meuthen unter Druck steht, ist derzeit in den Vorstandssitzungen zu spüren. Meuthen sei immer wieder laut und ausfallend geworden, erzählen Teilnehmer. »Der geht ab wie eine V2«, sagt ein Mitglied. V2, »Vergeltungswaffe 2«, eine in Nazideutschland entwickelte Großrakete.

Im Bundesvorstand der größten Oppositionspartei im Bundestag stehen sich nun zwei unversöhnliche Lager gegenüber. Vier Kalbitz-Unterstützer rund um Chrupalla und Weidel, dazu Gauland, der allerdings kein Stimmrecht mehr hat. Und die »Achtergruppe« um Meuthen, die sich vor Vorstandssitzungen zusammentelefoniert und per Chatgruppe organisiert.

Maßgeblich angetrieben wird sie nicht von Meuthen, sondern von Beatrix von Storch. Die soll in den entscheidenden Sitzungen ihren Leuten aus der »Achtergruppe« gestikuliert haben, dass sie auf ihr Handy gucken sollen. Dort stand dann die Nachricht, dass sie in der Sitzung auch etwas sagen sollten.

Weder Freunde noch Gegner können erklären, was genau Meuthen antreibt. Die einen vermuten, es sei die Sorge vor dem Verfassungsschutz, der möglicherweise demnächst die gesamte Partei als Verdachtsfall einstufen könnte. Vor allem, dass dann viele Beamte die Partei verlassen könnten – unter anderem weil sie um ihre Pension fürchten müssten. Auch Meuthen war als Hochschulprofessor lange im Staatsdienst.

Andere sagen, Meuthen wüsche sich tatsächlich eine moderatere AfD, um, so stelle er es sich vor, auf lange Sicht mit Teilen der FDP und Gruppen wie der konservativen Werteunion fusionieren oder reagieren zu können.

Im Biergarten trinkt Meuthen sein Glas leer und sagt, dass er Fehler im Umgang mit dem »Flügel« und Kalbitz gemacht habe, das wisse er nun. Er bestellt sich noch eine Cola. »Ich will, dass die Brandmauer nach rechts außen steht.« Kalbitz gehöre »mit seiner rechtsextremen Vita« nicht in die AfD, sagt Meuthen. Das habe er nur leider erst im Frühjahr realisiert, nachdem er sich allerlei angelesen habe.

Die Organisationen, in denen Kalbitz war, seien ja »neonazistisch« gewesen. Da habe er sich erschrocken.

Er selbst sei »durch und durch bürgerlich« aufgewachsen, »da gab es keinen Extremismus«. Den habe er nur aus dem



Christian Plambeck

**Parteifreunde Höcke, Gauland**  
Offener Kampf gegen den Chef

Fernsehen gekannt: »Nazis sind tätowiert und haben Glatzen und sind richtig doof, das dachte ich lange.«

Meuthen, 59 Jahre alt, ist in Essen-Holterhausen aufgewachsen. Sein Vater war Versicherungskaufmann, die Mutter Hausfrau und »Muttertier«, wie er sagt. Sie habe ihn nach dem »unglaublich schönen« Satz von Klaus Hoffmann erzogen: »Weil du recht hast, wenn du irrst.« Es ist das passende Motto für Jörg Guck-in-die-Luft.

Seine Jugend sei eine normale gewesen. »Beim Fußball war ich Rechtsaußen, schon damals, na das passt ja gut« – und lacht. In seiner Schulklasse, erzählt Meuthen, habe es viele »Ausländerkinder« gegeben, polnische vor allem. Aber das sei nie ein Problem gewesen, »das lag vermutlich auch an der katholischen Prägung«.

Meuthen sagt dann: »Ausländerfeindlichkeit ist mir fremd.« Aber: Er halte »diese Art von Migration« für katastrophal, er meint die Flüchtlingspolitik der Regierung. Die Randalen in Stuttgart belege das, und sie sei erst der Anfang. Auf den Hinweis, dass auch Deutsche beteiligt waren, sagt Meuthen: »Gucken Sie sich die Bilder mal an, da werden Sie sehen, dass Deutsche in der Minderheit waren.«

### Sonntagsfrage

»Welche Partei würden Sie wählen, wenn am kommenden Sonntag Bundestagswahl wäre?«; Angaben in Prozent



Quellen: Bundeswahlleiter; Infratest dimap, mindestens 1000 Befragte

DER SPIEGEL

Er wisse, wer in Stuttgart »auf der Schloss-treppe herumlungere«. Auf den Einwand, dass Deutsche nicht unbedingt wie er aus-sähen, fängt Meuthen an, von Assimila-tion zu sprechen. Er sagt, dass es natürlich Rassismus gebe, »aber eben auch Rassis-mus gegen Weiße«. Von Kalbitz' Positi-onen unterscheidet sich Meuthen hier eigentlich nur im Duktus.

Meuthen trat 2013 in die AfD ein. Der Wirtschaftsprofessor galt anfangs als Teil der »Gemäßigteren«. Doch das änderte sich 2016, als er den Kontakt zu den Ex-tremen in der Partei suchte, gegen die er heute kämpft. Hinter seinem Schlinger-kurs, so sagen es seine Vertrauten, steckte von Anfang an ein profanes und selbstbe-zogenes Motiv: der Machtkampf mit Alice Weidel, heute Fraktionschefin, die wie er aus dem Landesverband Baden-Württem-berg kommt.

Es begann, kurz bevor Weidel 2017 Landeschefin werden wollte. Meuthen hielt eine Rede und verhinderte somit ihre Wahl. Das Verhältnis zwischen Meu-then und Weidel sei seitdem schwer bel-astet, sagt jemand aus dem Umfeld von Weidel. Er habe ihr stets Steine in den Weg gelegt.

Um gegen Weidel bestehen zu können, suchte Meuthen die Nähe zu anderen Mächtigen in der Partei: zu Gauland, Kalbitz – und Höcke. Er stimmte auch gegen dessen Parteiausschlussverfahren.

Im Sommer 2018 rutschte aber auch Weidel immer näher an die Extremen he-ran, die nach und nach mehr Einfluss in der Partei gewonnen hatten. Meuthens strategischer Vorteil war dahin. Sein öf-fentliches Beteuern, Kalbitz sei nicht rechtsextrem, half ihm beim Parteitag ver-gangenen November noch mal zu einem guten Ergebnis von 69,2 Prozent. Die »Flü-gelianer« hatten sich enthalten, es war ihre letzte Tat für Meuthen.

Mitte März dann stufte der Verfassungs-schutz den »Flügel« zum Beobachtungsfall hoch. Nun wuchs der Druck aus dem ge-mäßigten Lager auf Meuthen. »Du bist jetzt auf unserer Seite, oder du bist raus, für immer«, will einer zu ihm gesagt ha-ben. Mithilfe der »Achtergruppe« forderte Meuthen im Bundesvorstand, dass sich der »Flügel« auflösen solle, was dann auch ge-schah. Nachdem er laut über eine Spaltung der Partei nachgedacht hatte, musste sich Meuthen allerdings öffentlich entschuldig-en. Es war eine Schmach, daraufhin griff er Kalbitz an.

Meuthen spürt in diesen Tagen Ober-wasser, Anfang der Woche erst drohte er der Brandenburger AfD-Fraktion Konse- quenzen an, sollte sie den parteilosen Kalbitz weiter als Vorsitzenden halten. Sein Planspiel geht laut Eingeweihten so: Fünf Abgeordnete verlassen die AfD-Frak-tion und gründen eine neue Fraktion,

ebenfalls unter der Marke AfD. Diese würde dann vom Bundesvorstand der Partei anerkannt, die Kalbitz-Fraktion sei damit raus.

Meuthens Gegner haben deshalb zum offenen Kampf gegen den Parteichef aufgerufen. Vor allem versuchen sie, die Spendenaffäre am Köcheln zu halten – Meuthens wundesten Punkt. Es gibt nun Versuche, den Vorsitzenden für die Kosten persönlich haftbar zu machen, die er der Partei verursacht hat.

Seit dieser Woche ist in der Sache auch eine Strafanzeige gegen Meuthen anhängig. Sein ehemaliger Büroleiter, Ralf Öz-kara, behauptet, Meuthen habe in der Verhandlung vom 9. Januar rund um die Spendenaffäre »vorsätzlich falsch« ausgesagt. »Herrn Prof. Dr. Meuthen war sehr wohl bewusst, woher die Spenden kamen, für welchen Zweck sie genutzt wurden, und er kannte auch, zumindest teilweise, den finanziellen Umfang«, schreibt Öz-kara in der Anzeige, die dem SPIEGEL vorliegt. Meuthen dementiert.

»Wenig hat mir mehr Verdruss bereitet als dieser Mist mit der sogenannten Spendenaffäre«, sagt Meuthen diese Woche, wieder ein Treffen im Biergarten, wieder eine Cola. »Hätte ich das damals nur gewusst. Meine Güte.« Aber er habe der Partei so viel zurückgegeben mit seiner ehrenamtlichen Wahlkämpferei, sagt Meuthen, das wüssten auch die Mitglieder. Nein, er fürchte sich nicht.

Er weiß allerdings, dass Kalbitz' Chancen, wieder Parteimitglied zu werden, nicht klein sind. Eine Rückkehr des mächtigen Rechtsextremisten würde die Machtstrukturen der Partei mit einem Schlag verändern. Sollte das so kommen, wolle er aber nicht sofort aufgeben, beteuert Meuthen. »Darauf können meine innerparteilichen Gegner lange warten.«

In den kommenden Wochen müsse er erst mal entscheiden, ob er von Brüssel nach Berlin wechsle und für den Bundestag kandidiere, sagt er. »Ich überlege noch, die Entscheidung fällt mir echt schwer.«

Aus seinem Umfeld heißt es dagegen, Meuthen würde sehr gern Bundestagsvizepräsident werden, das habe er auch Chrupalla schon mitgeteilt. Auf einen weiteren Kampf mit Weidel, diesmal um den Fraktionsvorsitz, habe er keine Lust.

Meuthen lacht sein Lachen, wenn man ihn dazu befragt. »Ich habe das Gefühl, in Brüssel als kräftige Stimme gegen Ursula von der Leyen & Co. gebraucht zu werden«, sagt er dann. Seine Rede über von der Leyen und Angela Merkel von Anfang Juli etwa sei hunderttausendfach angeklickt worden.

Es ist seine Hintertür. Falls er mit seinem Wechsel nach Berlin baden gehen sollte.

Mail: ann-katrin.mueller@spiegel.de

# Flexibel bleiben. Lesen Sie den SPIEGEL, solange Sie möchten.

## Frei Haus.

Der SPIEGEL jede Woche direkt nach Hause

## Rund 4% sparen.

Für nur €5,30 pro Ausgabe statt €5,50 im Einzelkauf

## Ohne Risiko.

Jederzeit kündbar, Urlaubsservice möglich

## Vergünstigte Tickets.

Für ausgewählte SPIEGEL-Veranstaltungen auf [www.spiegel-live.de](http://www.spiegel-live.de)

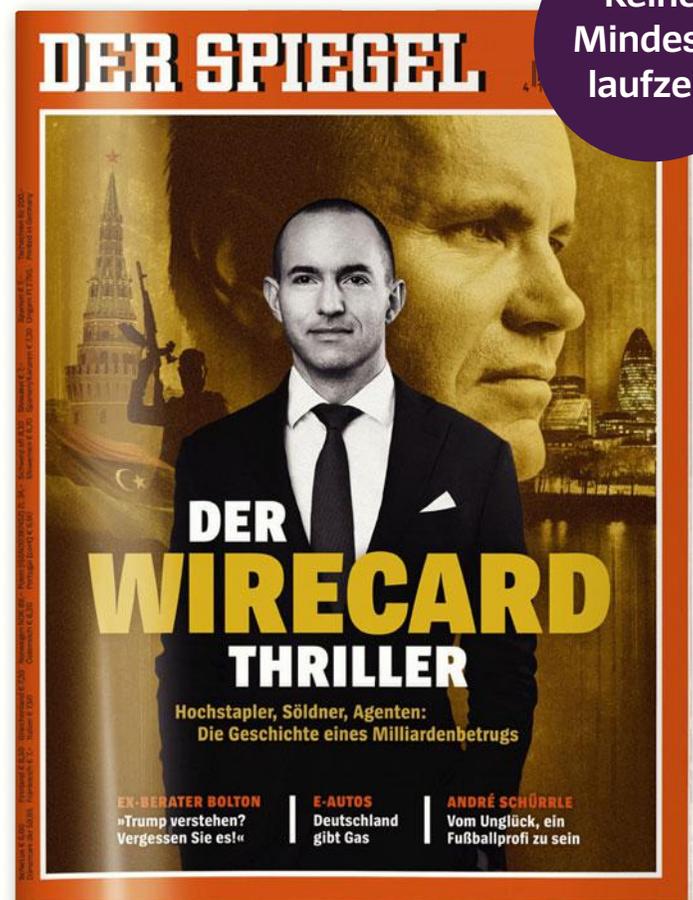
## Einfach jetzt anfordern:

 [abo.spiegel.de/flexibel](http://abo.spiegel.de/flexibel)

oder telefonisch unter 040 3007-2700

(Bitte Aktionsnummer angeben: SP-FLEX)

Keine  
Mindest-  
laufzeit



# »Verpiss dich lieber«

**Sicherheit** Rechtsextreme Chats zeigen die Gesinnung einiger Frankfurter Polizisten. Stecken die Beamten auch hinter den Morddrohungen des »NSU 2.0«?

**D**as 1. Polizeirevier von Frankfurt am Main ist ein flacher Zweckbau mit Glasfassade, gelegen zwischen Konstablerwache und Al-lerheiligenviertel, zwei bekannten Drogenumschlagsplätzen. Keine Gegend für zarte Gemüter. Als vor fünf Jahren gewaltsam anlässlich der Neubaueröffnung der Europäischen Zentralbank protestiert wurde, attackierten Autonome das Revier und steckten mehrere Streifenwagen an.

Am 2. August 2018, einem Donnerstag, wird kurz nach 14 Uhr über einen Computer im 1. Revier eine Personenabfrage gestartet. Jemand interessiert sich für die Rechtsanwältin Seda Başay-Yıldız. Die Frankfurter Juristin hat Angehörige von Opfern der rechtsextremen Terrorgruppe »Nationalsozialistischer Untergrund« (NSU) vertreten, aber auch islamistische Gefährder. Rechtsextremen gilt sie als Hassfigur. Ihre Wohnanschrift ist in öffentlich zugänglichen Registern gesperrt, doch die Polizei hat Zugang zu diesen Daten.

Der Unbekannte im 1. Revier interessiert sich nicht nur für die Adresse der Anwältin. Er – oder sie – forscht im Computer auch nach Namen ihrer Angehörigen.

Etwa anderthalb Stunden später, um 15.41 Uhr, landet ein Fax in Başay-Yıldız' Kanzlei im Bahnhofsviertel. Die Juristin hat zuvor schon üble Beleidigungen und Beschimpfungen aushalten müssen. Aber dieses Fax übertrifft alles Bisherige. »Miese Türkensau«, beginnt es. »Du machst Deutschland nicht fertig. Verpiss dich lieber, solange du hier noch lebend rauskommst, du Schwein.« Außerdem steht dort der Vorname ihrer damals zweijährigen Tochter und die geheime Privatadresse der beiden. Das Kind werde man »schlachten«, heißt es in dem Fax. Der angebliche Absender: »Uwe Bönnhardt«, der tote NSU-Terrorist, unter der Mailadresse »jessica@hotmail.com«. Unterzeichnet ist die Botschaft mit »NSU 2.0«.

Sie sei keine ängstliche Frau, sagt Başay-Yıldız über sich selbst. Aber in diesem Fall habe sie die Polizei eingeschaltet.

Der Fall steht inzwischen exemplarisch für ein grassierendes Problem. Seit geraumer Zeit schicken Rechtsextremisten vermeintlichen Feinden per E-Mail oder Fax Drohungen, Beleidigungen und Ekelhaftigkeiten in ihre Büros und manchmal auch nach Hause. Betroffen von der Welle des Hasses sind Politiker, Rechtsanwälte,

Journalisten, Künstler, immer wieder werden Menschen mit ausländischen Wurzeln attackiert, häufig trifft es Frauen. Der Staat scheint ziemlich machtlos dagegen zu sein.

Doch die Fälle in Hessen sind sogar noch alarmierender. Denn nach allem, was man bislang weiß, sind Polizisten darin verwickelt. Es steht der Verdacht im Raum, dass sie den »NSU 2.0« erfunden oder unterstützt haben könnten. Gibt es in den Reihen derer, die den Rechtsstaat sichern sollen, ein rechtes Netzwerk?

Wohin sie ihre Ermittlungen führen werden, ahnen die Staatsschützer der Frankfurter Polizei nicht, als sie im Sommer 2018 wegen der Drohungen gegen Başay-Yıldız die Arbeit aufnehmen. Bald stoßen sie auf die Datenabfrage im 1. Revier, für die es offensichtlich keine dienstlichen

## Eine Verharmlosung des Holocaust ließ sich nicht mit »Eindeutigkeit feststellen«.

Gründe gab. Am 11. September 2018 durchsuchen sie den Arbeitsplatz, den Spind und die Wohnung jener Polizistin, unter deren Kennung der Computer zum Zeitpunkt der Abfrage eingeloggt war.

Den Ermittlern wird klar, dass diese Beamtin die Abfrage nicht selbst gestellt haben muss. Der Computer war für jeden Polizisten im Revier zugänglich, wenn die Beamtin zeitweise nicht an ihrem Platz war. In einer Vernehmung sagt die heute 35-Jährige aus, dass sie oft sogar einen Zettel mit dem Passwort auf den Tisch gelegt habe, wenn sie wegmusste. Ein klarer Verstoß gegen die Dienstvorschriften, aber ihre Vorgesetzte im Revier weiß angeblich davon. Das sei auf vielen Dienststellen so üblich, heißt es in Polizeikreisen. Es sei zu umständlich und zeitraubend, wenn sich Beamte bei jeder Abfrage neu anmelden müssten, die Computersysteme der Polizei seien extrem langsam.

Dann aber machen die Staatsschützer einen Fund, der sie erschreckt. Auf dem sichergestellten Smartphone der Beamtin finden sie in einer Chatgruppe 102 Bilder, Karikaturen und Nachrichten; 40 davon wird die Frankfurter Staatsanwaltschaft

später als strafrechtlich relevant einstufen. Ein Bild zeigt Adolf Hitler auf einem Regenbogen und den Text »Gute Nacht, ihr Juden«. Auf einem anderen ist Hitler vor einem rauchenden Schornstein zu sehen, dazu die Worte: »Umso größer der Jude, desto wärmer die Bude.«

Es finden sich Texte und Bild Darstellungen, auf denen Menschen mit Downsyndrom verächtlich gemacht werden, KZ-Häftlinge, Dunkelhäutige und immer wieder der syrische Flüchtlingsjunge Alan Kurdi, der 2015 leblos an einen türkischen Strand gespült wurde. »Wers findet, darfs behalten«, steht unter einem Bild des toten Kindes, wie aus vertraulichen Ermittlungsunterlagen hervorgeht. »Das ist so widerwärtig, da dreht sich einem der Magen um«, sagt ein leitender Ermittler.

Einige dieser Bilder hat die Beamtin selbst in die Gruppe gestellt, andere stammen von Kollegen. Fast alle Mitglieder der Gruppe waren hessische Polizisten, die meisten stammten aus einer Dienstgruppe des 1. Reviers. Die sechs Beamten hatten von Oktober 2015 bis Anfang 2017 untereinander Bilder verschickt. »Itiotentreff« nannten sie ihre WhatsApp-Gruppe. Seit her steht der Verdacht im Raum, dass es in den Reihen der hessischen Polizei ein verborgenes rechtsextremes Netzwerk geben könnte.

Widerlegt ist dieser Verdacht bis heute nicht, aber konkrete Beweise gibt es auch nicht. Die Ermittler können seit annähernd zwei Jahren nicht aufklären, wer die Abfrage auf dem Revier gemacht und kurz darauf Başay-Yıldız das Drohfax geschickt hat. 14 Beamte hatte die Dienstgruppe, die am Tag der Abfrage zwischen 7 und 19 Uhr eingesetzt war. Zumindest in den ersten Vernehmungen, beklagen Insider, seien einige Beamte auffällig sanft behandelt worden. Auf die Frage, ob man einem Kollegen oder einer Kollegin so etwas vertraue, hätten sich die Vernehmer oft mit einem einfachen »Ne« zufriedengegeben. Keiner der Polizisten wollte etwas gesehen oder bemerkt haben. Harte Nachfragen seien ausgeblieben.

Inzwischen ist der Ton deutlich schärfer geworden. Das Landeskriminalamt (LKA) hat Ende 2018 die Sache übernommen und zeitweise bis zu 60 Beamte eingesetzt, um einem möglichen rechten Polizeinetzwerk nachzuspüren. Die Ermittler halten es für wahrscheinlich, dass es einen Zu-



Peter Jülich / Agentur Focus



peterigand.com

**Anwältin Başay-Yıldız, Linkenpolitikerin Wissler:** Nicht einschüchtern lassen

sammenhang zwischen der Chatgruppe und den rechtsextremen Drohmails gibt.

Eine wichtige Spur führt in den mittelhessischen Ort Kirtorf, am Nordrand des Vogelsbergs gelegen. Dort wohnte 2018 einer der Beamten, die sich in der »Itiotentreff«-Chatgruppe besonders aktiv zeigten. 18 der 40 strafrechtlich relevanten Beiträge stammen von ihm. Im Juni 2019 wurde dieser inzwischen 31-jährige Polizist kurzzeitig festgenommen, wegen Verdachts auf Bedrohung und Volksverhetzung. Mangels ausreichender Belege musste er jedoch wieder freigelassen werden. Die Ermittler halten ihn bis heute für »tatverdächtig«, allein oder als Teil einer Gruppe hinter den Drohschreiben an die Anwältin zu stecken.

Sein damaliger Wohnort Kirtorf galt in Sicherheitskreisen zeitweise als Hochburg von Rechtsextremisten. Anfang der Nullerjahre war dort eine Neonazitruppe unter dem Namen »Kameradschaft Berserker Kirtorf« aktiv. Und auf einer Kirmes im November 2018 fielen dort zwei Brüder mit rechtsextremen Sprüchen auf, auch sie Polizisten in Hessen.

Bei einer Durchsuchung entdeckten die LKA-Beamten im Haus des älteren Bruders ein »Nazi-Museum«, so beschreibt es ein Ermittler später: Jede Menge NS-Symbole seien gefunden worden, Hakenkreuze, SS-Uniformen, Flaggen, Abzeichen und auch einen Stempel aus Auschwitz, außerdem unerlaubte Waffen und Munition. Ob und wie die Brüder mit dem Poli-

zisten aus dem 1. Frankfurter Revier in Kontakt standen, konnten die Ermittler noch nicht abschließend klären.

Dafür fanden sie anderes. Sechs weitere Polizisten fielen als rechtsextreme »Verdachtsfälle« während der Kirtorf-Ermittlungen auf, alle seien inzwischen nicht mehr im Dienst, heißt es. Mehrfach stießen die LKA-Leute in Hessen auch auf einschlägige Chats, unter anderem von einem Beamten aus der Polizeistation in Mühlheim. Sechs Polizeianwärter, die über WhatsApp Bilder mit rechtsextremen Inhalten ausgetauscht haben sollen, wurden entlassen.

Mehr als 70 Verdachtsfälle auf Rechtsextremismus innerhalb der hessischen Polizei haben die Ermittler in den vergangenen Jahren zusammengetragen. Viele Verfahren wurden jedoch eingestellt. Manche Bilder, etwa von Plätzchen in Hakenkreuzform oder Katzen mit Hitlergruß, hielten die Staatsanwälte nicht für strafbar.

In Schlüchtern bei Fulda hängten Polizisten im Januar 2019 am Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus die Bundes- und Landesflagge vor ihrer Polizeistation kopfüber auf – unter anderem ein bekanntes Symbol der Respektlosigkeit dem Staat gegenüber. Die Staatsanwaltschaft Frankfurt stellte das Ermittlungsverfahren gegen vier Polizisten ein. »Geschmacklosigkeiten« seien nicht strafbewehrt, hieß es in der Begründung, und eine Verharmlosung des Holocaust lasse sich »nicht mit der erforderlichen Eindeutigkeit feststellen«.

Um dem wachsenden Druck auf die Landespolizei und den Fragen nach seiner politischen Verantwortung entgegenzuwirken, startete Hessens Innenminister Peter Beuth (CDU) 2019 eine Studie, die Polizisten nach rassistischen und extremistischen Einschätzungen befragte. Knapp 4300 der etwa 17 000 Beamten und Angestellten der hessischen Polizei machten bei der anonymen Befragung mit, 97 Prozent hätten sich zur parlamentarischen Demokratie als bester Staatsform bekannt, sagte Beuth im Februar. Die aufgedeckten Chatgruppen seien daher »Einzelfälle«.

Inzwischen muss der Minister wieder deutlich vorsichtiger formulieren. Denn in den vergangenen Wochen wurde bekannt, dass es mindestens zwei weitere Abfragen von Polizeicomputern gegeben hatte, denen Drohschreiben folgten.

Betroffen ist die zeitweise in Frankfurt lebende Kabarettistin Idil Baydar, deren Daten am 4. März 2019 im 4. Wiesbadener Polizeirevier abgerufen worden waren. Wenig später erhielt sie per E-Mail Morddrohungen. Die Meldedaten der hessischen Linkenabgeordneten Janine Wissler, die am 15. Februar dieses Jahres eine Drohbotschaft bekam, waren fünf Tage zuvor im 3. Wiesbadener Revier abgefragt worden – jeweils ohne dienstlichen Anlass. Beuth

# In der Sackgasse

**Kabinett Verkehrsminister**  
Scheuer legt einen neuen, abgemilderten Vorschlag für den Bußgeldkatalog vor. Die Grünen mauern – und die Raser freut's.

**D**ie Bußgeldbehörden der Länder haben schon in normalen Zeiten gut zu tun. Doch dieser Tage herrscht dort Stress. Da sind 11 500 Fälle von Autofahrern, die deutlich zu schnell waren, geblitzt wurden und ihren Führerschein für einen Monat abgeben sollen. Doch die Strafen müssen jetzt für nichtig erklärt und Bußgelder zum Teil erstattet werden. Der Aufwand geht wohl in die Millionen.

Schuld daran ist eine gescheiterte Novelle der Straßenverkehrsordnung aus dem Haus von Bundesverkehrsminister Andreas Scheuer (CSU). Das mit den Bundesländern abgestimmte Regelwerk sah ab Ende April Fahrverbote für mehr Raser vor, musste aber wegen eines Formfehlers zurückgezogen werden. Nun versucht Scheuer, sich mit einem Kompromissvorschlag aus der Affäre zu ziehen. Doch auch dies scheint ihm nicht zu gelingen.

Nach Ankündigung der Novelle hatte es zunächst massive Proteste unter anderem vom ADAC gegeben, die neuen Strafen seien zu hart. Scheuer kündigte daraufhin an,



**Ressortchef Scheuer**

Rückhalt in der eigenen Partei verloren

wurde nach eigenen Angaben erst Anfang Juli darüber informiert.

Mittlerweile haben Baydar, Wissler und die Rechtsanwältin Başay-Yıldız eine Reihe ähnlicher Nachrichten bekommen. Unterzeichnet wurden die E-Mails zuletzt mit »NSU 2.0« oder auch mit »SS-Obersturmbannführer«. Die Frauen haben sich davon bisher nicht erkennbar einschüchtern lassen und verspotteten den Verfasser der Mails als »Oberstrumpfbannführer«.

Allerdings nimmt die Zahl der Drohmails und Kurznachrichten mit solchen Absenderangaben gerade inflationär zu. Adressaten sind Politikerinnen wie die Linke-Abgeordnete Anne Helm und Martina Renner, Vertreter von Organisationen wie Aiman Mazyek vom Zentralrat der Muslime, hessische Landtagsfraktionen, Medien und Politiker wie Hessens Ministerpräsident Volker Bouffier (CDU) und sein Innenminister Beuth.

Den Ermittlern fällt es zunehmend schwer, zwischen Verfassern mit mutmaßlichen Drähten in die hessische Polizei und Trittbrettfahrern zu unterscheiden.

Einen dieser Nachahmer scheinen die Beamten unlängst gefasst zu haben. Der frühere bayerische Polizist Hermann S., wegen rechter Umtriebe bekannt und vor 16 Jahren aus dem Dienst geschieden, wird verdächtigt, unter einem Pseudonym im Juli 2020 sechs Drohbotschaften an Politiker verschickt zu haben. Die Nachrichten, die ihm zugerechnet werden, waren ebenfalls mit »NSU 2.0« unterzeichnet, wurden jedoch über einen anderen Mailanbieter verschickt.

Die Ermittler gehen davon aus, dass S. sich des bekannten Labels »NSU 2.0« nur bediente, weil es derzeit größtmögliche Empörung und Aufmerksamkeit verspricht. Kontakte nach Hessen sind nicht bekannt, auch lagen diesen Mails wohl keine Abfragen aus Polizeisystemen zugrunde. S. selbst wies die Vorwürfe dem SPIEGEL gegenüber zurück: Er habe die Botschaften nicht verfasst, jemand anderes habe sich seines in der Szene bekannten Pseudonyms bedient und damit einen anonymen E-Mail-Account angelegt.

Dass aus Hass schnell Gewaltakte erwachsen können, wissen die Sicherheitsbehörden in Hessen spätestens seit der Ermordung des Kasseler Regierungspräsidenten Walter Lübcke. Doch alle Bemühungen, den »NSU 2.0« auszuheben, waren bisher erfolglos.

Wer immer die Nachrichten verfasse, wisse wohl ziemlich genau, wo die Grenzen polizeilicher Ermittlungen liegen, sagt ein leitender hessischer Fahnder. Viele Drohmails liefen über einen russischen Dienstleister und einen Tor-Browser, der die Absenderadresse verschleierte. Der Ermittler sagt: »Da fühlt sich einer offenbar sehr sicher.« Matthias Bartsch

die Regeln wieder abzumildern. Dafür wollte er die Neuauflage der Novelle nutzen, die wegen des Formfehlers ohnehin nötig ist.

Scheuers Kompromiss sieht vor, die Geschwindigkeitsgrenzen für die Bußgelder beizubehalten, allerdings die Sanktionen teilweise zu entschärfen. Demnach sollen nur Personen ihren Führerschein für einen Monat abgeben, die mit 21 Kilometern pro Stunde zu schnell vor Schulen und Kindergärten geblitzt werden. Eigentlich sollte dies innerorts grundsätzlich gelten.

Außerorts soll demnach nicht wie ursprünglich vorgesehen jeder einmonatiges Fahrverbot bekommen, der mit mehr als 26 Kilometern je Stunde zu schnell erwischt wird, sondern nur die, die an Baustellen auf Autobahnen derart rasen. Zugleich aber sollen die Geldstrafen von den ursprünglich geplanten 70 (ab 21 km/h) beziehungsweise 80 Euro (ab 26 km/h) deutlich hochgesetzt werden.

Mit dem höheren Bußgeld will Scheuer die elf von Grünen mitregierten Bundesländer zur Zustimmung bewegen. Der Kompromissvorschlag wurde vergangene Woche an die Länderministerien geschickt. Am Freitag derselben Woche gab es bereits die ersten Absagen, etwa aus Baden-Württemberg. Dort spekuliert man offensichtlich auf weitere Zugeständnisse Scheuers, etwa auf strengere Regeln für Tempo-30-Zonen, wie sie im ursprünglichen Konzept vorgesehen waren. »Die grünen Verkehrsminister sind nach wie vor verärgert darüber, dass der Bundesverkehrsminister einen kapitalen Fehler gemacht hat und die Chuzpe besitzt, diesen Fehler zum Anlass zu nehmen, seine Position der Toleranz gegenüber Schnellfahrern und Rasern durchzusetzen«, sagt Baden-Württembergs Verkehrsminister Winfried Hermann. Die Grünen drängen deshalb dem Vernehmen nach darauf, lediglich den Formfehler zu korrigieren.

Rückhalt verliert Scheuer auch in seiner eigenen Partei. CSU-Chef Markus Söder hatte ihm nicht nur per Interview aufgetragen, die unschöne Angelegenheit »zu klären und gutzumachen«. Er fiel ihm auch mit der Aussage in den Rücken, er sei beim Thema Tempolimit auf Autobahnen durchaus offen für Gespräche. Scheuer hat sich stets mit Verve gegen Tempo 130 ausgesprochen.

In der verfahrenen Debatte sieht Scheuer nun die saarländische Wirtschafts- und Verkehrsministerin Anke Rehlinger (SPD) als Vermittlerin zwischen Bund und Ländern. Sie hält derzeit den Vorsitz in der Verkehrsministerkonferenz und hat bereits gewarnt, die Debatte nicht für »ideologische Grabenkämpfe« zu missbrauchen.

Vom politischen Streit profitieren die Raser. Solange keine Lösung gefunden ist, gelten die alten, milden Strafen.

Gerald Traufetter



**WARENPOST**

Ein Produkt der Deutschen Post

# EINFACH KLEINE WAREN GÜNSTIG AN IHRE KUNDEN VERSENDEN!

MIT DER WARENPOST GEHT DAS.

Beim Versand kleiner Waren ist jetzt mehr drin – sowohl für Sie als auch für Ihre Kunden. Denn mit der neuen Warenpost kommen Ihre Sendungen schnell und günstig und durch zusätzliche Empfängerservices auch ganz nach Kundenwunsch an. Mehr erfahren Sie unter [dhl.de/wapo](https://www.dhl.de/wapo)

- Zustellung i.d.R. am nächsten Tag
- Empfängerservices auswählen
- Sendung verfolgen

**DHL**

# Alles ist gut

**Karrieren** Als Bundeslandwirtschaftsministerin hat Julia Klöckner einen schweren Stand. Auf der Vespa sitzt sie mit demonstrativer Leichtigkeit. Eine Rundfahrt in ihrer Heimat Bad Kreuznach. *Von Marc Hujer*

**M**ein lieber Mann«, sagt Julia Klöckner, als sie auf dem Parkplatz des Freiluftinhalatoriums Salinental in Bad Kreuznach von ihrem Roller absteigt. »Sie sind ja mit der Roten da.«

Die »Rote« ist eine Vespa, die ich am Morgen bei ihrer Freundin ausgeliehen habe; Julia Klöckner ist ebenfalls mit der Vespa gekommen, gleiches Modell, aber andere Farbe, eine Vespa Primavera 50 2T in Braunmetallic. Mehr als sieben Jahre fährt sie die schon.

Es war ihre Idee, sich in Bad Kreuznach zum Vespafahren zu verabreden, sie ist dort zu Hause. Im Dorf Guldental, rund sieben Kilometer entfernt, ist sie aufgewachsen; in Bad Kreuznach besuchte sie das Gymnasium, sie hat bis heute eine Wohnung hier, die sie nutzt, wenn sie nicht in Berlin sein oder reisen muss. Hier wohnen ihre alten Freunde und ihre Familie, ihr Bruder Stephan hat den Familienbetrieb des Vaters, das Weingut Aloys Klöckner, übernommen. Mülheim-Kärlich, wo ihr Mann Ralph Grieser wohnt und einen Oldtimerhandel führt, ist auch nur eine Autostunde entfernt.

Die Vespa, sagt Klöckner, sei für sie eine »Leidenschaft«. Auf der Vespa sei sie an der Luft, und in Bad Kreuznach gebe es ja »tolle Luft«, vor allem aber finde sie mit der Vespa stets problemlos einen Parkplatz.

Eine eher ungewöhnliche Definition von »Leidenschaft«.

»So«, sagt sie, »da nehm ich Sie heute also mal mit, um Ihnen ein bisschen meine Heimat vorzustellen.«

Es ist ein Donnerstag Anfang Juni, vor ihr erheben sich die sogenannten Gradierwerke der Saline, neun Meter hohe Wände, an denen das Salzwasser herabrieselt und salzhaltige Luft erzeugt, die gut für Haut und Atemwege sein soll.

Direkt dahinter liegt Julia Klöckners alter Sportplatz, ein Rasenfeld mit Tartanbahn.

Als Gymnasiastin, sagt sie, habe sie hier Sportunterricht gehabt, am Inhalatorium, an der Quelle der guten Luft. »Hier haben wir unsere Läufe gemacht«, sagt sie, »100 Meter. 400 Meter. Kurz- wie Langstrecke, nur keinen Marathon.« Sie erin-

nert sich gern an diese Zeit, in der alles so wunderbar leicht war.

In ihrer Freizeit habe sie damals auch Tischtennis gespielt, beim TV Guldental, als Spielführerin der ersten Damenmannschaft der Vereinsgeschichte. »Ich habe das schnelle Spiel gemocht«, sagt Julia Klöckner, die langen Ballwechsel hätten ihr nicht so viel Spaß gemacht. Sie habe das Maximierungsprinzip bevorzugt: wenig investieren, viel rausholen, am besten gleich beim Aufschlag. »Auf Dauer muss man schon längere Ballwechsel spielen wie im Leben auch. Aber ich fand es lässig, wenn ich die ersten fünf Punkte einfach mal so hatte, bevor die Leute realisierten, wie sie meinen Aufschlag zurückschlagen konnten«, sagt Klöckner.

Ein wirksames System: erst mal Eindruck machen, dann weitersehen.

»Wo kommen Sie her?«, fragt Klöckner.

»Aus Darmstadt«, sage ich.

»Ist ja auch nicht so schlimm«, meint Klöckner. Sie wendet sich ihrem Pressesprecher zu, der zusammen mit den Sicherheitsbeamten die Tour im Auto begleiten wird. »Haben Sie ihn schon ein bisschen auf Bad Kreuznach vorbereitet?«

Ihr Sprecher erwähnt, dass wir am Morgen zusammen in der Familienbäckerei »Die Lohner's« einen Kaffee getrunken haben.

Die Lohner's, ein schönes Stichwort für sie.

»Bei Lohner's«, sagt Klöckner »mach ich einmal im Jahr etwas für einen guten Zweck, da krieg ich dann einen Stundenlohn von 1000 Euro, was gut ist, aber nicht für mich, sondern für die Ausbildungshilfe in Afrika. Da steh ich als Verkäuferin hinter der Theke.«

Seit März 2018 ist Julia Klöckner Bundesministerin für Ernährung und Landwirtschaft, es ist ihr erstes Amt als Ministerin. Knapp neun Jahre lang war sie Abgeordnete im Bundestag, von 2002 bis 2011, seit 2010 ist sie Landesvorsitzende der CDU Rheinland-Pfalz, sie war bei den Landtagswahlen 2011 und 2016 Spitzenkandidatin und gehörte von 2011 bis 2018 als Fraktionsvorsitzende dem Mainzer Landtag an; sie bezeichnet sich als »Allrounderin«.

Ihre Kindheit und Jugend auf dem Weingut ihrer Eltern und die Jahre von 2009 bis 2011, als sie Parlamentarische Staats-



sekretärin im Bundeslandwirtschaftsministerium war, hätten sie vorbereitet, sagt Klöckner.

Als Landwirtschaftsministerin hat sie derzeit einen schweren Stand. Sie wird nicht nur von Tierschutzverbänden kritisiert, die ihr vorwerfen, dass sie in den zwei Jahren im Amt so wenig vorangebracht habe wie kaum einer ihrer Vorgänger, dass es den meisten Nutztieren in Deutschland noch immer schlecht gehe, dass männliche Küken millionenfach vergast oder lebend geschreddert, Mutter-sauen in engen Kastenständen gehalten würden und viele Hochleistungsmilchkühe an Euterentzündungen litten.



Sonia Och / DER SPIEGEL

**Ministerin Klöckner in den Nahe-Weinbergen:** »Auf dem Traktor groß geworden«

Sie ist in der eigenen Partei nicht unumstritten, in der sie vor einiger Zeit als mögliche Nachfolgerin von Bundeskanzlerin Angela Merkel gehandelt wurde, wovon nun aber niemand mehr spricht.

Als Landwirtschaftsministerin kämpft sie auch um ihre politische Zukunft.

Sie erzählt, dass sie heute noch manchmal hierherkomme, an ihre alte Sportstätte, als Schirmherrin für die Bundesjugendspiele oder eine Hockeymeisterschaft.

Dann erwähnt sie das Konjunkturpaket, das sie gerade im Bundeskabinett beschlossen haben, um die wirtschaftlichen Folgen der Corona-Pandemie abzufedern, und

das »wichtige Unterstützung« enthalte, für die Wälder, für Stallungen, Familien, Mittelständler.

Wenn man sie so reden hört, dann läuft alles eigentlich immer ganz gut.

Sie setzt ihren Helm auf, einen Jethelm von HJC, der südkoreanischen Marke, mattschwarz, ohne Streifen, ohne Visier, für die Vespa eine stilsichere Variante.

#### **FREIHEIT**

Julia Klöckner ist eine entspannte Fahrerin, sie spielt nicht mit dem Gas, und wenn sie an der Ampel steht, dreht sie nicht den Motor ungeduldig hoch, sie fährt mit Bedacht in die Kurve ein, beschleunigt in

Maßen und hält sich strikt an die jeweilige Höchstgeschwindigkeit.

Schneller als 45 Kilometer pro Stunde läuft ihre Vespa ohnehin nicht, auf die Idee, ein schnelleres Modell zu kaufen, sei sie nie gekommen. Sie mag ihre Vespa so, wie sie ist, und sie findet es gerade gut, dass sie auf der Straße »kein Halbstarker« sei.

Sie parkt die Vespa unter dem »Brauwerk«, einem aus Gründen des Hochwasserschutzes auf Stelzen gebauten Brauhaus am Rand des Salinentals, das mit bodenständiger Küche und hausgebrautem Bier wirbt. Mit den beiden Wirten ist sie befreundet. Sie mag das Brauhaus, auch weil es ih-

rem Bild von Bad Kreuznach entspricht, gerdet, aber weltoffen, »ein Hotspot für europäische Städtepartnerschaften«, sagt Klöckner. 1958 hätten sich hier Charles de Gaulle und Konrad Adenauer zum ersten Mal auf deutschem Boden getroffen.

Julia Klöckner redet gern von der Provinz, bisweilen mit liebevoller Ironie und der Selbstgewissheit einer Weitgereisten. Schon 1995, als sie Deutsche Weinkönigin war, durfte sie Papst Johannes Paul II. im Vatikan besuchen, lernte sie Michail Gorbatschow und Nelson Mandela kennen, war sie in China, Malta, den Vereinigten Staaten und im Oman. Als Chefredakteurin des Magazins »Sommelier«, zwischen 2001 und 2009, besuchte sie die großen Weingüter der Welt, heute geht sie als Ministerin auf Reisen, Asien, Afrika, aber auch viel innerhalb Europas.

Umso schöner findet sie es heimzukommen, überraschend in ihrer Stadt aufzutreten, mit der Vespa vorzufahren und sich unter die Leute zu mischen, bei Lohner's, im Brauwerk, sie genießt diesen Überraschungsmoment, wenn niemand mit ihr gerechnet hat – Julia Klöckner, die Ministerin aus Berlin.

»Und ihr braut noch Bier, gell?«, fragt sie Udo Braun, der vor ihr steht.

Braun nickt.

Sie nennt Braun »einen unserer zwei Topgastronomen in Bad Kreuznach«.

Braun ist das ein bisschen peinlich.

»Dann eben nur halbtopy«, sagt sie.

Julia Klöckner ist nie um Worte verlegen, am besten ist sie, wenn sie spontan sein kann.

Als sie im vergangenen Jahr die Frankfurter Buchmesse besuchte, kam sie zufällig an einer Bühne vorbei, auf der gerade Sascha Lobo, der auch für den SPIEGEL eine Kolumne schreibt, mit einer Moderatorin saß. Von der Bühne aus habe Lobo sie angesprochen. Es war die Zeit, als die Union gerade über das Video »Die Zerstörung der CDU« des YouTubers Rezo diskutierte. Die Moderatorin sei ganz aufgeregt gewesen, erinnert sich Klöckner. Aber das störte sie nicht.

»Dann bin ich halt auf die Bühne gegangen, und Sascha Lobo und ich fingen an, uns zu unterhalten, und Lobo wollte wissen, was ich von der Zerstörung der CDU halte.« »Na, von der Zerstörung nix«, habe sie ihm klargemacht, nur sei es vielleicht keine gute Idee ihrer Partei gewesen, mit einer PDF-Datei auf ein Video zu reagieren.

## »Wir reden vom autonomen Fahren in der Stadt, auf einigen Feldern ist das bereits Realität.«

Sie lächelt.

Man kann ihr vieles vorwerfen, aber das mit dem PDF wäre ihr nie eingefallen.

»In jeder Abteilung habe ich jetzt einen Digitalisierungsreferenten installiert«, sagt Klöckner über ihr Ministerium. Erst hätten sich alle dagegen gewehrt, weil es geheißen habe: »Gibt's nicht im Organigramm, weil kein Kästchen vorgesehen ist, als hätten Adam und Eva schon damit gearbeitet«, erzählt sie. »Natürlich haben wir neue Kästchen geschaffen.«

Zugleich wisse sie, wie die meisten Landwirte ticken, sie sei ja auf einem landwirtschaftlichen Betrieb aufgewachsen. »Klar kann es nicht schaden, Stallgeruch zu haben, auf dem Traktor groß geworden zu sein und immer ein Paar Gummistiefel im Auto dabeizuhaben, sonst wäre ich falsch in dem Job«, sagt Klöckner. Aber das bedeute ja nicht, dass sie deshalb unkritisch mit der Branche umgehe, im Gegenteil. »Ich mute ihr viel zu an Bewegung: Tierwohl, Umweltschutz, Digitalisierung.«

Nur kommt das meist nicht so rüber.

Vor einem Jahr nahm Klöckner zusammen mit Nestlé Deutschlandchef Marc-Aurel Boersch ein Video auf, in dem es um ihre »Reduktions- und Innovationsstrategie« ging, mit der sie den Anteil von Zucker, Salz und Fetten in Lebensmitteln verringern will. Eine gute Sache, wie sie fand, aber ihr Auftritt wurde vor allem als Schleichwerbung für Nestlé interpretiert. Vor wenigen Wochen dann zeigte sie sich mit Starkoch Johann Lafer in einem von Kaufland gesponserten Kochvideo und erweckte einmal mehr den Eindruck, dass ihr die kritische Distanz zu einer Industrie fehle, der Klöckner nach eigener Aussage eigentlich viel zumute.

»Als Ministerin«, sagt sie, »muss man Kritik aushalten können, weil die Themen so emotional und voller Widersprüche diskutiert werden. Die meisten wollen am liebsten Pflanzenschutzmittel in der Landwirtschaft komplett verboten sehen, aber keiner greift dann im Laden nach den Äpfeln mit den Schädlingen drin.«

Manchmal hört sie sich an, als lebte sie in einer ziemlich verrückten Welt, in der Ministerialbeamte in Kästchendenken verharren, Tierschutzverbände sie zu Unrecht kritisieren und Bauernfunktionäre ihr was vormachen wollten. Und dann sind da auch noch die Verbraucher, die zwar in Umfragen sagen, sie würden mehr Geld für Bioprodukte ausgeben wollen, aber es am Ende nicht tun.

Sie beklagt das immer wieder, aber es ist nicht klar, was sie gegen diese Schizophrenie tun will.

Sie hält jedenfalls nichts von Verboten. Während der Prohibition habe es ja trotzdem Schnaps gegeben, nur eben schlechteren. Eine Zuckersteuer lehnte sie mit der Begründung ab, sie wolle sich als Landwirtschaftsministerin nicht als »Geschmacksgouvernante« aufspielen. Sie ist dagegen, die Leute zu weniger Fleischkonsum zu zwingen, weil sie findet, was man esse, müsse man selbst entscheiden.

Wer sich mehr Tierwohl wünscht, soll für Fleisch einfach mehr bezahlen.

Sie spricht stattdessen von Düngerobotern, die »ressourcenschonend weniger Pflanzenschutzmittel applizieren«, von künstlicher Intelligenz, vom »Thema KI auf dem Acker«, von »Kuhställen der Zukunft, die Bewegungsprofile von Tieren nachvollziehen können«, und von neuen Möglichkeiten, Tierwohl messbar zu machen.

Die Landwirtschaft sei inzwischen so viel weiter, als es »vor dem romantischen Auge von vielen« noch scheine. »Wir reden viel vom autonomen Fahren in der Stadt – auf einigen Feldern ist das bereits Realität«, sagt Klöckner. Es ist nur so, dass draußen davon wenig ankommt.

In Berlin sitzt Julia Klöckner manchmal bis spätabends im Büro, was ihr ja eigentlich nichts ausmache. Aber Dankbarkeit, sagt sie, dürfe man dafür nicht erwarten, jedenfalls nicht in diesem Amt.

Ihre Düngeverordnung verärgert die Bauern, geht aber den Umweltschützern nicht weit genug.

Das Tierwohllabel soll kommen, aber weiterhin nur auf freiwilliger Basis.

Und der sogenannte Kastenstand für Sauen, eine erwiesene Tierquälerei, wird zwar abgeschafft, aber erst in acht Jahren, und das auch nur auf Druck der Bundesländer. Klöckner wollte zunächst längere Übergangsfristen durchsetzen und die gängige Praxis noch 17 Jahre fortführen.

Sie bringt zwar Dinge voran, aber oft erst, wenn sie unvermeidbar geworden sind.

Sie macht von allem etwas, aber bloß niemals zu viel.

»Meine Generation und ich selbst wurden in einer recht ideologiefreien Zeit politisiert«, hat Klöckner einmal gesagt. »Es gab keine ›Freiheit oder Sozialismus‹-Debatten mehr wie Mitte der Siebzigerjahre oder eine ›Lieber tot als rot‹-Debatte

### Unbeliebte Ministerin

Umfrage: Zufriedenheit mit der Arbeit von Julia Klöckner



DER SPIEGEL

Civey für den SPIEGEL vom 16. bis 30. Juli, 5001 Befragte, an 100 fehlende Prozent: »unentschieden«, Stichprobenfehler: 2,5 Prozentpunkte



**Landesparteivorsitzende Klöckner in Bad Kreuznach:** »Mit 20 keine Revoluzzerin gewesen«

wie Anfang der Achtziger.« Sie empfindet das aber auch nicht als Nachteil. »Ich finde, man muss mit 20 keine Revoluzzerin gewesen sein, um mit 40 eine gute Politikerin zu werden. Drogenerfahrungen, Sitzblockaden, Inhaftierungen, Auswanderungen oder frisierte Mofas, damit kann ich nicht dienen.«

Klöckner steht auf.

Sie will mir auf der Vespa noch ein bisschen die Gegend zeigen, wofür sie eine schöne Strecke die Nahe entlang ausgewählt hat, von Bad Kreuznach nach Niederhausen, schließlich die Weinberge hinauf, wo sie gern sitzt, wenn sie mal Ruhe braucht, allein oder zusammen

mit ihrem Mann. »Da oben«, sagt Klöckner, »gibt's 'ne Bank. Ich habe 'ne Decke dabei, und da können wir noch was essen.«

#### GLÜCK

»Die Heimat ist schön, da braucht man nicht in Urlaub fahren«, sagt sie, dann fahren wir los, sie vorn, ich mit Abstand hinter ihr her. Gelegentlich schaut sie sich um.

Als ich einmal vergesse, den Blinker auszuschalten, sieht sie das im Rückspiegel und gibt mir so lange Zeichen, bis ich mein Versäumnis bemerke. Sie ist sehr bemüht darum, dass an diesem Tag alles gut läuft.

Auf halbem Weg kommt sie plötzlich von der Straße ab, fährt in die Böschung und kippt um. Die Vespa liegt über ihr. Die Sicherheitsbeamten, ihr Pressesprecher, die ihr im Auto hinterhergefahren waren, halten an und drängen sich um sie herum.

Sie bleibt kurz liegen, schiebt den Roller zur Seite und steht wieder auf, sie hat eine Schürfwunde am Knöchel

»Ich hab mir nicht wehgetan«, sagt sie. »Alles gut, Leute, wirklich.« Sie kennt das, schnell wieder aufzustehen.

Als Julia Klöckner sich im rheinland-pfälzischen Landtagswahlkampf 2016 mit ihrem Vorschlag für tagesaktuelle Flüchtlingskontingente von den schlechten Umfragewerten zu befreien versuchte, aber Angela Merkel als Parteivorsitzende sie mit ihrem Vorstoß abblitzen ließ, lächelte sie die Demütigung einfach weg.

Als ehemalige Deutsche Weinkönigin hat sie es ohnehin nicht immer leicht gehabt.

2011 wollte sie den sozialdemokratischen Ministerpräsidenten von Rheinland-Pfalz, Kurt Beck, ablösen. Der SPIEGEL titelte: »Blond gegen Bart«.

Die »Frankfurter Allgemeine Zeitung« schrieb: »An den Beinen sollt ihr sie erkennen.«

Die Deutsche Welle sprach von »Muttis Schönster«.

Und »Cicero« nannte Julia Klöckner »blonde Hoffnung«.

Wenn sie auf dieses Bild reduziert wird, sagt sie gern: »Abitur und Führerschein hab ich übrigens auch.« Oder sie führt die Männer, die ihr noch immer mit Vorurteilen begegnen, mit direkten Nachfragen vor, wie kürzlich bei einer Telefonkonferenz mit Vertretern von Kreisbauernverbänden.

Sie sei da »sehr in die Spezifika« gegangen, erzählt sie, worauf einer der Männer sich an sie gewandt habe: »Ich muss schon sagen, Sie kennen sich ja aus.« Worauf sie zurückgefragt habe: »Sagen Sie mal, würden Sie das auch bei einem Mann sagen?« Alle hätten gelacht.

Sie könne damit leben, unterschätzt zu werden, sagt Julia Klöckner. Besser als umgekehrt.

Das lässt sich leicht sagen, wenn man wie sie immer einen Mentor hatte, der ihr einen Job anbot, erst als Volontärin, dann als Chefredakteurin, schließlich als Politikerin.

Bewerben musste sich Julia Klöckner jedenfalls nie.

Sie schaut sich jetzt kurz um, um herauszufinden, warum sie mit der Vespa vom Weg abgekommen und gestürzt ist, und entdeckt eine Jägermeister-Flasche, die sie offenbar zu Fall gebracht hat.

Sie steigt auf ihre leicht verzogene Vespa, noch immer stehen alle betreten um sie herum. »Also, wer Flaschen weg-



HC Flambek

**Anti-Klößner-Demonstranten in Berlin:** So wenig vorangebracht wie kaum ein Vorgänger

schmeißt: schlecht!«, sagt Julia Klößner. Dann fährt sie los.

**FREIHEIT**

Wenig später erreichen wir die Bank auf dem Weinberg. Julia Klößner breitet die Decke aus. »Wenn Sie hier mit dem Rennrad hochgefahren sind, dann haben Sie etwas geschafft«, sagt sie. Sie wisse, wovon sie spreche.

Sie fahre nämlich auch viel Rennrad, zusammen mit ihrem Mann.

Unter ihr liegt die Ortschaft Oberhausen an der Nahe, ein Dorf mit weniger als 400 Einwohnern, noch kleiner als das Dorf, aus dem sie stammt, das immerhin knapp 2500 Einwohner zählt.

Sie hat ein ambivalentes Verhältnis zu Dörfern, zu der Enge, aus der sie kommt. Es stand nie zur Debatte, dass sie eines Tages das Weingut ihrer Eltern übernehmen würde, es war klar, dass ihr älterer Bruder den Hof weiterführen würde.

Sie wollte eigentlich Gymnasiallehrerin werden, eine Zeit lang arbeitete sie als Religionslehrerin an der Pestalozzi-Grundschule in Wiesbaden-Biebrich, aber irgendwann schreckte sie die Vorstellung, dass die Schüler an ihr vorbeizögen, während sie als Lehrerin bliebe. Sie fürchtete sich davor, nicht mehr wegzukommen.

Ihre Freizeit verbrachte sie so wie die anderen Kinder. »Es gab kein Taxi Mama oder Taxi Papa«, erzählt sie. »Wenn wir Kinder Glück hatten und vor uns gerade ein Traktor ins Dorf fuhr, sprangen wir drauf und dann wieder ab. Ich war also nur in Vereinen, die ich mit dem Fahrrad erreichen konnte.« Und Urlaub hätte ihre Familie »mal drei Tage

irgendwo in einer Pension im Bayerischen« gemacht.

Einer ihrer Sicherheitsbeamten reicht eine Box herum, große, rustikal belegte Käsebröte, in Alufolie eingeschlagen und mit Namen beschriftet.

Sie packt ihre Stulle aus.

»Also, alle essen«, sagt Klößner, »sonst gibt's heute nichts mehr.«

Während sie kaut, lässt sie den Blick über die Hänge schweifen. »Also das hier ist Biodiversität«, sagt sie. In der Hauptstadt würden die Leute gern mal über den ländlichen Raum reden und erklären, wie Artenvielfalt aussehen müsse. Dass dann die Leute hier genervt von so einer »Baltungs-zentrumssicht« seien, könne sie verstehen. »Wenn Sie eine kultivierte Landschaft sehen wie hier, dann ist das ein Hort für Artenvielfalt, gerade in dieser Auen- und Flusslandschaft.«

Sie beißt in ihr Brot.

»Schmeckt's?«, fragt sie in die Runde.

Alle finden, dass es schmeckt.

Für Julia Klößner hat Politik etwas mit Wohlfühlen zu tun, die Leute, sagt sie, wollten »in ihrem Alltagsleben nicht von Politikern gegängelt werden. Für viele Bürger ist die beste Politik die, von der sie nichts mitbekommen«. Auch sie könne es nicht leiden, wenn man sich in das Leben anderer zu sehr einmische und die eigenen Maßstäbe auf alle anwenden wolle.

**Sie ist vorsichtig: Wenn sie einkaufen geht, schaut ihr jeder in den Einkaufskorb.**

Das habe sie zum Beispiel vor einiger Zeit einmal in einem Interview erlebt, da hatte sie das Gefühl, von Beginn an in eine bestimmte Ecke gestellt zu werden. Es ging um das Töten von Tieren und um deren Schmerzen. Bis heute habe sie den Blick des Journalisten in Erinnerung, der offenbar Vegetarier ist und entsetzt war, dass es zum Kaffee Kuhmilch gab. Aber Klößner hatte nur Kuhmilch. Er habe sie daraufhin angeschaut, als hätte sie ihm Blut hingestellt. Sie lacht.

Als Bundeslandwirtschaftsministerin, sagt Klößner, sitze sie »auf dem Präsentierteller«. Wenn sie einkaufen gehe, schaue ihr jeder in den Einkaufskorb. Sie sei da inzwischen sehr vorsichtig geworden. Es gebe zum Beispiel eine Salzbutter, die die Kinder ihres Mannes sehr gern mögen, aber das sei eine irische Butter. Wenn sie dabei ertappt würde, wie sie irische Butter kauft, wäre das nicht ganz so gut.

Es hat zu regnen begonnen. Sie schlägt vor, dass wir schnell nach Bad Kreuznach zurückfahren.

**VERTRAUEN**

Wir fahren ein Stück den Weinberg hinunter, doch der Regen wird stärker.

Wir retten uns ins Auto ihrer Sicherheitsbeamten, wir sind durchnässt. »Gut, dass es regnet«, sagt Julia Klößner. Sonst hätte sie wieder Geld für die Dürrehilfen einplanen müssen.

Klößner nimmt ihr Handy aus der Tasche. »Wir haben noch ein bisschen Brot, mein Handy ist zu 37 Prozent geladen, da kann man noch ein bisschen Regierungsarbeit machen«, sagt sie.

Als der Regen schwächer wird, steigen wir wieder auf unsere Vespas. Julia Klößner sagt, sie wolle kurz nach Hause fahren, um sich umzuziehen. Sie müsse gleich noch vor dem Kurhaus ein Fernsehinterview zum Konjunkturpaket geben.

Eine Dreiviertelstunde später sitzen wir im Café Wahl, sie hat sich Cappuccino und Käsekuchen bestellt und erzählt, wie gern sie selbst backe und koche.

Zu Hause habe sie einen Thermomix, der ihr alles abnehme, bis auf den Einkauf. Neulich habe sie Angela Merkel davon erzählt und geschwärmt, wie einfach man damit kochen könne. Aber die Kanzlerin habe sie verständnislos angeschaut. »Ich kann doch kochen«, habe sie gesagt.

Klößner schaut auf die Uhr. Es ist spät geworden, sie muss noch ein paar Anrufe und E-Mails beantworten, ihre Mailbox, sagt sie, sei wieder mal »vollgelaufen«.

Sie steht auf.

Ein paar Bürger erkennen sie und wollen wissen, wie es ihr geht, was die Regierungsarbeit macht. Julia Klößner hat es aber eilig.

»Ihr Lieben«, sagt sie, »jetzt muss ich wieder das Land retten.«



Gemäß der AGB der kartenausgebenden Bank.

Mein Geld ist bei  
jeder Zahlung sicher.

**Ich zahle Visa.**

Online einkaufen bei vollem Käuferschutz.

**ichzahlevisa.de**

**VISA** everywhere  
you want to be

# Der Zukunft zugewandt

**Nachruf** Franz Müntefering zum Tod seines Parteifreunds Hans-Jochen Vogel (1926 bis 2020)

Immer mal wieder rief er an und meldete sich mit diesen Worten: »Guten Morgen. Hier spricht Hans-Jochen Vogel. Die AG 80 plus hat getagt, Erhard Eppler war hier. Ich will dir ein Ergebnis vortragen.« Die Telefonate mit ihm führten schnell zu konkreten Fragen und Vorschlägen und zur Bitte um baldige Antwort. Das war 2008/09, ich war ein zweites Mal Parteivorsitzender. Er sprach zu grundsätzlichen und strategischen Dingen, nicht taktisch, nicht über Personen.

Hans-Jochen Vogel und Erhard Eppler waren 1926 geboren. Erhard starb im Oktober 2019, Hans-Jochen am 26. Juli 2020. Viele aus ihrem Jahrgang waren noch im Krieg gefallen. Sie waren Kinder, als die Nationalsozialisten an die Macht gehoben wurden, und noch unter zwanzig, als alles in Schutt und Asche lag. Was für eine Kindheit und Jugend.

Für sie war Politik zu wesentlich, als dass sie ihnen ein Glücksspiel, ein Geschacher um Eitelkeiten, eine papierene Ideologie hätte werden können.

Als Hans-Jochen Vogel 1960 Oberbürgermeister in München wurde, war unsere neue Demokratie erst elf Jahre alt, aber aus der Trümmerlandschaft wuchs Wohlstandswunderland, gefördert von allen auch als Bollwerk gegen den Kommunismus. Unsere Städte waren dabei, sich neu zu erfinden. Diese konkrete, lebensnahe Aufgabe passte zu Hans-Jochen Vogel, zu seiner Denk- und Arbeitsweise. Und sie prägte ihn. Ideologie und Wolkenschieberei wurden nie seine Sache. Er wollte, dass das Geschehene nicht vergessen wird und dass die Demokratie gelingt.

Er wusste, das Grundgesetz liefert die nötigen Bausteine. Vogel wurde Bundesminister für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau. Er war Föderalist und Bundes-Kommunal-Minister. Hätte er es lange sein können, wären der Umgang mit Grund und Boden und das diesbezügliche Verfügungsrecht der Kommunen wirkungsmächtiger im Fokus deutscher Politik geblieben. Er wurde bald Bundesjustizminister. Das passte auch zu ihm und war für die SPD und das Land gut. Denn der RAF-Terrorismus baute sich auf. Hans-Jochen Vogel an der Seite Helmut Schmidts in Kompetenz und Verantwortung, sachlich und leidenschaftlich, Orientierung gebend. Vogel wurde zum Anker für vieles und viele, für die ganze SPD.

1982 verlor Schmidt die Kanzlerschaft an Helmut Kohl, und die Achtziger wurden die Vogel-Jahre. Hans-Jochen Vogel übernahm, aussichtslos, die Aufgabe als SPD-Kanzlerkandidat 1983, folgte Herbert Wehner als Fraktionsvorsitzender und Willy Brandt 1987 als Parteivorsitzender, führte die SPD pragmatisch-zielstrebig durch die Zeit zur deutschen Einheit 1990. Nach der Wahl 1990 wurde er wieder Vorsitzender der Bun-

destagsfraktion. Angestrebt hatte er das nicht. Das Amt noch einmal zu übernehmen muss Hans-Jochen Vogel viel Überwindung gekostet haben. Denn das von Sozialdemokraten damals kolportierte Wort von den »Sekundärtugenden« – gemeint waren wohl Fleiß, Pünktlichkeit, Korrektheit, Sachlichkeit, mit denen man alles Mögliche betreiben könne, aber nicht programmatische Politik –, dieses böse Wort galt wohl auch ihm und seiner Art. Aber Hans-Jochen Vogel zog den Karren SPD weiter. Bis zum Frühjahr 1991. Die neuen Mitglieder der Fraktion wurden in Gruppen zum »Kennenlern-Gespräch« in Vogels private Wohnung in Bonn eingeladen. Man saß im Kreis, auf Sesseln und Hockern. Lieselotte Vogel hatte eine gute Suppe gekocht und versorgte alle umsichtig (und alle fanden sie freundlicher als ihn). Hans-Jochen Vogel hatte einen Ringblock in der Hand, fragte und befragte und machte sich Notizen.

Der geschäftsführende Fraktionsvorsitz tagte oft schon sonntags. An einem dieser Abende Anfang 1991 informierte er uns über seine Absicht, den Fraktionsvorsitz abzugeben. Es war das einzige Mal, dass wir beide uns stehend gestikulierend unterhalten haben. Ich war gegen seinen Rücktritt. Er war 65, kein Alter, schien mir. Aber nun war es so.

Helmut Schmidts Sarkasmus war ihm stets fremd. Schmunzeln, auch über sich selbst, das konnte Hans-Jochen Vogel aber schon. Doch Altersweisheit wurde bei ihm nicht zur Belieblichkeit. Wenn man seine berühmterbüchtigten Klarsichtüllen, die er als Ausdruck seiner Sachlichkeit immer mit sich trug, mit eigenen Klarsichtüllen bekämpfte, verstand er. Denn

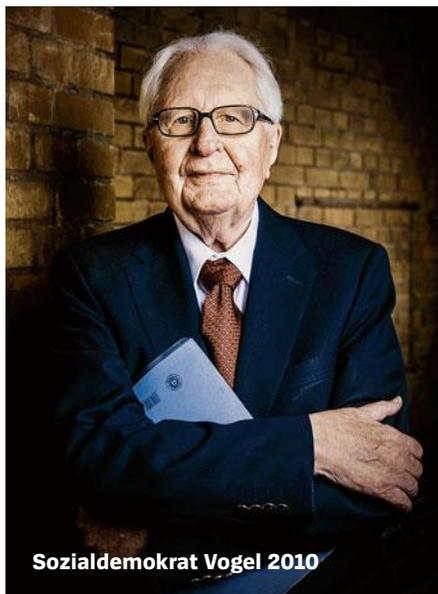
er vergaß natürlich auch mal was. Und – in den letzten Jahren – kommentierte er halb ernst die Konsequenzen der Begegnungen der Herren Sütterlin und Parkinson bei ihm.

2009 habe ich Hans-Jochen Vogel ins Willy-Brandt-Haus eingeladen. Er solle im großen Saal zum 60. Geburtstag des Grundgesetzes den Führungsgremien der SPD dieses Werk noch einmal näherbringen. Das machte er dann auch, und zwar grandios. Auf- und abgehend, mit einem Grundgesetz in der Hand. Zitierend, erläuternd. Begeistert. Und uns begeisternd.

Seit dieser Stunde heißt der große Saal des Willy-Brandt-Hauses, in dem auch die Büste von Helmut Schmidt steht und in dem Bilder von Herbert Wehner hängen, ganz offiziell Hans-Jochen Vogel Saal. Ich hatte den Eindruck, er hat leicht geschmunzelt.

Hans-Jochen Vogel. Immer die Gegenwart gestaltend. Im Kleinen und im Großen. Der Zukunft zugewandt. Europäer. Deutscher. Sozialdemokrat.

Ein stolzes Stück SPD-Geschichte.



Sozialdemokrat Vogel 2010

Dominik Butzmann / laif

# V

eneto. The land of Venice.

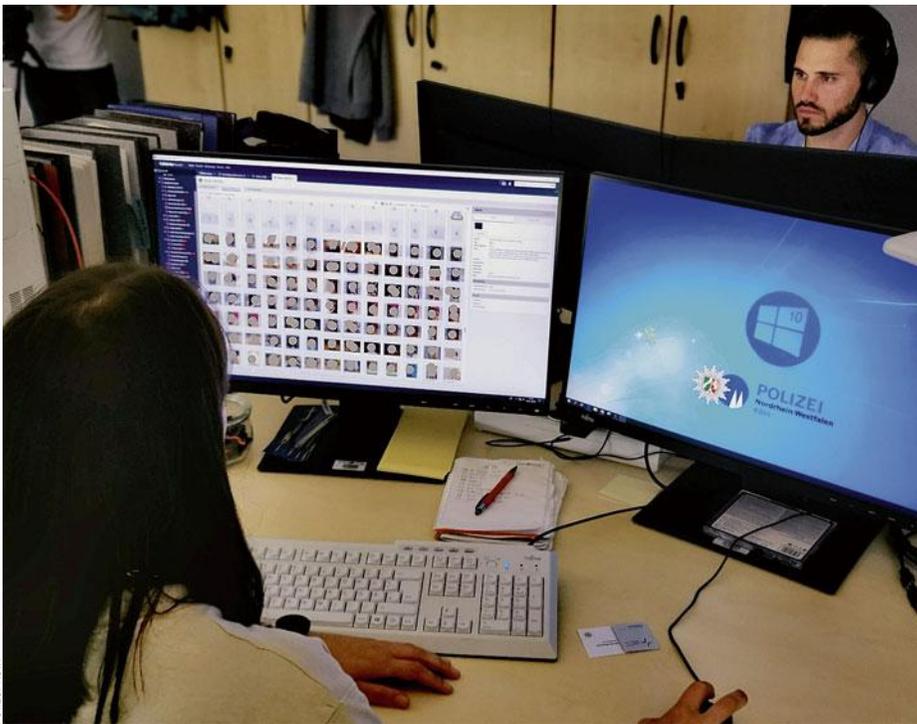
 Garda

SAFE  
AREA

[www.veneto.eu](http://www.veneto.eu)



**Veneto**  
The Land of Venice



Polizei Köln



Marcus Simaitis / DER SPIEGEL

Ermittler der Polizei Köln, Auswerterin Fischer: Bislang 50 mutmaßliche Opfer

# Jagd auf den Schwarm

**Verbrechen** Jörg L. aus Bergisch Gladbach soll seine Tochter missbraucht haben, sie war erst drei Monate alt. Er ist der Hauptverdächtige eines pädokrminellen Netzwerks und Kinderpornorings, bald steht er vor Gericht. Zehntausende weitere Täter werden womöglich nie erwischt.

**F**ür die Polizisten, die Männer wie Jörg L. dingfest machen, gibt es einen Grundsatz: Genauso wichtig wie die Jagd auf die Verdächtigen ist die Jagd auf ihre Handys. Die Polizisten in Bergisch Gladbach hatten L., einen gelernten Koch und Hotelfachmann, im Herbst vergangenen Jahres schon eine Zeit lang im Blick gehabt. Sie hatten alles, was sie für den Zugriff benötigten: Hinweise, dass er Kinderpornografie besitzt, einen Durchsuchungsbeschluss und den Auftrag, diesen zu vollstrecken. Trotzdem hielten sich die Ermittler zurück.

L., 43, war im Oktober mit seiner Familie in den Urlaub gefahren. Die Polizisten hätten sein Haus auf den Kopf stellen können, während er nicht da war. Sie hätten Laptops, Festplatten und USB-Sticks sicherstellen können, sein Handy aber nicht. »Er hätte von der Sache Wind bekommen und hätte das Ding zerstört«, sagt ein Ermittler, »dann wäre uns die Dimension dieses Falls nie klar geworden.«

Erst als Familie L. aus dem Urlaub heimgekehrt war, rückten die Einsatzkräf-

te an. In den frühen Morgenstunden des 21. Oktober durchsuchten sie das Haus im Stadtteil Hebborn. Sie nahmen L. das Handy ab, ein iPhone 8. Die Ermittler probierten verschiedene Pin-Nummern aus, um auf seine Daten zugreifen zu können. Es war einfach, denn als Pin-Nummer hatte L. ein Datum festgelegt, den 5. April. Es ist der Geburtstag seiner damals zweijährigen Tochter, die er missbraucht haben soll.

Im Speicher des Telefons fanden die Polizisten eine Fotoserie, 23 Bilder, die L. im Familienurlaub in einem Ferienhaus in den Niederlanden geschossen haben soll. Sie sollen zeigen, wie er sich ohne Hose seiner Tochter näherte. Das Mädchen lag auf hellblau-weiß gemusterter Bettwäsche und machte Mittagsschlaf, so steht es in der Anklage der Staatsanwaltschaft. Um 15.42 Uhr soll L. seinen erigierten Penis in den Mund des schlafenden Mädchens eingeführt haben, ab 15.43 Uhr, nur eine Minute später, soll er die ersten Fotos davon über einen Messengerdienst an Chatpartner verschickt haben.

Je länger die Polizisten durch das Handy scrollten, desto tiefer wurde der Abgrund, in den sie blickten. Vor ihnen eröffnete sich ein weitverzweigtes Netzwerk mutmaßlicher Sexualstraftäter, wahrscheinlich Dutzende, womöglich Hunderte. Inzwischen weiß man: Es sind noch viel mehr.

Fast neun Monate nach diesem Fund steht fest: Was sich im Smartphone des Familienvaters verbarg, ist zum vermutlich größten Fall von Kinderpornografie und Kindesmissbrauch in der deutschen Kriminalgeschichte geworden.

Der Komplex wurde im vergangenen Herbst als Missbrauchsfall von Bergisch Gladbach bekannt, inzwischen passt der Name längst nicht mehr zum Umfang des Verbrechens. Bergisch Gladbach war der Wohnort von L., dem ersten Beschuldigten, den die Polizei verhaftete. Inzwischen geht der Fall weit über das Bergische Land und Nordrhein-Westfalen hinaus.

In diesem Netzwerk kennt nicht jeder jeden, aber alle sind miteinander verbunden, wenn auch mitunter über mehrere Ecken. Die Fahnder sprechen von einem

Schwarm an Tatverdächtigen, die wie Fische nebeneinander schwimmen und vom selben Bedürfnis angetrieben sind: Sie wollen Kinderpornos schauen und sammeln. Viele wollen wohl auch Jungen und Mädchen missbrauchen und dann Bilder davon produzieren und tauschen.

Seit Monaten arbeiten Ermittlerinnen und Ermittler der Polizei Köln an dem Fall, dafür wurde eine Besondere Aufbauorganisation (BAO) gegründet, eine Sonderkommission, die den Namen »Berg« trägt. Sie verfolgt Spuren in allen 16 Bundesländern und hat allein in Nordrhein-Westfalen bislang 85 Tatverdächtige ausfindig gemacht. Zwei Verfahren hat die BAO an Kollegen im Ausland übergeben. Den Beschuldigten wird Verbreitung, Erwerb und Besitz kinderpornografischer Schriften vorgeworfen, zum Teil auch schwerer sexueller Missbrauch von Kindern.

Fast alle von ihnen sind Männer, von Beruf sind sie Dachdecker, Baumarkt-angestellter oder Zeitsoldat. Wie so oft in diesen Fällen sollen sie ihre eigenen Töchter und Söhne missbraucht haben, die ihrer Lebensgefährtinnen und mitunter auch ihre Nichten und Neffen oder die Kinder von Bekannten. Sie sollen Fotos und Videos des Missbrauchs in Chats geteilt haben. Einige sollen sich die Mädchen und Jungen gegenseitig zugeführt haben. Den Ermittlern sind bislang knapp 50 mutmaßliche Opfer bekannt. Die Kinder sind zwischen 3 Monate und 15 Jahre alt.

Die Größe der Chatgruppen, die Skrupellosigkeit der Männer, das sei »einzigartig«, sagt der Kölner Oberstaatsanwalt Markus Hartmann. Als Leiter der zentralen Cybercrime-Stelle in Nordrhein-Westfalen kennt er sich mit Internetverbrechen aus, doch selbst Hartmann sagt: »Noch vor einem Jahr hätte ich es nicht für möglich gehalten, dass eine so große Kindesmissbrauchs-Community im Netz überhaupt existiert.«

In zwei Wochen beginnt der Prozess gegen Jörg L. vor dem Landgericht Köln, andere Beschuldigte sitzen in Untersuchungshaft und warten auf ihr Verfahren. Wieder andere missbrauchen weiter, chatten, sammeln Fotos und Videos.

Jede neue Durchsuchung bei einem Verdächtigen gibt den Ermittlern neue Chancen, in den Chatgruppen diejenigen zu identifizieren, die selbst Kinder missbrauchen. Solche Fälle haben Vorrang vor jenen, in denen die Verdächtigen Bilder konsumieren und tauschen. Vor ein paar Wochen nahm die Polizei einen 22-Jährigen im Saarland fest, auch er soll seine Taten gefilmt und die Videos an andere verschickt haben.

Jede neue Verhaftung bedeutet neue Festplatten, neue Handys. »Wenn wir an einem Faden ziehen, haben wir plötzlich

fünf neue in der Hand«, sagt Kölns Kripochef Klaus-Stephan Becker, »es hört einfach nicht auf.«

Kürzlich versuchte Nordrhein-Westfalens Justizminister Peter Biesenbach (CDU) das Ausmaß in einer Zahl zusammenzufassen. Der Missbrauchsfall habe 30 000 Hinweise auf mögliche Tatverdächtige zutage gefördert, verkündete Biesenbach auf einer Pressekonferenz. Er habe das nicht für möglich gehalten, ihm sei »speiübel«, sagte der Minister.

Staatsanwalt Hartmann sagt, man werde »jede relevante digitale Identität angehen«. Aber: »Angesichts der zahlreichen technischen und rechtlichen Hemmnisse wäre es ein Erfolg, wenn wir am Ende eine dreistellige Zahl von Personen hätten, die wir als Tatverdächtige identifizieren und strafrechtlich verfolgen können.«

Die BAO Berg ist eine der größten Ermittlungsgruppen in der Geschichte des Bundeslandes, zurzeit arbeiten dort rund 130 Beamte. Aber selbst wenn es fünfmal so viele wären, es reichte wohl nicht, um alle Verdächtigen in diesem Fall verfolgen

## Einem Chatpartner soll er seine Tochter zum Geschlechtsverkehr angeboten haben.

zu können. Man kann auch so rechnen: Höchstens drei von hundert Tätern werden vielleicht geschnappt. Wäre das wirklich ein Erfolg? Oder eine Blamage für den Rechtsstaat?

Das Haus, in dem Jörg L. mit seiner Frau und seiner Tochter lebte, hat einen gepflegten Vorgarten, darin Sträucher, Kies und eine Steinskulptur. In den Fenstern stehen Blumen, ein bürgerliches Leben, zumindest sah es so aus. In einem Park, schräg gegenüber von dem Haus, befindet sich ein Kinderspielplatz.

Die Anklage gegen L. hat 114 Seiten, die Staatsanwaltschaft wirft ihm 79 Taten vor. Seine Tochter ist heute drei Jahre alt, L. soll sie missbraucht haben, als sie noch ein Baby war, zum ersten Mal im Alter von drei Monaten. Das Mädchen soll dabei auf dem Wickeltisch gelegen haben oder im Bett im Elternschlafzimmer, heißt es in der Anklage.

Die meisten Übergriffe soll L. morgens begangen haben, als seine Frau, eine Krankenschwester, schon zur Arbeit aufgebrochen war. Danach soll L. seine Tochter in die Kita gebracht haben.

Laut Anklage war L., der in einem Krankenhaus als Pförtner arbeitete, nahezu ständig online, er soll selbst gedrehte Videos verschickt und von anderen Kinderpornos bekommen haben. Über Messen-

gerdienste wie Threema, Telegram oder Skype soll er sich mit anderen ausgetauscht haben.

Einem Chatpartner namens »Hobbit72« soll er seine Tochter »zur Vollziehung des Geschlechtsverkehrs« angeboten haben, schreibt die Staatsanwaltschaft. Andere in den Chats hätten Nicknames wie »master\_of\_chaos\_93«, »MrNiceGuy« oder »bubi123« getragen. In den Unterhaltungen sei es um Vorlieben und Fantasien gegangen. Und darum, sich in der analogen Welt zu verabreden. L. soll sich auch gewünscht haben, Kinder seiner Netzbekanntschaften zu treffen.

L. hat sich zu den Vorwürfen bislang nicht geäußert. Sein Verteidiger will auf Anfrage auch nichts sagen.

Jörg L. habe sich »in den Chats einen Freundeskreis an Gleichgesinnten aufgebaut«, sagt eine Ermittlerin. Die Chats sind der Kern des Falls, weil sie die Strategien der Männer offenlegen. Und weil die Unterhaltungen zeigen, wie unbeobachtet sie sich offenbar fühlen. Mittels der Chats ist eine Parallelwelt entstanden, in der über Kinderpornografie und Kindesmissbrauch gesprochen wird »wie über einen Grillabend«. So beschreibt es jemand aus der BAO.

Die Ermittler stießen auf Chats mit bis zu 1800 Teilnehmern. Die Gruppen funktionieren wie eine Art Börse, wer dieselben Präferenzen hat, wer sich gegenseitig sympathisch findet, verabredet sich zu persönlichen Unterhaltungen zu zweit, in denen Treffen mit Kindern vereinbart werden.

In den großen Gruppen werden Neulinge oft ein paar Fragen zum Warmwerden gestellt: Auf was stehst du? Kannst du Fotos schicken? Einmal, so erzählt es jemand aus der BAO, sollen Methoden diskutiert worden sein, um Kinder vor dem Missbrauch zu sedieren. Welches Medikament benutzt ihr? Welche Dosis? Die Opfer, so das Ziel, sollten bei der Vergewaltigung keine Schmerzen spüren und stillhalten, aber auch nicht einschlafen.

Für jeden Menschen, der nur einen Funken Empathie besitzt, ist es kaum zu ertragen, so etwas zu lesen. Kriminaloberkommissarin Manuela Fischer macht seit neun Monaten nichts anderes, den ganzen Tag lang.

Im ersten Stock des Polizeipräsidiums Köln befindet sich das Büro der Auswerterrinnen und Auswerter der BAO Berg, Fischer leitet die Abteilung. An der Wand haben die Ermittler ein bettlakengroßes Schaubild aufgehängt, darauf Fotos von Tatverdächtigen, Pfeile zwischen den Bildern zeigen, wer mit wem gepocht hat. Auf den Schreibtischen stehen mehrere Computermonitore, hier klicken sich die Polizisten durch Chatprotokolle und werten Bilder aus. Fischer, 35, ermittelt seit



**Täter S. vor dem Landgericht Kleve, Staatsanwalt Hartmann:** »Der Druck aufzufliegen muss steigen«

vier Jahren im Bereich Kinderpornografie. Wie sie das aushält? Gute Kollegen, stabiles Privatleben, sagt Fischer, sonst gehe das nicht.

»Ich kann in den Bildern das Leid sehen, was einem Kind zugefügt wird«, sagt sie, »ich versuche aber, mich auf anderes zu fokussieren: Kann ich den Täter erkennen? Kann ich herausfinden, wo der Missbrauch passiert ist? Stammt das Foto aus einer Serie, aus der ich schon Bilder kenne?« Was den Kindern angetan wurde, könne sie nicht rückgängig machen, sagt sie. »Ich kann aber versuchen zu verhindern, dass es ein weiteres Mal passiert.«

Klar, sagt Fischer, sie habe gute und schlechte Tage. Man gewöhne sich an manches. »Und dann stößt du auf Szenen, die du auch nach Jahren noch nicht gesehen und nie für möglich gehalten hast.« Einen Schutzschild, der die Auswerter davor bewahrt, aus der Bahn geworfen zu werden, gebe es nicht, sagt sie.

Manche aus Fischers Abteilung gehen zwischendurch joggen, um die Gräueltaten zu verarbeiten. Das funktioniert nicht bei allen. Drei Leute aus der BAO sind dienstunfähig, der Horror auf den Bildschirmen hat sie krank gemacht. Trotz Polizeiseelsorgern und Psychologen.

Fischer sagt, sie gehe gern zur Arbeit, weil die Gesellschaft nach den Fällen in Lügde, Bergisch Gladbach und Münster endlich über sexuellen Kindesmissbrauch reden würde, weil es endlich Anerkennung gebe für ihre Arbeit, weil sich etwas bewege. Die nordrhein-westfälische Landesregierung steckt bis Ende nächsten Jahres mehr als 30 Millionen Euro in bessere Technik für die Auswerter.

Das ist bitter nötig, denn die Jagd auf den Schwarm zeigt auch, wie schwer es

die Verfolger haben. Und wie leicht die Verfolgten. Die Arbeit der Ermittler ist aufwendig, dennoch schnappen sie wohl leider meistens nur die Dummen.

In den Chats bewegen sich die Männer mit Nicknames. Die Telefonnummern, mit denen sie angemeldet sind, bringen meist wenig Erkenntnisse. Oft wurden die Sim-Karten der Handys auf falsche Personalien registriert. Manche Messengerdienste kann man nutzen, ohne seine Nummer anzugeben.

Die Arbeit der BAO gleicht einem Puzzlespiel. Einmal erkannten die Auswerter in einem Missbrauchsvideo einen Kirchturm im Hintergrund. Sie fanden heraus, in welchem Ort er sich befindet. Über die Position des Turms im Bild errechneten sie, wo der Film aufgezeichnet worden war. Der Tatort war ein Hotelzimmer. Den Zeitpunkt der Aufnahme verriet die Metadaten des Videos, und über das Hotel bekamen die Ermittler schließlich den Namen des Gastes. Zugriff.

Ein andermal konnten sie einen Mann im Schwarzwald identifizieren. Eine Spezialeinheit rückte an, die Einsatzkräfte schossen die Tür des Verdächtigen auf. Sie stellten Datenträger sicher, die sie mit dem Hubschrauber ins Polizeipräsidium nach Köln flogen, um sie schnellstmöglich auszuwerten.

Über das Handy des Mannes fanden die Auswerter heraus, dass er sich mit einem Chatpartner verabredet hatte, um ein drei Monate altes Kind zu missbrauchen. In wenigen Stunden ermittelten die Polizisten den Namen des zweiten Verdächtigen, eines Mannes aus Brandenburg. Zugriff.

Das sind die Erfolgsgeschichten der BAO Berg, sie klingen ein bisschen wie aus dem Drehbuch einer Netflix-Serie.

Doch in Wahrheit kommen Misserfolge viel öfter vor.

Wenn die Ermittler ein Smartphone sicherstellen, dessen Besitzer den Pin nicht preisgibt, setzen die Polizisten notfalls ein Computerprogramm ein. Es soll den Code knacken, das kann mitunter Monate dauern, je nach Hersteller. Jemand aus der BAO sagt: »Wir haben es mit Handy-Typen zu tun, die kriegt auch der israelische Geheimdienst nicht geknackt.«

Dazu kommt, dass die Auswerter von den Mengen an Daten erschlagen werden. Viele Verdächtige besitzen mehrere Smartphones, außerdem Dutzende Festplatten. Bei Jörg L. war es auch so, während der Durchsuchung seines Hauses sicherten die Polizisten zwei Dutzend Datenträger, mit einem Volumen von mehr als drei Terabyte, genug, um gut 500 Spielfilme in HD-Auflösung zu speichern.

L. soll seit über 20 Jahren Kinderpornos geschaut haben. Er hatte keine Vorstrafen, arbeitete seit Jahren in einem Krankenhaus in Bergisch Gladbach. Er machte oft Nachtschichten und lernte dort seine Frau kennen, sie heirateten. Jemand, der L. kennt, sagt: »Er hat sich nach außen nie asozial verhalten.«

Wie wird man so wie L.? Laut den Ermittlungen soll er als Kind sexuelle Übergriffe erlitten haben. Das kann eine Erklärung sein. Wer selbst Missbrauchsopfer wurde, hat ein größeres Risiko, später auch zum Täter zu werden.

Man kann mehr über L. erfahren, indem man sich mit Bastian S. beschäftigt. S. war auch Teil des Schwarms, er und L. waren gute Kumpels, bevor sie in Untersuchungshaft landeten. Bastian S. ist ein 27-jähriger IT-Techniker aus Kamp-Lintfort, der Prozess gegen ihn ist schon vorbei.

Im Mai wurde er zu zehn Jahren Freiheitsstrafe verurteilt und in die Psychiatrie eingewiesen. S. hat seine Tochter, seinen Stiefsohn und seine Nichte missbraucht, er legte vor Gericht ein Geständnis ab.

L. und S. lernten sich über die Chats kennen, sie besuchten sich zu Hause. Und sie sollen Ausflüge mit ihren Kindern organisiert haben, zum Beispiel in ein Wellnessbad in Essen, wo sie eines der Mädchen missbraucht haben sollen.

Es ist Mitte Mai, zweiter Verhandlungstag am Landgericht Kleve. Bastian S. sitzt neben seinem Verteidiger und blickt zu Boden, während ein forensischer Psychiater zwei Stunden lang sein Gutachten vorstellt. Es ist der Blick in den Kopf eines Triebtäters.

S. sei durchschnittlich intelligent, sagt der Gutachter, er habe einen IQ von 107. S. habe sich selbst als »überhaupt nicht aggressiv« beschrieben. Er sei »nicht rebellisch, nicht risikofreudig, aber kaltherzig«. Nur zwei Prozent aller Männer, sagt der Psychiater, hätten einen höheren Wert, was Kaltherzigkeit betreffe. S. sei daher kaum in der Lage, Mitleid zu haben.

Die Beziehung zwischen S. und seiner Frau sei irgendwann »kompliziert« geworden. Dann habe er angefangen, Bilder von Menschen an FKK-Stränden zu schauen und dabei gemerkt, dass er »auf Mädchen zwischen fünf und sieben Jahren fixiert«

## Die Chats sind ein Ort der Selbstbestätigung: Wenn wir so viele sind, ist es normal, was wir tun.

sei. Bald hätten ihm die Nacktbildchen nicht mehr gereicht, er habe mehr gewollt.

Sie hätten sich lange über die Taten unterhalten, erzählt der Psychiater. S. soll gesagt haben: »Ich wusste, dass das nicht richtig ist, aber es hat Spaß gemacht. Die Kinder konnten Nein sagen, und wenn sie nicht wollten, habe ich auch aufgehört.« Einmal soll S. seinen Freund L. auf ihre Neigung angesprochen haben.

Ist das normal?

»Es wäre besser, wenn die Gesellschaft so etwas zulassen würde«, soll L. laut seinem Kumpel geantwortet haben. Und: »Die Kinder können doch selbst entscheiden, ob sie mitmachen.« Vorwürfe, sagt der Psychiater, mache sich Bastian S. nicht.

Für Männer wie L. und S. sind die Chats nicht nur Kanäle, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Die Gruppen sind für sie zu einem sozialen Resonanzboden geworden, zu einem Ort der Selbstbestätigung: Wenn wir so viele sind, ist es doch ganz normal, was wir tun.

Von allein wird sich der Schwarm nicht auflösen. »Mit jedem neuen High-End-

Handy fangen wir wieder von vorn an«, sagt Michael Esser, Leiter der BAO Berg. Oft fehle nur ein Puzzleteil, um jemanden festzunehmen. »Kann sein, dass wir es morgen finden oder in einem Monat oder auch nie«, sagt Esser. »Wir brauchen vermutlich Jahre, um das alles abzuarbeiten.«

Bei der Kölner Polizei soll ein eigenes Kommissariat entstehen, das sich ausschließlich mit sexuellem Missbrauch von Kindern befasst. Im Juli nahm eine Taskforce der Staatsanwaltschaft ihre Arbeit auf: sechs Staatsanwältinnen und Staatsanwälte, die darauf spezialisiert sind, »die unendliche Menge an digitalen Spuren des Kindesmissbrauchs zu verfolgen«, sagt Oberstaatsanwalt Hartmann.

Die Taskforce soll die Kommunikation im Netz durchdringen, das Geflecht aus Tätern und Unterstützern aufknüpfen. Auch Chatpartner, die Ratschläge für den Missbrauch von Kindern geben, sollen konsequenter als bisher verfolgt werden.

»Der Druck aufzufliegen muss für alle steigen«, sagt Hartmann. Er wünscht sich, dass endlich die Angst umgeht in den Chats und Foren. Doch auch die Täter wissen, dass vermutlich nur ein Bruchteil von ihnen geschnappt wird.

»Jeder einzelne Fall, den wir ans Licht bringen, ist für die Opfer von entscheidender Bedeutung«, sagt Hartmann, »wir ackern bei jeder Spur, dazu gibt es keine Alternative.« Auswerterin Fischer sagt: »Ich darf mich nicht selbst begrenzen mit dem Gedanken: Was ist mit all denen, die wir nicht kriegen?«

Denn auch das ist eine bittere Erkenntnis dieses Falls – das Dunkelfeld an Missbrauchstätern ist kleiner geworden. Und bleibt trotzdem riesengroß.

Am zweiten Prozesstag will sich Jörg L. äußern. Jemand, der mit dem Verfahren befasst ist, sagt, er sei »voll schuldfähig«. L.s Frau lebt noch immer in dem gemeinsamen Haus in Bergisch Gladbach. In den ersten Tagen nach der Verhaftung ihres Ehemanns soll sie noch zu ihm gehalten haben, später nicht mehr. Sie ist im Prozess Nebenklägerin, ihre Anwältin will sich nicht dazu äußern.

Für ein Wochenende Anfang November 2019 sollen Jörg L. und Bastian S. eines ihrer Treffen organisiert haben. Laut den Ermittlern hatten sie sich in Chats ausführlich darüber unterhalten. Die Nichte von S. und die Tochter von L. sollten dabei sein, die Männer sollen darüber nachgedacht haben, die Kinder mit Schokoladenlikör gefügig zu machen, um sie dann zu missbrauchen. L. soll Reizwäsche für die Mädchen besorgt haben.

Wenige Tage vor dem geplanten Treffen wurde beide verhaftet. Lukas Eberle

# Die GESCHICHTE der GEHEIMDIENSTE vom Mittelalter bis heute

Auch als **E-BOOK ERHÄLTlich**

**JETZT** bequem von zuhause aus kaufen



240 Seiten mit Abbildungen, gebunden • € 20,00 (D)

Geheimdienste haben ein schillerndes Image: Es changiert zwischen dem Glamour von James Bond, der Verruchtheit von Mata Hari und der Skrupellosigkeit des Mossad. SPIEGEL-Autoren und Geheimdienstexperten enthüllen anhand von berühmten Agenten die spektakuläre Geschichte der Geheimdienste von den Höfen der Könige und Kaiser bis zum Cyberwar der Zukunft.

**DVA**  
www.dva.de

**SPIEGEL**  
Buchverlag

# Immer wieder sonntags

**Bewegungen** Seit Wochen protestieren Hunderte entlang der B 96 in Sachsen gegen Corona-Maßnahmen, darunter immer mehr Rechtsextreme. Was wollen die neuen Wutbürger?

Jeden Sonntag kommt Matthias Bender an die Bundesstraße 96, um zu provozieren. Er steht dann da, immer zwischen zehn und elf Uhr vormittags, und schweigt. Nur seine schwarz-weiß-rote Reichsflagge, neu gekauft, stemmt er in die Hüfte, provisorisch an einem abgefeilten Holzstock festgenagelt. »Uns wurde die Würde genommen«, raunt er, wenn man ihn fragt, warum er da steht.

Bender protestiere, so sagt er, gegen die Corona-Beschränkungen. Seinen richtigen Namen will er nicht nennen, nicht mal sein Alter. Zu groß sei die Angst, als Verschwörungstheoretiker abgetan zu werden, den Job zu verlieren, weil er hier mit anderen steht, am Straßenrand von Ebersbach-Neugersdorf, östliches Sachsen.

Bender stört vieles, besonders aber stört ihn die Maskenpflicht. Er sagt, er wolle keine Maske mehr tragen. »Die hilft sowieso nicht gegen das Virus«, glaubt er

zu wissen. »Die ist einfach nur ein Maulkorb.«

Das Wort »Maulkorb« verwenden viele der Demonstranten entlang der B 96, es ist die Metapher für das Gefühl, nicht mehr gehört zu werden. Seit Anfang Mai die ersten Versammlungen losgingen, hat sich an der fast 50 Kilometer langen Strecke zwischen Bautzen und Zittau eine neue Art des Protests entwickelt – eine meist stille Straßenranddemo.

Mehrere Hundert Menschen stehen entlang der Bundesstraße, viele mit Reichsflaggen, manche mit Reichskriegsflaggen. Rechtsextremisten haben sich unter Einwohner ohne erkennbar rechte Gesinnung gemischt. Formiert sich hier eine neue Pegida? Ein neues Bündnis wütender, zunehmend radikaler Bürger?

Mittlerweile ermittelt der polizeiliche Staatsschutz, der sächsische Verfassungsschutz hat die Proteste ebenfalls im Blick.

Und auch die Politik sucht nach Antworten auf die Frage: Wie umgehen mit dieser sonderbaren Art des Protests, wie umgehen mit den Menschen, die hier stehen?

Matthias Bender versucht, seine Reichsflagge wieder einzufangen. Der Wind bläst sie ihm ins Gesicht. Seit sechs Wochen kommt er sonntags hierher. »Es ist das erste Mal, dass ich mich an solchen Demonstrationen beteilige«, sagt Bender, Auslöser seien unter anderem die Corona-bedingten Schulschließungen gewesen. »Meine Kinder waren wochenlang daheim. Wenn ich die unterrichten könnte, bräuchten wir keine Schulen mehr. Ich schaffe das nicht.«

Seine Frau arbeite in der Industrie, sagt Bender, sie sei seit Beginn der Pandemie in Kurzarbeit. Das sei finanziell eine Belastung für seine Familie. Doch auch andere Themen beschäftigten ihn: Er spricht von einem drohenden »Impfzwang«, von der Energiewende, der Entwicklung von E-Autos, beides sieht er kritisch. »Deutschland will immer vorangehen, immer der Vorreiter sein«, sagt Bender. »Dabei leben wir schon am gesündesten und saubersten, wir sollten auch mal langsam machen.«

Der Extremismusforscher Steffen Kailitz, 51, vom Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung an der TU Dres-



Protestierende mit nationalistischen Flaggen an der B96: »Symbole, die auf Rechtsextreme hinweisen«

den beobachtet die B 96-Proteste seit ihrem Beginn. »Ähnlich wie in der Anfangszeit von Pegida kommt eine heterogene Gruppe von Menschen zusammen«, sagt Kailitz. »Schon früh sahen wir aber auch einzelne Symbole oder Plakate, die auf Rechtsextreme hinweisen.«

Das sächsische Landesamt für Verfassungsschutz hat bereits kurz nach den ersten Versammlungen Personen ausgemacht, die es zur rechtsextremen Szene zählt. Außerdem seien mit der Zeit immer mehr Reichsflaggen und Reichskriegsflaggen aufgefallen. Diese sind zwar nicht verboten, gelten aber als Symbol für Rechtsextremisten oder Reichsbürger.

Die Demokratie lehne er nicht ab, sagt Matthias Bender, während er auf die entgegenkommenden Autos schaut. »Aber das Land, wie es aktuell ist, und die Regierung.« Deshalb habe er die Reichsflagge mit dabei, um zu provozieren. »Sonst nimmt uns niemand wahr.«

Bender sieht sich in der Tradition der Freiheitsbewegung der DDR von 1989. Damals hatten Bürgerrechtler eine Menschenkette entlang der B 96 organisiert, die zu dieser Zeit noch F 96 hieß. Es ist eine beliebte Geschichtsklitterung der Rechten, sich in einer Linie mit der friedlichen Revolution vor 30 Jahren zu sehen. Auch die AfD hatte bei der Landtagswahl 2019 die »Wende 2.0« ausgerufen, jetzt sucht sie den Anschluss an die Protestierenden an der B 96.

Vor Ort an der Bundesstraße war beispielsweise der sächsische AfD-Landeschef Jörg Urban. Vor der Landtagswahl 2019 buhlte er bereits um die Stimmen der islamfeindlichen Pegida-Bewegung. Dies zahlte sich offenbar aus: Bei den Kreistagswahlen im selben Jahr wurde die AfD im Landkreis Bautzen und im Landkreis Görlitz stärkste Kraft, bei der Landtagswahl wenige Monate später holte die Partei in einigen Abschnitten der B 96 mehr als 37 Prozent.

Für Steffen Strenger ist die AfD allerdings keine Alternative mehr. »Was hat die AfD denn gerissen in den letzten Jahren?«, fragt Strenger, Außendienstmitarbeiter einer Krankenkasse und seit Langem Pegida-Sympathisant. Die Partei werde ständig in den Parlamenten blockiert, sie könne nichts erreichen. Strenger steht seit Anfang Mai jede Woche an der B 96. Ohne Fahne, dafür mit Regenschirm.

»Die Corona-Beschränkungen waren der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen gebracht hat«, sagt Strenger. Doch es gehe ihm um mehr, um eine »direkte Demokratie«, wie er sagt. »Dafür stehe ich von mir aus monatelang hier.« Er und seine Mitstreiter wollen auf jeden Fall im Herbst und Winter weitermachen.

Strenger sagt, er sei an einer Diskussion interessiert. Doch von den Volksparteien

komme niemand vorbei. Wohl auch deshalb, weil eine Mehrheit der Protestierenden grölt und pöbelt, sobald sich Fremde nähern. Das ärgert auch Strenger.

Wie diskutiert man als Politiker also am besten mit einer so gemischten Gruppe? Am besten gar nicht, sagt der sächsische CDU-Landtagsabgeordnete Stephan Meyer, der selbst in Oderwitz an der B 96 wohnt. »Wer sich Seite an Seite mit Rechtsextremen stellt, mit dem muss ich nicht ins Gespräch kommen.« Allerdings, sagt Meyer, dürfe man die unzufriedene bürgerliche Mitte nicht einfach abschreiben. »Ich lade die Menschen gerne in meine Bürgersprechstunde ein oder komme auch persönlich vorbei.«

Ähnlich sieht das Hanka Kliese, stellvertretende Landesvorsitzende der sächsischen SPD. »Bei solchen Veranstaltungen entsteht eine Dynamik, die selbst gesprächsbereite Menschen dazu verführt,



komplett abzublocken.« Auch sie setzt auf Einzelgespräche. Der Bautzener SPD-Oberbürgermeister Alexander Ahrens aber mahnt zum Dialog: »Nicht jeder, der dort mit der Reichskriegsflagge steht, möchte auch wirklich die Demokratie abschaffen.«

Wie schnell eine Annäherung an die Protestierenden allerdings schiefgehen kann, bewies Ahrens erst kürzlich. Er hatte sich über einen kritischen Artikel zu den B 96-Protesten im Berliner »Tagesspiegel« geärgert. Das Sachsen-Bashing, erklärte der Bautzener Oberbürgermeister auf Facebook, sei »schlicht und ergreifend eine Form von Rassismus«.

Er habe bewusst zuspitzen und zum Nachdenken anregen wollen, sagt Ahrens heute. Doch in der Folge hagelte es Kritik gegen den Oberbürgermeister, auch aus seiner eigenen Partei.

»Vor dem Hintergrund, was Menschen aufgrund ihrer Hautfarbe in Deutschland und anderen Ländern erleben, sollte man

### »Gezielt Falschmeldungen und Verschwörungstheorien in Umlauf gebracht.«

mit diesem Begriff doch maßvoll umgehen«, mahnt SPD-Landesvize Kliese. Außerdem hätten etliche Kommunalpolitiker die Proteste viel zu lange nicht als Problem wahrgenommen. Dabei bezieht sie ihren Parteifreund Ahrens in die Kritik ausdrücklich mit ein.

»Wir brauchen ein Klima, in dem die Bürger sagen, dass sie nicht neben jemandem mit Reichskriegsflagge stehen wollen«, sagt Kliese. Ahrens hingegen wünscht sich »mehr Gelassenheit« im Umgang mit den Protesten, auch wenn es ohne Zweifel Rechtsextreme in der Gegend gebe.

Vor allem die zunehmende Vernetzung der Rechtsextremisten mit der bürgerlichen Mitte sieht der sächsische Verfassungsschutz mit Sorge. Die Facebook-Gruppen zu den B 96-Protesten seien für die Extremisten dafür das optimale Instrument. Dort würden »gezielt und in hoher Frequenz verschiedene Falschmeldungen und Verschwörungstheorien in Umlauf gebracht und stark verbreitet«, heißt es aus der Behörde.

Für den Leipziger Historiker Dirk van Laak sind nicht nur die klassischen Rechtsextremisten unter den Protestierenden auffallend, sondern auch jene, die das Deutsche Reich glorifizieren und die schwarz-weiß-rote Flagge schwenken. »Die meisten Menschen, die an der B 96 protestieren, hätten vom damaligen Kaiserreich wohl nicht profitiert«, sagt der Universitätsprofessor. Während Adel, Klerus und Großbürger zahlreiche Privilegien hatten, gab es für Arbeiter oder unterprivilegierte Schichten kaum Aufstiegschancen.

Den einen, richtigen Weg, um mit all diesen verschiedenen Aspekten des Protests umzugehen, gebe es nicht, erklärt Extremismusforscher Kailitz. Er mahnt einerseits, die Entwicklung genau zu beobachten. Schließlich habe auch Pegida zunächst klein und lokal begonnen. Man solle aber nicht zu sehr auf die Demonstranten eingehen. »Wenn man versucht, diese auffällige Minderheit mit Maßnahmen zufriedenzustellen, handelt man im Zweifelsfall gegen eine stille Mehrheit«, sagt Kailitz. Deshalb müsse man die Proteste zwar ernst nehmen, politische Handlungen aber immer abwägen.

Um Punkt elf Uhr fängt Matthias Bender an zu klatschen. Sein Protest ist für heute beendet, seine stille Wut geht für einen Moment im Applaus unter. Die Menschen entlang der B 96 fühlen sich miteinander verbunden – auch wenn sie kaum ein Wort miteinander gesprochen haben. Für die Zukunft wünscht sich Bender noch mehr Aufmerksamkeit. »Hier in der Region fühlen sich viele Menschen abgehängt. Ich hoffe, das merkt endlich mal jemand.« Christian Volk

# Reporter



## Familienalbum

### Zärtlichkeit, 1984

Detlev F. Neufert, 72:

Im September 1984 war Muhammad Ali, der beste Boxer aller Zeiten, für ein paar Tage in Deutschland. Er wollte Werbung für eine Sportvermarktungsagentur machen, an der er beteiligt war. Ich bin der Mann, der auf dem Foto hinter ihm läuft. Während des Besuchs war ich sein persönlicher Betreuer. Das Bild ist im Düsseldorfer Rheinstadion entstanden, Fortuna spielte an diesem Samstag gegen Braunschweig. In der Halbzeitpause kam Ali auf den Platz und schoss auf eine Torwand – er versammelte alle Versuche. Ali war damals 42 Jahre alt, kurz zuvor hatte er erfahren, dass er an Parkinson erkrankt war.

Ich bin eigentlich Filmemacher von Beruf, fürs Boxen interessierte ich mich nicht; an den Job mit Ali bin ich gekommen, weil einer meiner Kunden den Chef der Agentur kannte. 2000 Mark bekam ich dafür, dass ich Ali zu Terminen begleitete. Ich saß neben ihm auf der Rückbank eines BMW, Schenkel an Schenkel, ich konnte spüren, wenn er die Beinmuskeln anspannte – ein fast

erotisches Erlebnis. Was für ein attraktiver Mann! Ali liebte es, wenn wir auf der Autobahn 180 fuhren. Als er sich ins Goldene Buch der Stadt Düsseldorf eintragen sollte, standen wir auf der Ellerstraße im Stau. Schräg vor uns entdeckte ich einen Streifenwagen. Ich stieg aus, ging zu den Polizisten und sagte: »Ich habe Muhammad Ali im Auto, wir müssen zum Bürgermeister und haben es eilig.« Die Beamten schalteten das Blaulicht an und machten uns den Weg frei.

Zu meinen Aufgaben zählte auch, auf Alis Gebetsteppich aufzupassen. Niemand außer mir durfte ihn anfassen. Einmal wollte Ali beten und fragte mich, in welcher Richtung Mekka liege. Ich habe irgendwohin gezeigt und gesagt: »Gott ist überall.« Ali lachte.

Besonders imponiert hat mir jedoch, was für ein sanfter Mensch er war. In Essen traf er Karl Mildenerberger, gegen den er 1966 zwölf Runden geboxt hatte, ein harter Fight. Dass einer, der einen Menschen mit einem Faustschlag hätte töten können, einen anderen Mann so zärtlich umarmen kann, fand ich beeindruckend.

Aufgezeichnet von Maik Großekathöfer

► Sie haben auch ein Bild, zu dem Sie uns Ihre Geschichte erzählen möchten? Schreiben Sie an:

[familienalbum@spiegel.de](mailto:familienalbum@spiegel.de)

## Psychologie

### Muss man Wohnungen heute mit Porträtfoto suchen, Herr Imberger?

**SPIEGEL:** In der »Stuttgarter Zeitung« suchen Sie eine Mietwohnung mit einem Inserat, das Ihre Familie zeigt. Wieso?

**Imberger:** Ein Kollege gab uns den Rat. Wir suchen schon intensiv seit neun Monaten mit normalen Anzeigen – ohne Erfolg. Stuttgart ist eine der teuersten Städte Deutschlands. Der Wohnungsmarkt ist eine Katastrophe.

**SPIEGEL:** Auf dem Foto sind auch Ihre Kinder zu sehen...

**Imberger:** Und dabei sind wir eigentlich Menschen, die ihre Fotos nicht mal auf WhatsApp verschicken. Es ist die reine Verzweiflung. Bis Oktober müssen wir aus unserer jetzigen Wohnung raus.

**SPIEGEL:** Nach welchen Kriterien haben Sie das Bild ausgewählt?

**Imberger:** Wir hoffen, dass wir ein bisschen sympathisch rüberkommen.

**SPIEGEL:** Auf derselben Immobilienseite zeigen sich, auch mit Foto, »Beamter«, »Ruhiges Ehepaar« und »Zuverlässige symp. Informatikerin«. Ist die Wohnungssuche mit Porträtbild ein neuer Trend?

**Imberger:** In Stuttgart wohl schon. Man kann sich keine Wohnung mehr aussuchen, sie muss einen finden. Meine Frau ist Krankenschwester, aber zu Hause mit den Kindern. Ich bin selbstständig, und trotz guter Schufa-Auskunft und Einkommensnachweisen läuft nichts. Wir sind eben beide keine Anwälte oder Beamte. Also nimmt man den letzten Strohalm, vielleicht durch Sympathie zu punkten.

**SPIEGEL:** Leute, die weniger sympathisch aussehen, könnten diese Entwicklung bedauern.

**Imberger:** Ist Sympathie nicht etwas Individuelles? Uns finden sicher auch nicht alle sympathisch. Ich würde zum Beispiel eher eine Familie aus Syrien nehmen, wäre ich Vermieter.

**SPIEGEL:** Sie suchen ab 80 Quadratmetern. Hat das Foto etwas gebracht?

**Imberger:** Schauen wir. Es gab sechs Kontaktaufnahmen. Eine Frau rief gleich Samstag an, sie habe da was, aber leider erst im November. Zu spät für uns. Sie sagte, uns wolle sie als Mieter! Wir sähen so sympathisch aus! BHA

MALERAPASO / GETTY IMAGES



Florian Imberger, 32, ist Fotodesigner aus Backnang bei Stuttgart.

# Süßer Widerstand

Wie eine syrische Konditorei in Berlin auf rechtsextreme Anschläge reagiert

**H**alawat al-Dschibn ist eine Süßspeise, die für manche verlockend nach Fremde und für andere verlockend nach Heimat schmeckt. Eine Weichkäsefüllung, umschlossen von einem mit Rosenwasser beträufelten Grießteig, obendrauf, wie fast alle syrischen Desserts, mit Pistazien bestreut. In der Konditorei Damaskus in der Berliner Sonnenallee ist Halawat ein Verkaufsschlager. In ihrem Laden verkauft die Familie Sakka jeden Tag mehr als 60 Kilogramm davon.

Etwa die Hälfte der Kunden sind Nichtsyrier. Man darf annehmen, dass sie die Konditorei Damaskus auch deswegen mögen, weil es dort anders schmeckt als beim deutschen Durchschnittsbäcker. Und weil die Sakkas und ihre Süßigkeiten etwas Internationales verheißen, etwas Exotisches.

Offenbar, das haben die Sakkas inzwischen gelernt, gibt es in Berlin auch Menschen, die Internationales oder gar Exotisches nicht mögen.

März 2019: Unbekannte zertrümmern die Scheibe vor der Halawat-Auslage.

Oktober 2019: Unbekannte sprühen ein Hakenkreuz und SS-Runen an die Fassade der Konditorei.

Kurz darauf sprühen Unbekannte im Abstand von zwei, drei Wochen eines der beiden Symbole an die Fassade, insgesamt viermal.

Juni 2020: In der Nacht zum 19. Juni sprühen Unbekannte erneut ein Hakenkreuz und SS-Runen an die Wand der Bäckerei. Außerdem zünden sie einen Lieferwagen an, der vor dem Geschäft steht.

Ein paar Tage später sitzt Sulaiman Al Sakka vor dem Geschäft seiner Familie. Der Lieferwagen ist ausgebrannt, das Hakenkreuz bereits übersprüht. Sakka trägt weiße Sneakers und ein weites Hemd, er ist 22 Jahre alt und schwächling. Wenn ihm ein deutsches Wort nicht einfällt, weicht er ins Englische aus.

Schon in der Schule in Syrien, sagt er, habe er sich für deutsche Geschichte interessiert. Zu Hause schaute er sich Videos über die beiden Weltkriege und Adolf Hitler an. Er habe immer gedacht, sagt Sakka, dass die Deutschen aus ihrer Vergangenheit gelernt hätten. Rassismus, das habe er vor seiner Ankunft geglaubt, gäbe es in Deutschland nicht mehr. Es klingt eher überrascht als enttäuscht.

In ihrer syrischen Heimatstadt Homs hatten die Sakkas früher alles: ein großzügiges Haus, drei Konditoreien – und ihren Frieden. Für ihre Süßspeisen waren sie in der Stadt bekannt. Dann kam der Bürgerkrieg. 2012 flüchteten die

Sakkas nach Ägypten. Sulaiman Al Sakka, damals 14 Jahre alt, arbeitete in einer Fleischerei und in einer Backwarenfabrik, er wollte seiner Familie dabei helfen, etwas aufzubauen.

Als sie merkten, dass sie in Ägypten keine Zukunft haben würden, buchten die Sakkas 2014 Flugtickets nach Deutschland. Über das Land, das sie nicht kannten, hatten sie nur Gutes gehört. Als sie an einem Julimorgen in Berlin-Schönefeld landeten, stürmte und regnete es. Im brandenburgischen Falkensee bezog die Familie eine Wohnung. Sakka besuchte damals die zehnte Klasse. Er erinnert sich an eine Verabredung mit einer Mitschülerin, die ihm dann kurz vorher absagte – ihre Mutter habe ihr verboten, sich mit einem Araber zu treffen.

Rassismus, glaubt Sakka, entsteht, wenn Menschen sich fremd sind. Also muss man alles dafür tun, dass sie sich kennenlernen. Gott habe verschiedene Nationalitäten und Gedanken geschaffen, damit Menschen sich austauschen, so stehe es im Koran. »Unterschiede sind schön«, sagt Sakka. »Du lernst von mir, ich lerne von dir.«

2017 eröffneten Sakkas Vater und Onkel ihre erste Konditorei in Berlin. Es folgten zwei weitere Läden, die Geschäfte

laufen gut. Sie verschicken ihre Süßspeisen auch ins Ausland, jeden Tag kommen Bestellungen aus Norwegen, Frankreich oder Spanien. Al Jazeera berichtete, Galileo und der Deutschlandfunk. Möglich, dass der Erfolg die Neonazis anlockte.

Dabei ist die Konditorei der Sakkas nicht der einzige Ort, an dem in den vergangenen Jahren in Neukölln rechtsextreme Angriffe verübt wurden. Martin Hikel, der Bürgermeister des Bezirks, sprach von einer »Terrorserie«. Das Berliner Landeskriminalamt setzte im vergangenen Mai eine Ermittlungsgruppe ein, die die rechtsextremen Straftaten in Neukölln aufklären soll: Zurzeit ermittelt sie in 72 Fällen, darunter 23 Brandstiftungen.

Sein Onkel, erzählt Sakka, schluckte seit Beginn der Vorfälle Tabletten gegen Bluthochdruck. Jeder Angriff mache ihn sprachlos vor Wut. »Man weiß nicht, was als Nächstes kommt – ein Brand in unserem Laden wäre schlimm.«

Trotzdem, sagt er, fühle er sich in Berlin sicher. Es seien die Neonazis, die Angst hätten, weil sie nur in der Nacht zuschlagen, unerkannt, im Schutz der Dunkelheit.

Zurzeit macht Sulaiman Al Sakka eine Ausbildung zum Physiotherapeuten, nebenher hilft er im Laden aus. Wenn er genug gespart hat, will er die Konditorei Damaskus übernehmen.

Mit einem syrischen Freund, der in Madrid lebt, hat er zudem einen Plan gefasst: In der spanischen Hauptstadt wollen sie die erste Sakka-Filiale außerhalb Deutschlands eröffnen. Nach geeigneten Vierteln haben sie schon gesucht. Sulaiman Al Sakka will die Konditorei Damaskus zu einer Kette ausbauen, die es in ganz Europa gibt. »Für mich sind die Angriffe ein Ansporn«, sagt er.

Es ist seine stolze, selbstbewusste Antwort auf die Anschläge: Weichkäse, Rosenwasser und Pistazien gegen Dummheit, Feigheit und Hass. Yannick Ramsel



Sakka

## Erneuter rechter Anschlag auf die syrische Damaskus-Bäckerei

Von der Website Tagesspiegel.de



Montage: ANG-images / GETTY IMAGES (2)

# Heimatkunde

**Ferien** Wegen der Pandemie machen viele Deutsche Urlaub von der Fremde und erforschen ihr eigenes Land. Mecklenburg-Vorpommern statt Griechenland, statt Südengland die Fahrt in den Harz: Kann man Fernweh zu Hause heilen?

**N**un wird also das Auto gepackt, es werden Fahrräder gewartet, Schlauchboote überprüft und Bergstiefel angeschafft, es werden Sonnenbrillen gesucht, Schwimmflügel vergessen, Rucksäcke verstaут. Es ist nicht mehr wie früher, als die Kinder auf Koffer, Zelt und Taschen gesetzt wurden, damit alles in den VW Käfer passt. Man hat ein Fahrzeug mit mehr Platz heutzutage, vielleicht einen Kombi, ein Wohnmobil, einen Van. Und dann fährt man los. Dorthin, wo es einigermaßen sicher scheint. Nach Deutschland.

Die größte Gruppe derer, die überhaupt reisen möchten, sagt: Wir bleiben im Land. 35 Prozent derjenigen, die sich schon zu Beginn der Ferienzeit festgelegt hatten, gaben Deutschland als Ziel an, nur etwa halb so viele das europäische Ausland, nur jeder 50. die weite Welt.

Die Nachrichten: voll von Zeugnissen der Bescheidenheit.

Daniela Katzenberger hatte erklärt, in die Pfalz zu reisen, statt nach Mexiko zu fliegen. Günter Wallraff mag die Wahner Heide. Markus Söder interessiert sich für Norddeutschland, Jens Spahn lobt die bayerischen Berge, Armin Laschet war am Bodensee. Dieser Sommer ist anders, er müsse anders sein, Politiker werden nicht müde, darauf hinzuweisen. Auch Niedersachsen sei toll, sagt dessen Wirtschaftsminister Bernd Althusmann (CDU). Der Harz! Die Nordsee! Die Heide!

Die Deutschen machen Urlaub von der Fremde. Es wirkt wie ein Rückfall in andere Zeiten; der Corona-Mensch: tendenziell zurückgeworfen auf das Eigene. Das eigene Wohnzimmer, die eigene Kernfamilie, jetzt im Urlaub auf das eigene Land – und das eigene Fahrzeug. Fast 70 Prozent derer, die in den Urlaub fahren, haben sich für das eigene Auto entschieden. Bahn fahren? Unangenehm, stundenlang mit Maske. Fliegen? Ebenso, außerdem bleibt ja nicht einmal der Mittelsitz immer frei.

Man fragt sich, ob der Weg über den Aichelberg oder das Schkeuditzer Kreuz auch zurück in die Sechzigerjahre führt. Oder zu einem neuen Blick auf die Heimat. Dieser Sommer schafft die Gelegenheit zu fragen: Wie ist es eigentlich so, das eigene Land? Wie schön ist es? Könnte es schöner sein? Freundlicher? Einladender? Oder ist es besser, als man glaubt?

»Deutschland ist groß«, sagt der Bundesbeauftragte für Tourismus, Thomas Bareiß. »Mit etwas Kreativität« finde in diesem Sommer »jeder ein schönes Ziel, das er noch nicht kennt«.

Seien wir kreativ.

Besuchen wir statt der Sehnsuchtsorte in aller Welt deren deutsche Stellvertreter. Die Zugspitze statt des Mount Everest im Himalaja. Den brandenburgischen Mischwald

statt der Serengeti. Die Fähre nach Borkum statt des Kreuzfahrtschiffs in der Karibik.

Zehn Expeditionen in ein Land zwischen Ausnahmezustand und Entspannung – eine Deutschlandreise ins Corona-Land.

### Highway to Usedom

Manfred Mühles Quartier ist silbergrau und 2,40 Meter breit, etwas über 9 Meter lang und mit Ladung 12 Tonnen schwer. Ein Wohnmobil, mit Dusche, WC, Flachbildfernseher und zwei Schlafplätzen ausgestattet, in der Minibar stehen vier Flaschen Rotwein bereit. Der Motor hat 250 PS und 1000 Newtonmeter Drehmoment, was wichtig ist, falls Mühle über die Berge muss. Muss er aber nicht. An diesem sonnigwarmen Dienstag steht das Fahrzeug im Wohnmobilmobilpark Westhafen Wismar, auf dem platten Land.

An der Rezeption des Platzes herrscht Maskenpflicht, der Platzwart nimmt die Anmeldungen hinter einer Plexiglasscheibe entgegen. 85 Parzellen, alle belegt. Ohne Reservierung geht nichts. Ein Zuhause, das man mitnehmen kann, erscheint schließlich wie die perfekte Antwort auf Corona.

Manfred Mühle, 63, ein Mann mit grauem Vollbart und Brille, war früher Bestatungsunternehmer und ist in Flensburg zu Hause. Er war mit dem Wohnmobil schon am Nordkap, in Spanien, Frankreich, Marokko. Jetzt fährt er durch Mecklenburg-Vorpommern, eine Landschaft mit Getreie-

MECKLENBURG-VORPOMMERN HAT

**1945 km**

KÜSTE UND RUND 2000 SEEN



defeldern, Mohnblumen, sanften Hügeln, niedrigen Häusern, manche noch aus DDR-Zeiten grau verputzt. Seit einer Woche steht er in Wismar, und wenn er nach links schaut, sieht er die mächtigen Hallen der Werften. Keine Premiaussicht. Dafür ist die Innenstadt fußläufig erreichbar.

Eigentlich wollte er im April auf den Peloponnes nach Griechenland gefahren sein. Er hat sich dann für die Ostseeküste entschieden, weil er sich Urlaub ohne Meer nicht vorstellen kann, und er will noch weiter bis nach Usedom. Er macht das seit 35 Jahren, früher mit seiner Frau, jetzt als Witwer.

Manchmal regt er sich auf über »die Idioten« unter den Campern, die die Toilettenkassette ihres Wohnmobils im Gebüsch entleeren. Eher belustigt schaut er auf die Neuen, die zum ersten Mal mit dem Wohnmobil Ferien machen und klassische Fehler begehen, zum Beispiel: losfahren, obwohl die Markise draußen ist.

Es müssen eine Menge Neue unterwegs sein in diesem Jahr. Die Zulassungszahlen für neue Campingfahrzeuge steigen seit Jahren und sind nun erst recht in die Höhe geschossen: 39 627 Reisemobile wurden im ersten Halbjahr 2020 neu zugelassen, zwölf Prozent mehr als im Vorjahr, ein Rekord. Es gibt Engpässe, bei Neuwagen, Gebrauchten und bei Mietfahrzeugen auch.

Niemand schreibt einem vor, was man in seinem Wagen tut. Alles, was man braucht, hat man dabei: Markise, Vordach, Satellitenschüssel. Mit Pech blickt man auf Markise, Vordach, Satellitenschüssel des Nachbarn und mit Glück auf einen See. Man lebt dicht an dicht, aber hat immer die Möglichkeit, sich zurückzuziehen wie die Schnecke ins Haus. Das gibt Sicherheit. Zugleich spricht Mühle von sich und den anderen Campern als dem »fahrenden Volk«. Das Wort »Freiheit« wird gern benutzt und bedeutet bisher, dass man der Sonne hinterherfahren konnte und am Ziel halbwegs sicher einen Stellplatz bekam. Jetzt kann es sein, dass man fünf Stunden telefoniert und immer noch keinen Stellplatz hat.

Denn die Menschen wollen raus, sie haben Sehnsucht nach Luft und Meer.

Fragt man auf dem Darß, ein Stück weiter an der Ostseeküste Richtung Osten, den Rettungsschwimmer Gerald Lilie vom DLRG, erfährt man, dass dieses Jahr vieles komplizierter ist.

Da ist zum Beispiel die Sache mit den Möwen. Die seien aggressiver als sonst, fräßen Menschen aus der Hand die Pommes frites weg. Wahrscheinlich, weil sie gefüttert würden. Von Menschen, die die Strandregeln noch nicht kennen oder nicht verstanden haben.

In seinem Revier lauten die Regeln: im Sommer keine Hunde, keine Sandburgen höher als 30 Zentimeter. Dünen nicht betreten, Möwen sollen nicht gefüttert wer-

den. Hinzu kommen nun noch die Abstands- und Hygieneregeln wegen Corona.

Lilie, 47, ist ein kleiner, muskulöser Mann aus Sachsen-Anhalt, Taucher bei der Berufsfeuerwehr und in den Ferien seit mehr als 20 Jahren ehrenamtlicher Rettungsschwimmer am Darß. Er steht vor seinem Beobachtungsturm in Prerow und sieht, wie der Strand sich füllt. Er sagt, an die Ostseeküste kämen normalerweise meist dieselben Leute. Man kenne sich. Er möge das. Urlaub soll anders sein als der Alltag, aber dann doch gern immer gleich.

Diese Balance zu bieten, zwischen Freiheit und Gewohnheit, dafür ist in diesem Jahr Mecklenburg-Vorpommern zuständig, das inländische Sehnsuchtsland der Deutschen. Es muss jetzt mit den Massen fertig werden, auch mit den Menschen, die gern anderswo wären. Es bietet Ersatz für den Autoput auf dem Balkan, vielleicht auch für die Route 66. Weites Land, wenige Menschen, nur an der Küste ballt es sich. Im Prinzip wie in Kalifornien. Manchmal. Vielleicht. Ein bisschen. Wenn es nicht gerade regnet, das ist in diesem Sommer leider oft der Fall.

### Der New-York-Moment

Es gibt diesen Brooklyn-Bridge-Moment, den man oft in amerikanischen Filmen sieht, wenn Autos in New York über den East River von Brooklyn nach Manhattan fahren. Da türmt sich die Stadt mit ihren Wolkenkratzern auf, im Glas der Hochhäuser spiegelt sich die Sonne, der Mythos, dass hier aus Tellerwäschern Millionäre würden, scheint plötzlich wahr und erstrebenswert.

Vielleicht ist es der deutsche Brooklyn-Bridge-Moment, wenn es auf der Autobahn 3 hinterm Wiesbadener Kreuz den geschwungenen Hügel runtergeht, wo die Geschwindigkeitsbegrenzung aufgehoben wird und man auf Frankfurt zufährt. Man sieht die Bankentürme am Horizont, und oft donnern junge Männer im Sportwagen auf der linken Spur an einem vorbei. Frankfurt am Main, wo Urdeutschland auf Hochfinanz trifft, dieses Frankfurt wurde irgendwann mal »Mainhattan« getauft und muss sich den Vergleich also gefallen lassen.

Die S-Bahn vom Hauptbahnhof führt nach Dribbdebach, also auf die andere Main-Seite, wo man dann in Sachsenhausen in einer Ebbelwoi-Wirtschaft unter einer Platane sitzt und einen Bembel bestellt. Bembel sind graublau Tonkrüge, aus denen Apfelwein ausgeschenkt wird.

In New York trinkt man gern einen Manhattan (Whiskey mit Wermut), in Frankfurt Ebbelwoi (vergorener Apfelsaft). Ebbelwoi ist flüssiger Kitt und Bindemittel der Frankfurter, bringt Damen und Herren in Geschäftskleidung mit Bärtigen in kapputten Turnschuhen zusammen. Er hat

etwa sechs Prozent Alkoholgehalt, und den besten kriegt man sicher nicht in Alt-Sax, jenem Teil von Sachsenhausen, der Auswärtigen gern als Ausgehviertel ans Herz gelegt wird – eine teuflische Melange aus Fachwerkhäusern, Schlagermusik und Erbrochenem.

Das sind die Dinge, die man wissen muss über einen Ort.

Ein Motiv für das Reisen ist ja von alters her dieses: Der Mensch will sich die Welt zu eigen machen. Das ist der Wunsch der Weltläufigen: die Codes zu kennen, das Fremde zu entschlüsseln. Nicht das Zuhause mitzunehmen wie der Camper, sondern in der Welt zu Hause zu sein. Die Bar zu finden, die in Buenos Aires am angesagtesten ist. Den Ort, wo Einheimische in Thailand Fisch essen gehen. Den besten Jazz in New York.

So gesehen kann man sich auch in Frankfurt die Befriedigung verschaffen, Bescheid zu wissen. Den besten Apfelwein nicht dort zu suchen, wo ihn andere suchen, also nicht in Alt-Sax.

### Forum Sovieticum

Erst aus seinen Ruinen lässt sich die gefühlte Größe eines Reiches wirklich ablesen, das gilt für das Forum Romanum genauso wie (zeitweise) für den Berliner Flughafen BER. Warum also sollte die Landesversicherungsanstalt Berlin da eine Ausnahme machen?

Es ist das versunkene Reich der bismarckschen »Socialpolitik«, das sich in Beelitz bei Berlin im Zerfall präsentiert, von einem Pfad aus betrachtet, der auf 18 Meter Höhe über die Ruinen führt. Kaum sichtbar zwischen Silberlinde und Tulpenbaum stehen da die Überreste der »Arbei-

ter-Lungenheilstätten«. Die Säulen sind überwuchert von pflanzlichem Geschlingel, die Fensteröffnungen im Ziegelgemäuer hohl, und da: ein ganzes Wäldchen, in Jahrzehnten im Obergeschoss gesprossen.

Der stählerne Wandelpfad schwankt leicht unter den Schritten, und man fragt sich, wie es diese gewaltige Anlage tief in die brandenburgischen Wälder verschlagen hat.

Man findet es heraus: Die Heilstätten waren Vorzeiganstalten des Kaiserreichs und später dann – von 1945 bis 1994 – das größte sowjetische Militärhospital außerhalb des roten Reiches, mit vier Kilometer Tunnelgängen und einem der damals modernsten Heizkraftwerke im Deutschen Reich. Kaum hatte Robert Koch die Tuberkelbazillen entdeckt, setzte eine Heilstättenbewegung ein, die der Schwindsucht, dieser Arbeiterkrankheit, ein Ende machen sollte; durch frische Luft, dem Auge angenehme Parkanlagen und gutes Essen. In Beelitz verwandelte sich das Proletariat in »Pflegerlinge«, sauber getrennt in Quadranten, männlich, weiblich und ansteckend, nicht ansteckend.

Nach etlichen Wirren ist die Anlage heute ein Familienunternehmen. Beate und Georg Hoffmann, Westdeutsche mit ansteckender Begeisterung für groteske Unterfangen, haben seit 2007, zusammen mit zwei Investoren, 14 Millionen Euro in das Projekt gesteckt. Von Vorteil: Man ist an der frischen Luft, wenn man sich bewegt. Das zieht besonders in diesem Jahr, man merkt es an deutlich erhöhten Besucherzahlen. Beate Hoffmann sagt: »Wir sind das Angkor Wat von Brandenburg.«

Sie selbst war noch nie in Kambodscha. Flugangst.



RUINEN DER »ARBEITER-LUNGENHEILSTÄTTEN« IN BEELITZ:  
DAS ANGKOR WAT VON BRANDENBURG

Beate Hoffmann kann von Erich Honecker erzählen, der sich nach dem Untergang seines Reiches zeitweise hierhergeflüchtet hatte, in sicheres Sowjetterritorium, als außen herum schon Westen war. Und von einem gewissen Gefreiten aus Österreich, der hier während des Ersten Weltkriegs von seiner Granatsplitterverletzung kuriert worden war, ihm zum Wohle, dem Rest der Welt zum Verhängnis.

Wenn es noch Heimatkunde wie früher gäbe – sie könnte hierher führen, wo große Ideen und Abgründe der eigenen Geschichte zu finden sind. Heimatliches, das nicht selig macht, sondern auf interessante Weise irritiert.

Touristen mögen Ruinen, sind aber eher solche gewohnt, die in Italien zu finden sind oder in Kambodscha. »Die Zerstörung erst öffnet den Raum des Schönen der Ruinen«, schreibt der Ästhetiker Hartmut Böhme. Ruinen seien sentimentalische Objekte par excellence, in wackliger Balance zwischen Natur und Geschichte, Form und Verfall. Das Angkor Wat Brandenburgs steht bislang nicht so prioritär auf der Landkarte der Reisenden, und Brandenburg schafft es selten auf die vorderen Plätze der beliebtesten Destinationen. Und so wissen zwar viele, was Angkor Wat ist oder wie die Pyramiden in echt aussehen, aber nur wenige kennen den Lauf der Geschichte in Beelitz.

Aber dieser Sommer ist ja anders. Er bietet eine Chance für neue Perspektiven. Er schafft aus Zwang die Möglichkeit, den Blick in die Nähe zu richten. Das Makroobjektiv herauszukramen, statt des ferienüblichen Zooms.

## Safari im Mischwald

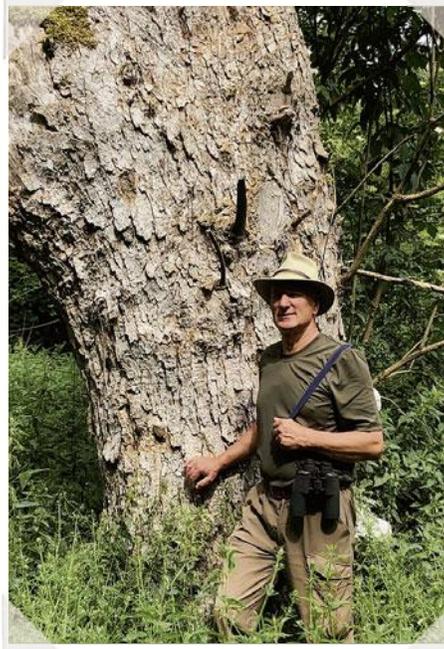
Frühmorgens, wenn sich im ersten fahlen Licht die Rotbauchunke bewegt, wenn noch Tau an der Sumpf-Stendelwurz hängt, wenn jeden Moment ein erster Vogelpieps den Auftakt zum allgemeinen Loszweitschern gibt – schläft Arno Schimmelpfennig Kundschaft noch, wie er erzählt.

»Vor halb elf bekomme ich keinen Berliner hierher«, sagt er, Gründer und Alleinbetreiber von »Uckermark Safari«. Dafür liegt diese Gegend einfach zu weit ab. Schimmelpfennig ist an Hut und Kluft als Ranger zu erkennen. Auf seiner linken Schulter sitzt gerade eine Libelle.

Der 62-Jährige ist in Boitzenburg geboren, sein Großvater sei noch Kutscher beim gräflichen Oberinspektor gewesen. Während er sich unter einer umgestürzten Hainbuche hindurchbückt, erzählt er von eiszeitlichem Geschiebe, von Bibern, Europäischen Sumpfschildkröten und vom Moorfrosch, dessen Männchen beim Paa ren immer blau sind und »uog...uog...uog« machen.

Es reicht schon, sich Namen nennen zu lassen wie Bauchige Windelschnecke,

**50 %** DER FLÄCHE IM  
LANDKREIS UCKERMARK SIND  
NATURSCHUTZGEBIETE.  
FAST 600 SEEN SIND GRÖßER  
ALS EIN HEKTAR



ALEXANDER SCHOLZ/ZEITUNG DER SPIEGEL

## SAFARIFÜHRER SCHIMMELPFENNIG

Teufelsabbiss oder Schwarzschof-Segge, um eine Ahnung vom Reichtum und von der Unergründlichkeit des heimischen Mischwalds zu bekommen, und, ja, auch an diesem sehr nahe gelegenen Ende der Welt kann man von allen Seiten umgeben sein von nichts als Natur. »Safari« sei schließlich arabischen Ursprungs und gehe auf das Wort für »Reise« zurück, sagt Schimmelpfennig, und es habe nichts mit Veranstaltungen zu tun, bei denen dickbäuchige Löwen fürs Foto posieren.

Die Leute fragten ihn manchmal, ob's billiger werde, wenn sich kein Fischadler zeige. Diese Haltung mag er nicht. Seine Führungen sind den Launen der Tiere unterworfen, insofern keine trophäenorientierten Fotoevents. »Am meisten Tiere sieht man natürlich, wenn man sich ganz allein irgendwo hinsetzt und wartet«, sagt Schimmelpfennig.

Das gilt für den Ngorongoro-Krater wie für die Uckermärkischen Seen, würde aber bedeuten, nichts von Schimmelpfennigs Geschichten mitzubekommen, Erzählungen vom Hutewald und den Wisenten, die allesamt von der Roten Armee liquidiert worden seien.

Zwei, drei Stunden, dann passiert Schimmelpfennig tatsächlich einen Fischadlerhorst, hoch oben auf einem Hochspannungsmast. Die Tour endet auf der Spitze des Pechbergs, wo sich ein Hügelgrab aus

der Bronzezeit befindet. Man sieht Roggenfelder und weiß jenseits des Hügels, auch mit dem Fernglas ehrlicherweise nur zu erahnen, den Bau des scheuesten aller einheimischen Lebewesen: das Ferienhaus der Kanzlerin.

## Top of Germany

Urlaubsreisende lieben Superlative, also rauf auf den höchsten deutschen Berg. Mit dem größten Höhenunterschied, dem längsten freien Spannfeld, einem einzigen Stützpfeiler aus Stahl, der wiederum der höchste der Welt für Pendelbahnen sei, führt seit 2017 eine neue Seilbahn auf die Zugspitze, sie ist tatsächlich spektakulär. Sie wäre noch spektakulärer, stünde da nicht in der Gondel, zwischen urlaubsfreudigen Menschen mit Maske, eine Frau mit Handy am Ohr.

»Hallo? Ja, die obere Spalte. Ja, Personalkosten ... und dann ... Ja ... Arbeitgeberanteil, siehst du's? Dann nimmst du ...«

Man ist hier, um genau solche Wörter nicht zu hören. Man blickt hinunter Richtung Garmisch, auf den Eibsee jetzt, und vorn nähert sich die Wand, allerletzte Schneefetzen, die Gondel steigt, die Gegengondel rast vorbei.

»Top of Germany« ist der Slogan der Touristiker für die Zugspitze, 2962 Meter hoch, Deutschlands Mount Everest. Das Extrem zieht die Menschen an, und wer nach Nepal wollte und nun mit Bayern vorlieb nimmt, kann sich trösten: Auch im Himalaja kann es ja schon vorkommen, dass man sich hinten anstellen muss, weil so viel los ist am Berg.

Einsamkeit? Manchmal. Eher selten auf der Zugspitze, aber am Vortag war es der Fall. Da saßen zwei Männer nachmittags im praktisch leeren Gipfelrestaurant, ein Hesse und ein Ostfrieser, und waren vom Höllental her aufgestiegen. Sie lobten das Bergsteigen. Der Kopf werde frei. Speziell in Deutschland seien die Routen so gut gekennzeichnet.

Am Tag danach ist die Sicht besser, es wuselt, das tut es öfter, seitdem die Leute wegen Corona nicht mehr daheimbleiben müssen, »seitdem die Münchner wieder rausdürfen«, heißt es im Tal.

Oben sind in Gebäuden jetzt Masken zu tragen, auch beim Treppensteigen, man keucht, auf fast 3000 Metern. Die Plätze sind beschränkt; in der Gondel, im Restaurant, im Münchner Haus direkt am Gipfel. »I kimm glei«, sagt der Wirt.

Dies sei eine Berghütte, darauf besteht er. Für Bergsteiger. Die Familie von Hansjörg Barth pachtet die Hütte vom Alpenverein seit mehr als 90 Jahren. Eigentlich hat er schon an »den Buam« übergeben, aber wenn es Fragen gibt, antwortet eher der Vater. Er spricht mit einer gewissen Brummigkeit von Leuten mit Rollkoffer, die glauben, sie könnten einfach so einchecken in seine Berghütte: »Ha!« Matratzen-



BARBARA STIPP / DER SPIEGEL

**BLICK VON DER ZUGSPITZE:  
DIE SEILBAHN ÜBERWINDET  
DAS WELTWEIT LÄNGSTE  
FREIE SPANNFELD MIT  
3213 METERN**

lager gibt's. Schlafsack muss man mitbringen, anmelden muss man sich. Und wenn man meint, man könne hier feiern, verweist er auf das Schild im Schankraum: »21.30 Uhr: Hüttenruhe«.

Was die Leute wollen hier oben? Fotos machen natürlich. Und ins Handy sprechen. Was sprechen sie? Fast immer dasselbe, sagt er: »Rat mal, wo ich bin.«

Als ob es eine Leistung wäre, mit der Seilbahn hier heraufzufahren. Der Wirt erzählt von der Grillzange, die sie am Souvenirstand verkaufen wollten, auf der stand: »Zugspitze«. Wollte keiner haben. Dann schrieben sie »Ich war oben« auf die andere Seite, und schnell war alles verkauft.

Ich war da – das ist eines der Leitmotive im Tourismus. Als ob es einen Preis dafür gäbe, Urlaubsziele abgearbeitet zu haben. Urlaub als Erledigung.

Die Zugspitze: erledigenswert. »Ich war da« geht auch in Deutschland. In manchen Gemeinden arbeiten sie jetzt an Apps, die warnen sollen. Nicht vor Corona, sondern vor Stau und Parkplatznot.

### Niemandsland

Wer die Menschenmassen fürchtet und die Leere sucht – er kann sie finden, auch in einem Land mit 83 Millionen Menschen. Zum Beispiel dort, wo früher die Welt zu Ende war, und das gleich in zwei Richtungen. Wer aus dem Osten in den Westen wollte, kam nicht weiter, wer vom Westen

in den Osten wollte, stand ebenfalls vorm Zaun. Allerdings wurde auf seiner Seite nicht geschossen.

Sperrzaun, Kolonnenweg, Spurensicherungsstreifen, immer ordentlich geeegt, um verräterische Fußabdrücke erkennen zu können, dann ein Kfz-Sperrgraben, noch ein Sperrzaun, schließlich der Minengürtel – so sah es aus an der deutsch-deutschen Grenze zwischen Lübbow in Niedersachsen und Hoyersburg in Sachsen-Anhalt. Es galt, »Grenzdurchbrüche in Richtung Bundesrepublik zu vermeiden«, so der offizielle Sprachgebrauch damals.

Und so sangen zu jener Zeit die Jungen Pioniere:

*Unsere Heimat, das sind nicht nur  
die Städte und Dörfer,  
Unsere Heimat sind auch all die  
Bäume im Wald.  
Unsere Heimat ist das Gras auf der  
Wiese, das Korn auf dem Feld,  
Und die Vögel in der Luft und  
die Tiere der Erde  
Und die Fische im Fluss sind die Heimat.  
Und wir lieben die Heimat, die schöne.  
Und wir schützen sie, weil sie dem  
Volke gehört,  
Weil sie unserem Volke gehört.*

Der Nebeneffekt dieser Art von Heimatschutz war, dass zwischen Sperrzaun und Minengürtel tatsächlich viel Tierisches und Pflanzliches erhalten blieb. Die Todeszone trägt nun den Namen »Grünes Band«, eine Kette von Schutzgebieten, ein 1400 Kilometer langer Streifen entlang der ausradierten Grenze, mal 50 Meter breit, mal 200, das ist genug, um Heimat von rund 600 bedrohten Tierarten zu sein.

Wer kanadische Einsamkeit schätzt, wird sie hier nicht finden, aber es ist wirklich wenig los. Man kann den Wind in den Bäumen hören, kann entspannt und ungestört ein paar Mücken totschiessen.

Dieter Leupold vom BUND Sachsen-Anhalt, einer der Schutzpatrone des Grünen Bandes, steht auf dem Kolonnenweg, und erklärt, wieso: »Für Wanderer gibt es zu selten Unterkünfte, um Rad zu fahren ist der Kolonnenweg zu löchrig und zu unbequem.« Diese Tortur tun sich nur sehr wenige an.

Und die meisten haben wahrscheinlich nie davon gehört, dass man sie sich antun könnte.

Sachsen-Anhalt ist das Land, über das sich das Streiflicht der »Süddeutschen Zeitung« eben erst lustig gemacht hat, weil es »keine größeren Staus« in die ADAC-Ansage schaffen, weil es »kaum öffentliche Grillplätze im Raum Staßfurt« gibt, was die Zeitung zu der Folgerung führt: »Ein Bundesland gähnt, zuweilen scheint es in Sachsen-Anhalt nicht einmal mehr Wetter zu geben.«

Wetter gibt es schon, aber vielleicht trifft man niemanden, um darüber zu re-

den. Was erholsam sein kann. Weil Alleinsein ja nicht dasselbe ist wie Einsamkeit.

### Fachwerkkulisse

Als die Bundesregierung vor zwei Jahren ein Bundesheimatministerium erschuf, definierte sie damit implizit: Mit »Heimat« sei ganz Deutschland gemeint. So ist das aber nicht, bei den meisten jedenfalls. »Heimat« ist selten identisch mit dem Gebilde, das nationalstaatliche Grenzen definieren. Heimat, das können Farben, Gerüche, Lieder sein. Essen. Sprache. Heimat bedeutet: verstanden werden. Und wenn man Glück hat, auch: verstehen.

Wie viel Heimat, wie viel Vertrautes zu finden ist, auf beiden Seiten der ehemaligen Grenze, darüber brach nach dem Mauerfall eine gewissen Neugier aus. Eine Neugier auf das Unbekannte im eigenen Land. Das legte sich wieder. Dieser Sommer schafft die Gelegenheit, noch mal nachzusehen.

Quedlinburg ist eine rund 1100 Jahre alte Stadt in Sachsen-Anhalt und vielleicht insofern vertraut, als man im Geschichtsunterricht von ihr gehört haben könnte. Es ist eine jener Städte, die man sich gern fürs Alter aufhebt. Andrea und Ulrich Paßlick aus Bocholt, sie Steuerberaterin, er Bauassessor für Städtebau, beide kurz vor der Rente, hatten eigentlich noch einiges vor, bevor sie nach Quedlinburg kommen wollten. Australien, Südamerika, Russland. Gegenden, für die man fit sein muss, physisch und geistig.

In Quedlinburg setzt man sich in eine Bimmelbahn und lässt sich an Fachwerkhäusern vorbeiziehen. Man besucht das Grab des ersten deutschen Königs, Heinrich I., es liegt seit mehr als tausend Jahren



**ALTSTADT VON QUEDLINBURG: ES  
WENN MAN LIEBER NACH BRASILIEN**

auf dem Schlossberg, weswegen Stadtführer ihre Gäste mit den Worten begrüßen: Willkommen in der Wiege Deutschlands.

Die Paßlicks waren im März auf La Palma und saßen eine Woche im Hotel, bevor sie die Insel verlassen durften. Jetzt wären sie an der südeuropäischen Küste gewesen, wo es ja auch schönes Fachwerk gibt. Stattdessen laufen sie durch Quedlinburg und fotografieren hier.

Mehr als 2000 Fachwerkhäuser stehen in der Stadt, Quedlinburg wurde im Zweiten Weltkrieg nicht bombardiert. Seit der Wende wurden die meisten Bauwerke hervorragend saniert, Ulrich Paßlick, der Bauassessor, ist beeindruckt. Er war hier 1989 beruflich, sah sich die Bausubstanz an. Hätte die DDR 10, 20 Jahre länger überdauert, sagt er, wären viele Fachwerkhäuser nicht mehr zu retten gewesen.

Über Karneval 1990 reisten die Paßlicks ein erstes Mal zusammen in den Harz, aus Neugier auf die neuen Bundesländer. Architektur und Natur gefielen ihnen, vor allem der Brocken. »Unser höchster Berg in Bocholt ist die Mülldeponie«. Seitdem waren sie nie wieder hier.

So geht es vielen mit dem Harz: Es ist schön, aber man kommt nicht her, wenn man lieber nach Brasilien fliegen kann.

Die Familie Paßlick verbringt zwei Wochen in Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen. Sie sieht eine Gegend, die auf Autobahnschildern mit Hexen wirbt, sie freut sich über den Zustand der Häuser, über den Service in den Cafés. Sie erkundet ein Stück Deutschland, das sich an ihr vorbei entwickelt hat. Je mehr man kennenlernt, desto größer wird dieses Gebilde namens »Heimat« vielleicht.



Timofey Neshitov / DER SPIEGEL

**IST SCHÖN HIER, ABER DAS REICHT NICHT, FLIEGT**

IN DEUTSCHLAND GIBT ES

**893 000**

**KLEINGÄRTEN UND 14 000**

**KLEINGARTENVEREINE**



Uwe Buse / DER SPIEGEL

**SCHREBERGARTEN  
IN BREMEN**

### Das Rauschen der A 27

Das Schöne am Kleingarten ist, dass man selbst entscheiden kann, wie er aussieht. Im Rahmen der Kleingartenordnung, klar.

In seinem Bremer Kleingarten ist alles so, wie Jan Hamann es sich wünscht. Ganz vorn, am Eingang, steht die Schaukel auf tadellosem Rasen, es folgt das Zelt, in dem die beiden großen Töchter schlafen, dann das Trampolin, zwei große Sitzecken, ein Grill und dahinter dann die Laube, in der Hamann mit seiner Frau und seiner jüngsten Tochter zurzeit die Nächte verbringt. Verbunden ist das alles mit selbst verlegten Platten, die Hamann immer wieder neu ausrichten musste in den vergangenen Jahren. »Ist ja Moorboden hier, da versacken sie immer und liegen schief.«

Hamann ist 39 Jahre alt, arbeitet in einer Spedition, seine Frau Jane ist Altenpflegerin, sie wohnen in einer kleinen Wohnung im traditionellen Arbeiterstadtteil Gröpelingen, und der Garten ist ihr zweites Wohnzimmer. Hier verbringen sie die Abende, die Nächte, die Wochenenden, in diesem Jahr noch häufiger als früher, denn der Urlaub in Dänemark fällt aus. »Ist aber in Ordnung so«, sagt Hamann, »wir haben hier alles, was wir brauchen.«

Was diesen Sommer auffällt, sind die vielen Neuen im Verein. Es gibt ja schon länger einen veränderten Typus Kleingärtner, junge Familien, die ökologisch denken und handeln wollen, ihren Gärten sieht man es an. Jetzt kommen noch die dazu, die von der Pandemie in die Gärten getrieben wurden, innerstädtische Corona-Flüchtlinge. In manchen Parzellen stehen nicht viel mehr als ein paar Gartenstühle und ein Tisch. Hamann ist gespannt,

wie viele bleiben werden. »So eine Parzelle macht ja Arbeit.« In einem Nachbargarten wechseln alle ein, zwei Jahre die Pächter.

Die Hamanns sind schon seit elf Jahren hier, zwischen der A 27, deren Rauschen man hören kann, wenn der Wind falsch steht, und dem Waller Feldmarksee. Sie können der Zeit des Kontaktverbots etwas Gutes abgewinnen: »Da haben wir im Garten ordentlich was schaffen können.«

Robuster Optimismus ist keine schlechte Eigenschaft. Zu sehen ist er auch oben am Fahnenmast der Hamanns. Oben weht nicht wie in anderen Gärten die Deutschlandflagge, auch nicht die grün-weiße von Werder Bremen. Die Flagge der Hamanns ist knallgelb, und wenn ein Windstoß sie entfaltet, sieht man einen großen Smiley.

### Handtuch am Südseestrand

Ein Nachteil beim Deutschlandurlaub ist das Wetter. Es ist wie mit der Pralinen-schachtel: Man weiß nicht, was man kriegt.

Wer nach Island fährt, weiß: Es regnet eh.

In Italien, Spanien, Griechenland gibt es ziemlich sicher Sonne.

Absolut sicher vor Regen kann man in der Südsee sein. Zumindest in der deutschen Südsee.

Von Berlin aus erreicht man die Südsee in gut einer Stunde. Es ist ganz einfach: über die Autobahn Richtung Dresden fahren, nach rund 60 Kilometern abbiegen, das Auto parken, 46 Euro für das Tages-ticket bezahlen, dem Hinweisschild »Südsee« folgen, und dann steht man endlich dort, die Füße im Sand, schaut über das Wasser und denkt: na ja.

Die Südsee ist 200 Meter lang. Der Horizont ist eine Wand, bemalt in hellem Blau, darüber weiße Wölkchen. Das Südseewasser, 28 Grad warm, riecht nach Chlor, und schaut man nach oben, Richtung Himmel, sieht man das Hallendach und das Werbebanner eines Berliner Radiosenders.

Es ist ja durchaus eine ferienübliche Erfahrung, an dem vorbeizuschauen, was man nicht mag. Am Müll, an Plastiktüten im Meer. Wichtig ist, dass das Störende nicht auf den Bildern erscheint, auch in der brandenburgischen Südsee funktioniert das. Man muss nur den Fotoausschnitt auf dem Handy richtig wählen.

Die Südsee gehört zum Tropical Islands, nach eigenen Angaben »Europas größte tropische Urlaubswelt«, mit dem »größten tropischen Indoor-Regenwald der Welt«, erbaut in »einer der größten freitragenden Hallen der Welt«. Es gibt hier die »Lagune«, ein Tropendorf, einen Rutschenturm, einen Wildwasserstrudel und: Flamingos. Echte, lebende, rosarote.

Vielleicht sieht so ja die Zukunft des Reisens aus in Zeiten von Corona und Klimabedenken: Man fliegt nicht in die Südsee

nach Bora Bora, sondern holt sich die Südsee nach Hause. Eine Stunde Autofahrt statt 20 Stunden Flug. Und das Wetter ist auch immer gut.

Aber funktioniert das? Ein Heimaturlaub in der Ferne?

An der »Südsee« gibt es jede Menge Strandliegen, die meisten sind belegt. Mit einem Handtuch. Sofort stellt sich ein bisschen Urlaubsstimmung ein, man denkt: Es ist hier genauso wie in Rimini. Das Handtuch als vertraute Reviermarkierungsgeste. Man darf als Besucher allerdings nicht zu früh mit seinem Handtuch zum Strand eilen. Auf der Homepage steht: »Wegen Reinigungsarbeiten kann es an der Südsee und der Lagune zwischen 2.00 und 9.30 Uhr zu Sperrungen kommen.«

Das Gute am Tropical Islands ist: Wenn die Südsee voll ist, geht man eben ein paar Schritte weiter und steht schon im tropischen Regenwald. Mit Mangrovensumpf und der giftigen Rotknie-Vogelspinne – sicher hinter Glas verschlossen. Auch das ist ein Vorteil der künstlichen Ferne: Die Natur ist hier völlig ungefährlich. Wenn man kurz die Augen schließt, die dunstige Regenwaldwärme spürt und das Affengebrüll aus den Lautsprechern hört, dann fühlt man sich weit weg.

Öffnet man die Augen wieder, ist es natürlich irritierend, dass der Regenwald von Mitarbeitern mit dem Schlauch gegossen wird. Man braucht viel Fantasie. Und guten Willen. Man muss der Illusion folgen wollen, Tausende Kilometer weit weg zu sein. Aber ist Urlaub nicht immer auch Einstellungssache?

Unterhalb des Regenwaldes stehen weiße »Safari-Zelte«. Die kann man mieten, 75 Euro pro Nacht. Der Traum vom Abenteuer-Outdoor-Urlaub wird indoor gelebt.

Nach einigen Stunden unter dem Tropical-Islands-Dach wird man dann aber doch etwas unruhig und fühlt sich wie eine Tomate im Gewächshaus. Durch die transparenten Hallenwände scheint der Brandenburger Sommer.

Ein Gang führt in den Außenbereich, dort liegt »Amazonia«. Heißt: eine Poollandschaft mit Surfsimulator. Die echte Landschaft ist gar nicht weit weg. In der Umgebung gibt es wunderbare Seen, liegt der schöne Spreewald, schon in ein paar Minuten wäre man da.

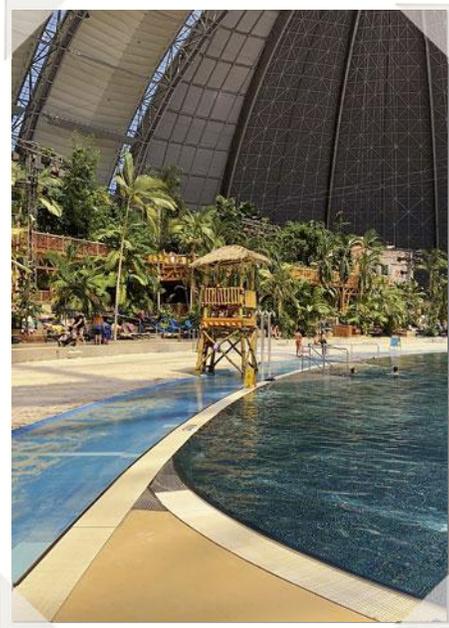
Im richtigen Heimaturlaub.

Und dann verlässt man die Halle, steigt ins Auto und denkt: auch ganz schön, bald wieder zu Hause zu sein. Daheim.

Ein Gefühl, das vermutlich jeder kennt, der schon mal zurückgekehrt ist aus der Ferne.

### Matjes mit Schwarzbrot

Die Reise nach Borkum führt vorbei an einem Chemiepark. An der Emsmündung blickt man auf das Industriegebiet Eems-



Jochen-Martin Gutsch / DER SPIEGEL

**DIE FREIZEITANLAGE  
TROPICAL ISLANDS MIT RUND  
100 000 QUADRATMETER  
ERLEBNISFLÄCHE  
ZÄHLTE 2019 MEHR ALS  
1,2 Mio.  
BESUCHER**

haven, mit seinem Gaskraftwerk und einem Kohlekraftwerk, einem der größten Luftverschmutzer der Niederlande.

Auf der Fähre, unterwegs in die Ferien, kann man auf Ideen kommen. Zum Beispiel dass die Heimat schöner sein könnte, einladender, wenn weniger Ressourcen verbraucht würden und mehr Landschaft unverschmutzt bliebe. Dass es der Heimat vielleicht guttäte, wenn man sie seltener mit dem Flugzeug verlassen würde. Wenn Fernweh eine Krankheit wäre, die abklingt, nach und nach.

Vernunftgedanken. Sie passen zu Borkum, das vor allem mit seiner Luft wirbt: »pollenarm, allergenarm und reich an Jod«.

An Bord der Borkumer Fähre sagt Claudia Hanschmann, sie habe bisher noch nie als Erwachsene Urlaub in Deutschland gemacht. Dabei ist Urlaub in Deutschland ihr Beruf.

Hanschmann ist 46 Jahre alt, eine Frau von einnehmender Herzlichkeit. Sie arbeitet seit 26 Jahren in der Bordgastronomie der Fähren der Reederei AG Ems, die die Nordseeinsel Borkum mit dem Festland verbindet. Tausende Male pendelte Hanschmann zwischen der Insel und dem Festland und mit ihr Familien, Seniorengruppen, Tagestouristen.

An einem Mittwochmorgen um sieben Uhr steht sie in der Küche der MS »Ost-

friesland« und schaltet die Kaffeemaschinen ein. Seit vier Jahren leitet Hanschmann die Gastronomie auf dieser Fähre, die im Sommer zweimal am Tag zwischen Emden und Borkum verkehrt. Die Gäste könnten auch den Katamaran nehmen oder die Fähre ab Eemshaven. Oder sie könnten mit dem Flugzeug rüberfliegen. Wer die Fähre nimmt, der wolle das Erlebnis Schiff, sagt Hanschmann. Der wolle oben an der Reling stehen und aufs Meer blicken. In der Sonne auf dem Oberdeck sitzen. Matjes mit Schwarzbrot essen.

Hanschmann wuchs in Thüringen auf, machte eine Ausbildung zur Industriekauffrau. Sie ist alt genug, um die DDR-Reisebeschränkungen noch erlebt zu haben, sie litt aber nicht darunter, sondern erinnert sich an schöne Familienferien in der Tschechoslowakei, am Schwarzen Meer in Bulgarien und Rumänien. Sie mochte das Meer, und im Sommer 1994 bekam sie das Angebot, als Saisonarbeiterin auf einer der Borkum-Fähren zu arbeiten. Danach wollte sie auswandern, nach Kanada. Sie hatte schon das Ticket gebucht. Doch als man ihr eine Festanstellung anbot, sagte sie zu.

Im selben Jahr führte sie ihre erste Fernreise in die Dominikanische Republik. Danach ging es nach Venezuela, Australien, Mexiko. Hauptsache, weit weg, sagt Hanschmann. Deutschlandferien machte sie als Kind, danach nie wieder. Dafür habe sie später Zeit, habe sie immer gedacht. Es klingt, als wäre Urlaub im eigenen Land etwas, das sie sich aufgespart hat. Für schlechte Zeiten, wie eine eingefrorene Erbsensuppe.

Später ist jetzt.

Einige Wochen ist es her, da fasste Hanschmann einen Plan. Sie saß zu Hause in Kurzarbeit und klickte sich durchs Internet. Sie suchte nach den schönsten Regionen Deutschlands. Schaute sich Bilder vom Elbsandsteingebirge an, vom Spreewald. Informierte sich über Lübeck und den Bodensee.

Sie wird ein Land näher kennenlernen, in dem man auf Safari gehen kann. Ein Land mit Menschen, die sich einerseits vorschreiben lassen, ihre Strandburgen nicht höher als 30 Zentimeter zu bauen, und andererseits ihre Freiheit lieben. Ein Land der Schlechtwetterbergsteiger und der Menschen, die auf einen garantierten Fischadler pochen. Ein Land der Kleingärten und Tropenparadiese.

Ein interessantes Land. Könnte man mal bereisen. Viel Spaß, liebe Frau Hanschmann, und schöne Ferien.

Uwe Buse, Maik Großekathöfer,  
Jochen-Martin Gutsch, Timofey Neshitov,  
Christopher Piltz, Max Polonyi,  
Alexander Smoltczyk, Barbara Supp

## Mein Fall

## »Wir kriegen dich«



Dominik Bultmann / DER SPIEGEL

Ein Paar erhält rätselhafte Drohungen per SMS, der Absender scheint jeden Schritt zu beobachten. Es kommt zu Brandanschlägen. Am Ende ist der Täter näher als gedacht.

**F**rederike K. und Roman W. waren erst seit wenigen Wochen ein Paar, als die ersten Drohungen eintrafen, im Herbst 2009. Frederike war Anfang zwanzig und Bürokauffrau, Roman war Ende zwanzig und arbeitslos, sie lebten in einer Kleinstadt in Ostdeutschland. Roman war es, der die ersten Nachrichten erhielt, per SMS auf sein Handy.

Wir wissen, was du machst.

Pass auf, wohin du gehst.

Wir beobachten dich.

Jedes Mal, wenn er eine SMS empfangen hatte, fuhr Roman zu Frederike. Es seien verschiedene Absender, sagte er, keine der Nummern kenne er. Wenn er anrufe, gehe niemand ran.

Dann bekam auch Frederike Nachrichten auf ihr Handy.

Wir kriegen dich.

Sei vorsichtig.

Die SMS trafen in immer kürzeren Abständen ein, meist am Morgen oder am späten Abend. Die junge Frau fühlte sich beobachtet. Sie vermutete, ihr früherer Freund könne hinter den Drohungen stecken, konfrontierte ihn aber nicht mit ihrem Verdacht. Die Angst lähmte sie, das sagte sie später der Polizei. Frederike K. und Roman W. wechselten ihre Telefonnummern, aber bald trafen erneut Nachrichten ein.

Du entkommst uns nicht.

Wir sind immer in deiner Nähe.

Die beiden trennten sich, zogen nach Berlin, jeder in eine eigene Wohnung in einer Hochhaussiedlung im Bezirk Neukölln. Frederike hoffte, dass der Terror aufhören würde, aber er hörte nicht auf. Er wurde schlimmer.

Der Fall landete bei Sandra Cegla, damals 29 Jahre alt, Kriminalkommissarin in der Direktion 5. Sie hatte bei Messerstechereien und Schießereien ermittelt, bevor sie sich auf Stalking spezialisierte.

Im März 2007 war im Strafgesetzbuch der Paragraph 238 eingeführt worden: Jemand stellt einem anderen Menschen nach, wenn er ständig dessen räumliche Nähe aufsucht, wenn

er beharrlich Kontakt aufnehmen will, wenn er dem Opfer oder einer ihm nahestehenden Person damit droht, Leben oder Freiheit zu verletzen.

»Stalker bringen zum Teil unmenschliche Kräfte auf«, sagt Sandra Cegla heute. »Sie tun Dinge, die man sich nicht vorstellen kann.«

Eines Abends waren Frederike und Roman miteinander verabredet, sie wartete in einer Kneipe auf ihn. Ihr Handy klingelte. Eine Gruppe Männer habe ihn auf der Straße zusammengeschlagen, sagte Roman, er sei im Krankenhaus. Einer der Angreifer habe einen Baseballschläger gehabt. Roman W. hatte Blutergüsse an den Schultern und im Gesicht, außerdem Kratzer an den Armen.

Dann bekam er eine SMS: Nächstes Mal kommst du nicht so leicht davon.

Roman wohnte im Hochparterre. Mehrmals brach auf seinem Balkon Feuer aus, weil jemand offenbar einen Brandsatz über die Brüstung geworfen hatte. Mehrmals klingelte der Notarzt bei ihm: Die Rettungsstelle hatte anonym den Hinweis erhalten, er sei suizidgefährdet und wolle sich etwas antun. Oder es hieß, er liege tot in der Wohnung.

Auch Frederike erhielt weitere SMS.

Wir wissen, wo du wohnst.

Dich erwischen wir auch.

Sie traute sich kaum noch aus dem Haus, traf sich nicht mehr mit Freunden und Bekannten. Roman erstattete bei der Polizei Anzeige gegen unbekannt. Als Sandra Cegla Frederike kennenlernte, traf sie auf eine Frau, die innerlich erstarrt war. »Sie war derart eingeschüchtert, dass sie sich nicht mehr spürte«, sagt Cegla. »Wenn man nicht weiß, von wem eine Bedrohung ausgeht, entwickelt sich diese Bedrohung zu einem riesigen Monster.«

Cegla vernahm die beiden als Zeugen. Sie ließ sich Romans Wunden zeigen, die inzwischen fast verheilt waren, las die SMS. Offenbar waren die Nachrichten von einem Prepaid-Handy oder über einen Onlinedienst geschickt worden, sie ließen sich nicht zurückverfolgen. Polizisten in Frederikes Heimatstadt sprachen mit ihrem früheren Freund. Als Täter kam er nicht infrage.

Dann stellten die Ermittler fest, dass die Anrufe beim Notarzt immer aus demselben Berliner Internetcafé kamen. Ein Polizist observierte daraufhin das Café.

Wenig später wurde Roman W. verhaftet. Sandra Cegla vernahm ihn auf dem Revier. Er gestand nicht, verwickelte sich aber in Widersprüche. Am Ende konnte Cegla nachweisen, dass er es war, der seiner Freundin die Drohungen geschickt hatte. Er hatte sich zum Opfer gemacht, um Frederikes Mitleid zu erregen. Auch die Verletzungen aus dem vermeintlichen Überfall hatte er sich selbst zugefügt.

Vor ihr, sagt Cegla, habe ein Mann mit einer massiven Bindungsstörung gegessen. Weil er seine Freundin nicht verlieren wollte, habe er sie von möglichen Konkurrenten isoliert.

Noch am selben Tag lud Cegla Frederike vor. »Mir war es wichtig, dass sie die Wahrheit erfährt, damit sie sich in Zukunft schützen kann«, sagt Cegla. Als Frederike hörte, dass ihr eigener Freund die Droh-SMS geschickt hatte, sagt Cegla, sei jede Farbe aus ihrem Gesicht gewichen.

Roman W. wurde zu einer Bewährungsstrafe verurteilt. Frederike K. brach den Kontakt zu ihm ab.

Maik Großekathöfer



S. Cegla

**Sandra Cegla,**

40, arbeitete 14 Jahre lang bei der Kriminalpolizei in Berlin. Vor fünf Jahren kündigte sie und gründete die Sicherheitsagentur SOS-Stalking. Bis heute hat sie rund 200 Opfern geholfen.

# Wirtschaft



Mark-Zuckerberg-Anhörung vor dem US-Kongress

## Front gegen Facebook bröckelt

**Boycott** Deutsche Firmen wollen wieder in dem sozialen Netzwerk werben – trotz Hass und Hetze.

● Mehrere deutsche Unternehmen, die sich am globalen Anzeigenboykott gegen Facebook beteiligt haben, wollen wieder Werbung auf den Plattformen des Konzerns schalten, darunter Beiersdorf und der Sportartikelhersteller Puma. Die Initiative »Stop Hate for Profit« hatte Firmen dazu aufgerufen, dem sozialen Netzwerk Reklamegelder zu entziehen, bis es konsequenter gegen Hass- und Hetzkommentare vorgehe. Im Juli hatten sich weltweit Hunderte Unternehmen an der Aktion beteiligt. Nun bröckelt die Front gegen Facebook. Der Boykott habe »zu einem direkten Austausch und positiven Gesprächen mit Facebook

geführt«, sagt ein Puma-Sprecher. Deswegen werde man ab 1. August erneut Werbung schalten. Auch VW, Adidas, Bayer, Siemens und Henkel denken über ein Ende des Boykotts nach. Unter den Firmen, die dem Social-Network-Riesen weiterhin Werbegelder entziehen wollen, finden sich kleinere Unternehmen wie die Outdoor-Marke Vaude und Fritz-Kola, aber auch die Dax-Konzerne Fresenius und SAP. Zwar habe Facebook »eine Reihe von Maßnahmen skizziert«, sagte ein SAP-Sprecher. Diese seien jedoch »nicht ausreichend, um eine wirklich kategorische Ablehnung von Online-Hass und Rassismus zu erreichen«. PBE, RAI

### Anleihenkäufe Ein Herz für die EZB

● Finanzminister Olaf Scholz (SPD) hat dem Bundesverfassungsgericht per Brief seine Auffassung mitgeteilt, dass der Europäischen Zentralbank (EZB) bei ihren Käufen von Staatsanleihen kein Vorwurf zu machen sei. Die vom EZB-

Rat vorgenommene Prüfung der Verhältnismäßigkeit sei nachvollziehbar, heißt es darin. Insbesondere werde in den EZB-Unterlagen beschrieben, wie sich das Ankaufprogramm auf die Finanzen der Mitgliedstaaten, den Bankensektor, private Haushalte sowie Unternehmen auswirke. Das Verfassungsgericht hatte im Mai in

einem Urteil zu einem Kaufprogramm von 2015 festgelegt, dass die EZB gegenüber Bundestag und -regierung deutlich machen müsse, ob ihre Maßnahmen verhältnismäßig sind. Dazu gehörte, die Auswirkungen der Maßnahmen auf unterschiedliche Wirtschaftssektoren darzulegen. Die EZB hatte daraufhin sieben Doku-

mente nach Berlin geschickt, von denen bislang nur vier veröffentlicht sind. Die übrigen liegen in der Geheimschutzstelle des Bundestags. Darunter ein Protokoll der Ratssitzung vom Juni, bei der es um das Urteil ging, ein geldpolitisches Vorbereitungspapier für diese Sitzung sowie ein Protokoll von 2014. REI

## Handelskrieg

### Huawei-Statthalter appelliert an Berlin

● In der Kontroverse über den Umgang mit dem chinesischen Tech-Giganten Huawei appelliert dessen Deutschlandrepräsentant David Wang an die Bundesregierung, ihrem Kurs treu zu bleiben und seinen Konzern nicht vom Aufbau der 5G-Netze auszuschließen. Die USA fordern diese Sperre von ihren Verbündeten und drohen offen mit Sanktionen, etwa weniger Informationsaustausch unter den Geheimdiensten. Zuletzt schwenkte Großbritannien auf die US-Linie ein. »Der Lösungsansatz der Bundesregierung mit gleichen und strengen Sicherheitskriterien für alle ist aus unserer Sicht der richtige Weg zu sicheren Netzen«, sagt Wang dem SPIEGEL. Die USA argumentieren, der Ausrüster könnte die Netze missbrauchen, etwa für Spionage. »Wir sind jetzt seit 15 Jahren in Deutschland aktiv, und keiner unserer langjährigen Kunden hat irgendeinen

Hinweis auf einen Missbrauch unserer Technologien gefunden. Auch die USA haben dafür keinen einzigen Beweis, null«, so Wang. Es sei ein »Drama«, wie die Branche derzeit politisiert werde: »Fakten spielen kaum eine Rolle.« Alle drei großen Netzanbieter (Deutsche Telekom, Vodafone, Telefónica) haben bisher bereits Huawei-Technologie im Einsatz. »Ein Ausschluss in Deutschland würde vor allem unsere Kunden treffen sowie deren Kunden und Aktionäre – denn die Provider könnten sich dann nicht mehr frei für die besten Produkte am Markt entscheiden.« Ein Bann würde »die Sicherheit der Netze ganz bestimmt nicht erhöhen, im Gegenteil«, beteuert Wang. »Mehr Wettbewerb führt auch zu besseren und sichereren Produkten.« Im Heimatmarkt China schreite der 5G-Ausbau schnell voran, wöchentlich würden 11 000 neue Sendeanlagen gebaut. Bundesinnenminister Horst Seehofer sagte zuletzt im Innenausschuss, die Huawei-Frage sei »noch zu lösen«, dies müsse »auf oberster Ebene« geschehen. PBE, ROM



Michael Kappeler / dpa

## Finanzaufsicht Taskforce für Wirecard

● Die Bankenaufsicht BaFin und die Zentralstelle des Zolls für Finanztransaktionsuntersuchungen haben eine gemeinsame Taskforce gebildet, um Verdachtsfällen von Geldwäsche bei Wirecard nachzugehen. Das gab Bundesfinanzminister Olaf Scholz (SPD) laut Teilnehmern bei seiner Befragung vor dem Finanzausschuss des Bundestags am vergangenen Mittwoch bekannt. Die Taskforce soll den 72 Verdachtsmeldungen nachgehen, die wegen

Geldwäsche gegen Wirecard gerichtet wurden. Sie tagte erstmals am Freitag vor einer Woche. Die BaFin kann jetzt erstmals auch selbst die Bilanzen von Wirecard prüfen. Auslöser dafür ist, dass das insolvente Unternehmen seine Zusammenarbeit mit der Deutschen Prüfstelle für Rechnungslegung (DPR) aufgekündigt hat. Diese private Einrichtung überwacht im Auftrag des Staates die Bilanzen kapitalmarktorientierter Unternehmen. Die Trennung Wirecards von der DPR macht nun laut Bilanzkontrollgesetz den Weg frei für die BaFin, was eine Ausnahme darstellt. REI

## Lufthansa

### Krisengespräche mit Mitarbeitern stocken

● Der Sparbeitrag der Lufthansa-Beschäftigten bleibt vorerst aus. Unternehmensführung und Arbeitnehmervertreter verhandeln über eine Reduzierung der Personalkosten, doch die Gespräche gestalten sich schwierig. Noch Ende Juni, vor der außerordentlichen Hauptversammlung zum Rettungspaket der Bundesregierung, sah es so aus, als hätte sich der Konzern zumindest mit den Flugbegleiterinnen und Flugbegleitern geeinigt. Sie sollen freiwillig gegen Abfindungen ausscheiden oder unbezahlten Urlaub nehmen; zudem sollen sie befristet auf Lohnerhöhungen und den Arbeitgeberbeitrag zur Alters- und Übergangsversorgung verzichten. Doch über die Details

gibt es Streit. Die Kabinengewerkschaft UFO lehnt zudem Pläne der Geschäftsführung ab, das Kurzarbeitergeld nur noch auf 85 statt 90 Prozent des Nettogehalts aufzu-

stocken. Die Gespräche mit den ver.di-Funktionären ziehen sich, weil für das Technik-, Schalter- und übrige Bodenpersonal jeweils eigene Lösungen gefunden werden müssen. Ein

möglicher Kompromiss für die Piloten platzte, weil die zuständige Gewerkschaft Vereinigung Cockpit verlangte, auch die Kollegen bei Lufthansa-Töchtern wie Eurowings, Sun Express oder Brussels Airlines einzubeziehen. Nun drängt die Zeit. Bis zum 14. August müssen die Flugbegleiter das für sie geplante Krisenpaket per Urabstimmung billigen. Am 31. August läuft zudem die Betriebsvereinbarung zur Aufstockung des Kurzarbeitergeldes aus. Ohne eine Nachfolgeregelung müsste die Lufthansa dann wieder das alte Gehalt ohne staatlichen Zuschuss zahlen. Ein Konzernsprecher zeigt sich optimistisch, dass bis dahin doch noch eine Lösung gefunden wird. DID



Ralph Ortowski / REUTERS

# Muster des Versagens

**Wirtschaftskriminalität** Der Skandal um Wirecard ist einzigartig in seinen schrillen Details.

Möglich wurde der Milliardenbetrug aber, weil es korrupte Manager in Deutschland schon lange viel zu leicht haben – und die Politik aus den Affären der Vergangenheit nichts gelernt hat.

**MANNESMANN**



Klaus Esser, Ex-Chef von Mannesmann, 2004

Josef Ackermann, Vorstandssprecher der Deutschen Bank, 2004

**SIEMENS**



Siemens-Manager Klaus Kleinfeld (l.), -Chef Heinrich von Pierer an der New Yorker Börse, 2001

**DEUTSCHE BANK**



Jürgen Fitschen, Anshu Jain, Co-Chefs der Deutschen Bank, 2012

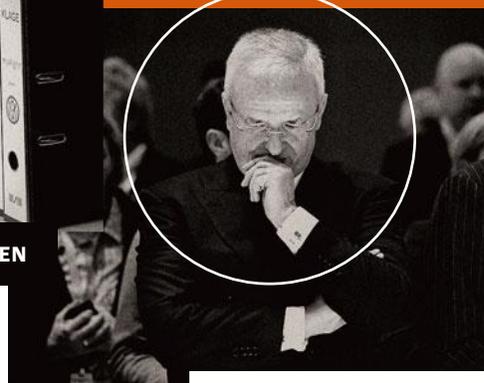


**WIRECARD**

Wirecard-Firmenzentrale in Aschheim



**VOLKSWAGEN**



Martin Winterkorn, VW-Chef, 2015

Fotos: Oliver Berg / dpa; Doug Kanter / AFP; Wolfgang Stahr / Jalif; Frank Hoermann / Sven Simon; Alexander Koerner / Getty Images; Peter Steffen / dpa

**J**ames Freis hat gerade den undankbarsten Job Deutschlands. Er ist der neue Boss von Wirecard. Die Aktie des Skandalkonzerns war einst fast 200 Euro wert – jetzt kostet sie nur noch 2 Euro. Am vergangenen Sonntagabend verschickte Freis das Foto eines Regenbogens. »Wir können die Vergangenheit nicht auslöschen, aber ein guter Regen kann helfen, die Dinge rein zu waschen«, schrieb er dazu.

Solche Glückskeksweisheiten werden Wirecard nicht mehr helfen. Aber auch der Finanz- und Wirtschaftsstandort Deutschland kann die Schuld nicht einfach abduschen und weitermachen wie bisher.

Der Fall Wirecard mag in mancher Hinsicht einzigartig sein. Ein Dax-Vorstand, der sich in Geheimdienstkreisen umtut, vom Aufbau einer Armee träumt und schließlich spektakulär flieht, wie es Jan Marsalek tat, der einstige starke Mann im Unternehmen, das ist schon eine besondere Nummer. Auch die enorme kriminelle Energie der mutmaßlichen Bande, ihre Gier und ihr Größenwahn – das alles sucht seinesgleichen. Und doch ist Wirecard kein Zufall. Deutschland ist nicht nur Opfer. Denn der Staat macht es Wirtschaftskriminellen schon lange viel zu leicht.

Große Skandale ziehen sich wie ein roter Faden durch die jüngere Geschichte deutscher Konzerne. Siemens, Mannesmann, Deutsche Bank, VW – und alle diese Affären gehen auf vergleichbare Missstände und Systemfehler zurück, die auch das Wirecard-Spektakel erst möglich gemacht haben. Deutschland, das sich in vielen Belangen selbst für ein Musterländle hält, ist international betrachtet eher eine Bananenrepublik, was den Kampf gegen diese Verbrechen angeht. Der Fall Wirecard hat etliche Vorbilder – es sind Muster des Versagens.

## 1. Die Laxheit der Aufsichtsräte

Der Aufsichtsrat von Wirecard war ein Witz. Arbeitnehmer, oft kritische Kontrolleure, saßen dort keine, nicht einmal, als das Unternehmen schon im Dax rangierte. Der Aufsichtsratsvorsitzende Wulf Matthias, 75, erwies sich als viel zu schwach, um ein Gegengewicht zu Firmenchef Markus Braun zu bilden. Stellvertreter Stefan Klestil, Sohn des früheren österreichischen Bundespräsidenten Thomas Klestil, soll vor allem dafür gesorgt haben, in Wien Türen zu öffnen. Kontrolle? Fehlanzeige.

**Woher kennt man das?** Von der 2006 aufgedeckten Korruptionsaffäre bei Siemens. Der Konzern hatte schwarze Kassen in Höhe von mehreren Hundert Millionen Euro angelegt; Schmiergeld für einflussrei-

che Personen und Behörden, die dem Konzern lukrative Aufträge sichern sollten.

Als die Strafverfolger ihre Abschlussberichte vorlegten, förderten sie auch zutage, dass hochrangige Zentralvorstände in das System involviert waren. Heinrich von Pierer war von seinem Chefposten praktischerweise direkt an die Spitze des Kontrollgremiums gewechselt. Er bestritt zwar, von alledem gewusst zu haben, eine Aufklärung der Straftaten unter seiner Ägide wäre aber kaum möglich gewesen. Die Angst vor kritischen Fragen ging so weit, dass Siemens eine arbeitgeberfreundliche Außenseitengewerkschaft finanzierte, um kritische Fragen zu vermeiden. Auch dafür fanden die Ermittler Belege.

**Was ist seitdem geschehen?** Die Gremien, die die Arbeit der Vorstände eigentlich kontrollieren sollen, werden in vielen Unternehmen nach wie vor mit wohlmeinenden Kollegen befreundeter Unternehmen oder mit Großkunden besetzt. Die alten Vorstandsvorsitzenden nehmen nach einer kurzen Abkühlphase inzwischen wie selbstverständlich wieder einen Platz im



Aufsichtsrat des von ihnen zuvor geleiteten Konzerns ein. Oft rücken sie direkt an die Spitze des Gremiums.

Dort können sie darüber wachen, dass ihre eigenen Verstöße und Gesetzesübertretungen aus der Vergangenheit unmerklich bleiben. Im Gegenzug drücken sie bei den amtierenden Vorständen schon mal mehr als ein Auge zu. Oft sei es ein Geben und Nehmen, ein System, das Transparenz und neues Denken verhindere, sagt Christian Strenger, Wirtschaftswissenschaftler und Ex-Manager der Deutschen Bank.

Experten wie er fordern seit Jahren, dass dieses System durchbrochen wird, indem Aufsichtsräte satzungsgemäß etwa alle drei Jahre ausgetauscht werden. Doch damit können sie sich gegen das Establishment in Konzernen und Banken nicht durchsetzen.

Wirecard hatte lange Zeit weder einen Prüfungsausschuss, der die Rechnungslegung und die Arbeit der Wirtschaftsprüfer überwacht hätte, noch eine annähernd angemessene Compliance-Abteilung, die sichergestellt hätte, dass sich Management und Mitarbeiter an Gesetze und Regeln halten. Erst Anfang 2020 ließ der Aufsichtsrat von der Wirtschaftsprüfungsgesellschaft PwC ein Gutachten erstellen, wie eine wirksame Compliance-Organisation auszusehen hätte. Wirecard schrieb Dutzende Stellen aus, aber umgesetzt wurde nichts mehr – auch weil die Unternehmensführung mit schlechtem Beispiel voranging.

## 2. Die unrühmliche Rolle der Wirtschaftsprüfer

Das Unternehmen EY prüfte die Wirecard-Bilanzen seit 2009. Bis einschließlich 2018 erteilten die Mitarbeiter des weltweit drittgrößten Wirtschaftsprüfers dem Konzern aus Aschheim ein uneingeschränktes Testat, obwohl von 2008 an Medien und kritische Investoren immer wieder auf möglichen Bilanzbetrug hingewiesen hatten. Noch im Frühling 2020 hielt EY Bankbestätigungen über 1,9 Milliarden Euro Guthaben auf Treuhandkonten für echt. Dabei verfügten die philippinischen Banken, auf denen dieses Wirecard-Geld angeblich liegen sollte, nicht über entsprechend hohe Eurobestände, wie Brauns Nachfolger Freis ohne Probleme binnen 48 Stunden feststellte. Die Kontoauszüge waren gefälscht.

**Woher kennt man das?** Aus dem Mannesmann-Verfahren, das im Jahr 2003 in Düsseldorf seinen Anfang nahm. Der Mobilfunkpionier Mannesmann (D2) war in einer Übernahmeschlacht vom britischen Kontrahenten Vodafone geschluckt worden. Kurze Zeit später kam heraus, dass das Präsidium des Aufsichtsrats (darunter der damalige Deutsche-Bank-Chef Josef Ackermann und der IG-Metall-Vorsitzende Klaus Zwickel) Prämien und Abfindungen von insgesamt 57 Millionen Euro an Pensionäre, Aufsichtsratsmitglieder und den Ex-Mannesmann-Chef Klaus Esser ausgeschüttet hatte – auf Wunsch des am meisten von der Übernahme profitierenden Vodafone-Großaktionärs Hutchison Whampoa.

Die Beschuldigten beriefen sich darauf, dass sie von Wirtschaftsprüfern der KPMG beraten wurden. Die hatten die Zahlung zwar zunächst als aktienrechtlich unzulässig bemängelt und sogar das Testat verweigern wollen. Doch dann wurden Formulierungen gefunden, die die KPMG schließlich auch vor Gericht akzeptierte.

Auch in der Siemens-Affäre gab es mehrere Hinweise darauf, dass die Wirtschafts-

prüfer von dubiosen Zahlungen und fragwürdigen Abrechnungen wussten. Es gab allerdings nie einen Beweis.

**Was ist seitdem geschehen?** Experten forderten schon damals, Beratungsleistungen und Prüfung der Bücher strikt voneinander zu trennen. Außerdem forderten sie, Prüfungsgesellschaften in regelmäßigen Abständen auszuwechseln, damit sie nicht in zu große Nähe oder wirtschaftliche Abhängigkeit von einem Konzern geraten. Geschehen ist wenig. Nach wie vor bestimmen die vier großen Player KPMG, Deloitte, PwC und EY den deutschen Markt.

Im Fall Wirecard beruft sich EY darauf, dass gegen Betrug eben kein Kraut gewachsen sei. »Das ist Unsinn«, sagt Michael Gschrei, geschäftsführender Vorstand des Verbands für mittelständische Wirtschaftsprüfung. Wegen seiner gesetzlichen Pflicht zur kritischen Grundhaltung müsse der Abschlussprüfer die Möglichkeit falscher Angaben aufgrund von Betrug immer in Betracht ziehen. Bei konkreten Anhaltspunkten müsse er den Aufsichtsrat informieren, um weitere Maßnahmen, etwa eine forensische Prüfung, zu besprechen. »Anhaltspunkte gab es ja bei Wirecard genug.« Gegen EY-Mitarbeiter liegen nun Strafanzeigen bei der Staatsanwaltschaft München vor, mehrere Investoren haben Schadensersatzklagen eingereicht.

### 3.

#### Die Ohnmacht der Staatsanwälte

Die Münchner Fahnder hatten bereits 2008 Hinweise vorliegen, dass Wirecard Firmen überteuert aufkaufte und dafür zu hohe Werte in der Bilanz ansetzte. Beraterfirmen und Wirtschaftsprüfer erteilten den fragwürdigen Zukäufen immer wieder ihren Segen mit teils windigen Gutachten. Die Staatsanwaltschaft ermittelte 2008, 2016 und 2019 – allerdings vor allem gegen die Kritiker und Hinweisgeber.

Als 2019 ein Whistleblower Kreislaufgeschäfte und Luftbuchungen bei Wirecard in Singapur offenlegte und die »Financial Times« auf eine Mitwisserschaft in der Zentrale in Aschheim hinwies, zog sich die Staatsanwaltschaft darauf zurück, sie könne nur einschreiten, wenn es einen Anfangsverdacht gegen einen in Deutschland beschäftigten Mitarbeiter gebe oder auf hier begangene Straftaten. Stattdessen ging sie wegen angeblicher Marktmanipulation gegen Journalisten der »Financial Times« vor. Ausgangspunkt war eine Anzeige der Finanzaufsicht BaFin.

**Woher kennt man das?** Etwa von der Telekom. Die Bonner Staatsanwaltschaft streckte Ermittlungsverfahren wegen Bilanzmanipulation ergebnislos über viele Jahre und ging auch in der Bespitzelungs-

#### SIEMENS

Die Schmiergeldaffäre 2006 kostete den Konzern an Strafen und Anwaltshonoraren:

2,9  
Mrd. €

#### MANNESMANN

Der Aufsichtsrat hatte nach der 180-Milliarden-Euro-Übernahme des Konzerns durch Vodafone im Jahr 2000 Managern Prämien in Höhe von 57 Mio. Euro zukommen lassen.

Das **Verfahren wegen Untreue bzw. Beihilfe zur Untreue** u. a. gegen das damalige Aufsichtsratsmitglied Josef Ackermann und Vorstandschef Klaus Esser wurde Ende 2005 gegen eine Zahlung von insgesamt

5,8 Mio. € eingestellt.

#### DEUTSCHE BANK

Wertverlust  
seit Anfang 2007:  
36 Mrd. €

Straf- und  
Vergleichs-  
zahlungen  
seit Beginn der  
Finanzkrise:

18  
Mrd. €

#### VOLKSWAGEN

Wertverlust seit Mitte September 2015, als der Dieselskandal bekannt wurde:  
6,5 Mrd. Euro

Schadensersatz-  
und  
Strafzahlungen:  
bislang mehr als

30  
Mrd. €

affäre gegen Journalisten im Jahr 2008 nur sehr zurückhaltend gegen Vorstand und Aufsichtsrat vor.

Oder vom Dieselskandal. In Stuttgart sind die Ermittlungsergebnisse der Staatsanwaltschaft bei Bosch und Daimler bislang eher spärlich, trotz millionenfacher Rückrufe von Dieselfahrzeugen mit Bosch-Software und falschen Herstellerangaben.

Auch in Wolfsburg mussten die Ermittler einen Anstoß erhalten. Dort waren es – wie so oft – Erkenntnisse aus dem Ausland, an denen die deutschen Aufklärer nicht mehr vorbeikamen. Die amerikanischen Justiz- und Umweltbehörden hatten VW-Managern zuvor unter Androhung von Haft weitreichende Geständnisse abgerungen. Hinweise hatte es auch in Deutschland gegeben.

Erst als der VW-Konzern die Straftaten in den USA zugegeben hatte und die US-Ermittler ihre deutschen Kollegen um Hilfe baten, wurden die Braunschweiger Staatsanwälte tätig und durchsuchten im Oktober 2015 die VW-Konzernzentrale. Offenbar ließen sie sich dennoch von der Übermacht der VW-Juristen einschüchtern. Dort hatte man nicht nur die Megakanzlei Freshfields und einen Großteil der besten Strafverteidiger Deutschlands für Vorstände und Manager zusammengetrommelt. Im Hintergrund werkelt seit Wochen auch die von VW beauftragte und bezahlte US-Kanzlei Jones Day an einer internen Aufarbeitung des Betrugs, führte Verhöre, sichtete Akten und Protokolle. Und während sich die Staatsanwaltschaft durch die von ihr beschlagnahmten schwer verständlichen Technikprotokolle quälte, hielt VW die Ergebnisse der eigenen Aufarbeitung zurück und behinderte so die Aufklärung des Falles.

VW zog sogar bis vor das Bundesverfassungsgericht, um den Strafverfolger die Verwertung der Dokumente zu untersagen. Die Klage wurde abgewiesen. Allerdings waren bis dahin Monate vergangen, in denen sich VW vorbereiten konnte. Für Staatsanwälte und geschädigte Kunden ging wertvolle Zeit verloren.

**Was ist seitdem geschehen?** Einheitliche Regeln, wann und wie Strafverfolger und Aufsichtsbehörden Hinweisen auf Betrug oder anderen Straftaten nachgehen, gibt es bis heute nicht. Faktisch gilt in Deutschland das sogenannte Opportunitätsprinzip. Das bedeutet, dass Staatsanwaltschaften einen breiten Ermessensspielraum haben, ob sie einem Hinweis, einer Anzeige oder einem Verdacht nachgehen. Oder ob sie die Sache auf sich beruhen lassen.

Da für große Unternehmen in aller Regel die Staatsanwaltschaften vor Ort zuständig sind, gibt es oft ein über Jahre eingespieltes Vertrauens- oder Arbeitsverhältnis zwischen Konzernjuristen und Ermitt-

lern. Nicht selten gewinnt man den Eindruck, dass es zwischen ihnen, den Kommunen und der Landespolitik sogar ein stillschweigendes Einverständnis gibt, anässige Konzerne nicht allzu hart und nicht zu früh anzupacken, um den wirtschaftlichen Schaden zu minimieren.

Ausreden gibt es schließlich immer. Selbst die Finanzaufseher der BaFin haben für ihre Versäumnisse eine schöne Erklärung parat: Wirecard sei nun einmal als Technologiekonzern eingestuft und nicht als Bank, man könne daher nur die kleine Banktochter prüfen, habe aber keinen Durchgriff auf das eigentliche Geschäft.

#### 4.

### Die Macht krimineller Banden

Der Betrug bei Wirecard war nicht das Werk von zwei, drei hochkriminellen Einzeltätern. Die Ermittler gehen von »gewerbsmäßigem Bandenbetrug« aus, was bedeutet: Viele Leute mischten mit, machten mit oder wussten Bescheid. Und niemand muckte auf; die Maximierung des Gewinns schien wichtiger als Kontrolle. Eine ganze Riege von Leuten fand offenbar nichts dabei, Zahlen zu frisieren, Kreditgeber zu betrügen und zu manipulieren, was es zu manipulieren gab.

**Woher kennt man das?** In mancher Hinsicht von der Deutschen Bank. Mehr als sechs Milliarden Euro Gewinn erzielte der Bankkonzern 2006 und im folgenden Jahr noch einmal. Doch mit welcher Art von Geschäften Investmentbanker unter dem damaligen Boss Josef Ackermann die Traumrenditen erwirtschaftet hatten, zeigte sich erst in der Finanzkrise von 2008 und in den Jahren danach. Die Bank wurde mit Klagen, Prozessen, Strafen und Bußgeldern überzogen – weil Mitarbeiter Zinsen und Wechselkurse manipuliert hatten, weil sie krumme Geschäfte mit faulen Hypotheken in den USA machten, weil sie in Russland halfen, Rubel im Gegenwert von zehn Milliarden Dollar zu waschen, weil sie sich am Steuerbetrug im Handel mit CO<sub>2</sub>-Zertifikaten beteiligten und vieles mehr.

Auch hier ging – ähnlich wie bei Wirecard – offenbar systematisch Gewinn vor Kontrolle. Ackermann hatte den Vorstand von neun auf vier Mitglieder verkleinert. Das eigentliche Geschäft wurde fortan von den Mitgliedern des Group Executive Committee (GEC) geführt. Und da saßen die »Regenmacher«, die Investmentbanker um Anshu Jain, die für den Löwenanteil der Gewinne sorgten. Der Aufsichtsrat – besetzt vor allem mit Industriemanager, denen die Sitten und Gebräuche im Wertpapierhandel fremd waren – hatte auf das GEC keinen direkten Zugriff, das Aktienrecht erlaubt ihm nur die Kontrolle des

Vorstands, und der ließ Jain gewähren, damit die Rendite stimmte.

Ausgerechnet Jain wurde schließlich Nachfolger von Ackermann und selbst Chef der Bank. Aufsichtsratsboss Paul Achleitner – mit Jain ins Amt gekommen – ließ die Affäre um die Manipulation des für viele Finanzgeschäfte so wichtigen Libor-Zinses und die Verantwortung der Führungsriege 2012 in einem sogenannten Senior Management Review (SMR) untersuchen. Er beauftragte ausgerechnet den damaligen Chefjuristen, also ein Mitglied ebenjener Führungsriege, mit der Prüfung. Flankiert, natürlich, von externen Anwaltskanzleien.

**Was ist seitdem geschehen?** Immerhin in Sachen Libor hatte die BaFin in Person der damals zuständigen Bankenaufseherin Frauke Menke eine ihrer seltenen Sternstunden, als sie Achleitner in einer Art blauem Brief attestierte, dass »die Unabhängigkeit der Untersuchung nicht gegeben« gewesen sei. Stattdessen sei von Anfang an das Ziel gewesen »zu bestätigen, dass das Senior Management in die mut-



Börsi / Bloomberg / Getty Images; Jeon / EPA-EFE / Shutterstock

maßlichen Manipulationen nicht involviert war und auch keine Kenntnis darüber hatte«. Die Bank wies das zurück.

Juristisch zur Rechenschaft gezogen wurde für die Libor-Affäre wie auch für all die anderen Skandale bei der Deutschen Bank niemand aus der Führungsriege, lediglich einige wenige Wertpapierhändler. Hinter den Kulissen drängte die BaFin erfolgreich auf die Ablösung Jains und weiterer Vorstände, warum genau, blieb ungeklärt. Hohe Strafen verhängten andere Behörden, vor allem in den USA und Großbritannien.

#### 5.

### Der Fehler im System

Viele dieser Skandale wären möglicherweise zu vermeiden gewesen, zumindest in ihrem Ausmaß, wenn der deutsche Ge-

setzgeber sich dazu durchgerungen hätte, ein seit Jahren gefordertes Strafrecht für Unternehmen zu schaffen. Staatsanwälte müssen heute die persönliche Schuld einer einzelnen Person nachweisen, damit es zu strafrechtlichen Konsequenzen kommt. Ein Unternehmen kann nur bedingt belangt werden. Da gilt das Ordnungswidrigkeitenrecht mit einer Bußgeldobergrenze von zehn Millionen Euro.

Gäbe es ein Unternehmensstrafrecht, könnten Unternehmen zur Verantwortung gezogen werden, wenn mit ihrer Billigung betrogen würde. Die Sanktionsmöglichkeiten könnten von hohen Geldstrafen, die am Gewinn oder Umsatz ausgerichtet werden, bis zur Auflösung solcher krimineller Organisationen reichen.

Auch die Frage, wann Ermittlungen einzuleiten sind, wäre geklärt. Strafverfolger und Aufsichtsbehörden hätten durch Einführung des Legalitätsprinzips keinen so großen Spielraum mehr in der Frage, ob sie bei Hinweisen auf Straftaten ermitteln. Sie müssten Verfahren einleiten. Und sie könnten Unternehmen zur internen Aufarbeitung mit Anwaltskanzleien unter ihrer Aufsicht veranlassen. Im Fall Wirecard wären auf diesem Weg möglicherweise schon im Jahr 2008 weitere Straftaten verhindert worden. Auf der Basis der verfügbaren Informationen und Hinweise hätten wohl Ermittlungen aufgenommen werden müssen.

Entwürfe zu einem solchen Gesetz liegen von Juristen und der SPD seit Jahren vor. Doch der Widerstand der Wirtschaft, der Prüfungsgesellschaften und großer Teile der CDU war stets groß.

Immerhin wurde im Koalitionsvertrag zwischen SPD und Union vereinbart, ein solches Recht einzuführen. Doch der vor ein paar Wochen von Bundesjustizministerin Christine Lambrecht (SPD) durch das Kabinett geboxte Entwurf ist weichgespült. Das Gesetz heißt nun nicht mehr »Gesetz zur Bekämpfung der Unternehmenskriminalität«, sondern »Gesetz zur Stärkung der Integrität in der Wirtschaft«.

Wichtige Passagen wie die ursprünglich vorgesehene Auflösung besonders krimineller Unternehmen wurden gestrichen. Am Ende könnte es nicht mal die Lightversion durch Bundestag und Bundesrat schaffen. Teile des starken CDU-Wirtschaftsflügels etwa lehnen eine Verschärfung ab, weil damit zu viel Bürokratie verbunden sei und mittelständische Unternehmen in ihrer Existenz gefährdet sein könnten. Wirtschaftskanzleien und BDI haben weiteren Protest angekündigt.

Vielleicht sind ihre Chancen, sich auch diesmal wieder durchzusetzen, mit Wirecard ja ein wenig kleiner geworden.

Markus Brauck, Frank Dohmen,  
Martin Hesse

**Der neue starke Staat (III):** In der Coronakrise lenkt die Regierung die Wirtschaft. Der Staat verteilt Zuschüsse, bürgt für Kredite, er beteiligt sich an Firmen. Die Strategie ist teuer und



heikel. Wann wird aus dem Retter ein Vormund? Und wo gefährdet öffentlicher Einfluss den Wettbewerb? Eine SPIEGEL-Serie über das riskante Abenteuer für Staat und Markt.

# »Zu viel des Guten«

**Wettbewerb** Der Staat wird in der Pandemie zu mächtig, erklärt der Ökonom und Chef der Monopolkommission Achim Wambach. Und warnt vor kurzfristigem Nationalismus.

*Wambach, 52, leitet das ZEW-Leibniz-Zentrum für Europäische Wirtschaftsforschung in Mannheim und ist seit 2016 Vorsitzender der Monopolkommission.*

**SPIEGEL:** Herr Professor Wambach, in der Coronakrise greifen die Regierungen in beispielloser Weise in die Wirtschaft ein: Sie schränken die Geschäfte ein, vergeben Kredite und beteiligen sich an schlingernen Unternehmen. Führt uns die Pandemie in die Staatswirtschaft?

**Wambach:** Die Regierung muss in einer solch einmaligen Krise handeln. Das ist unstrittig. Ich fürchte jedoch, dass die Eingriffe zum Dauerzustand werden. So wie bei der Commerzbank, wo der Staat noch immer beteiligt ist, obwohl vor über zehn Jahren eine kurzfristige Hilfe angekündigt war.

**SPIEGEL:** Anders als während der Finanzkrise kommen dem Staat in der Pandemie eben viele neue Aufgaben zu.

**Wambach:** Das stimmt, aber zugleich gerät er in Versuchung, zu viel des Guten zu tun. Wer ohnehin davon überzeugt ist, dass der Staat die Firmen stärker schützen und Großunternehmen für den weltweiten Wettbewerb formen müsse...

**SPIEGEL:** ...so wie es Bundeswirtschaftsminister Peter Altmaier in seiner Industriestrategie ausgeführt hat...

**Wambach:** ...der bekommt jetzt Auftrieb. Daraus erwächst zugleich eine Gefahr. Die Vorteile von Globalisierung und Güterhandel geraten aus dem Blick. Deshalb ist es richtig, dass die EU-Kommission Staatsbeteiligungen in der Krise nur erlauben will, wenn die Regierung einen schlüssigen Ausstiegsplan vorlegt.

**SPIEGEL:** Der größte Beteiligungsfall in Deutschland ist bislang die Lufthansa, bei der die Regierung mit 20 Prozent einsteigt. Was halten Sie davon?

**Wambach:** Unter den gegenwärtigen Bedingungen ist das Paket sinnvoll, aber nicht ausreichend. Der Staat unterstützt den Platzhirsch, Konkurrenten wie Ryanair oder Easyjet bekommen kein Geld. Die Lufthansa muss zum Ausgleich Start- und Landrechte abgeben. Das ist zu wenig,



Heinrich Kleist / Tagesspiegel / imago images

**Wissenschaftler Wambach**

»Europa sollte nicht alles allein machen«

um den schwachen Wettbewerb im deutschen Flugverkehr zu beleben. Die EU-Kommission sollte die Gelegenheit für Reformen nutzen.

**SPIEGEL:** Was schlagen Sie vor?

**Wambach:** Die intransparente Art und Weise, wie die Staaten heute an den Flughäfen Start- und Landrechte vergeben, schafft künstliche Monopole zulasten der Kunden. Besser wäre es, zumindest einen Teil der Slots zu versteigern; dann hätten die Airlines annähernd gleiche Bedingungen im Wettbewerb.

**SPIEGEL:** Die Rettung der Lufthansa kostet rund neun Milliarden Euro. Viele verlangen, dass sich der Staat nun stärker strategisch in die Geschäfte einmischen sollte.

**Wambach:** Das halte ich für falsch. Die Krise im weltweiten Flugverkehr wird vermutlich noch länger anhalten, und die Lufthansa wird noch viele Arbeitsplätze streichen müssen. Dem Staat fällt es naturgemäß schwer, an solch unpopulären Maßnahmen mitzuwirken. Deshalb muss die Regierung das operative Geschäft den Managern überlassen. Viel wichtiger ist: Der Staat benötigt für seine Beteiligungen eine klare Ausstiegsstrategie.

**SPIEGEL:** Was schwebt Ihnen vor?

**»Die Anteile des Staats werden oft viel zu lange gehalten.«**

**Wambach:** Die Regierung sollte eine unabhängige Exit-Kommission einsetzen, die Vorschläge macht, wann und wie der Staat seine Anteile wieder loswird. Heute werden sie oft viel zu lange gehalten, weil die Regierung sie nicht mit Verlust abstoßen will. Dabei ist ein möglichst schneller Verkauf besser, auch wenn das den Bundesetat belastet. Da kann das Votum eines Expertenrats hilfreich sein.

**SPIEGEL:** Die Krise hat gezeigt, dass Europa bei wichtigen Gesundheitsgütern von China abhängig ist. Die EU-Staaten wollen deshalb wichtige Produktionszweige zurückholen. Ist das der richtige Weg?

**Wambach:** Gegenfrage: Welches Land verursachte in der Pandemie die größten Lieferprobleme für die deutsche Industrie?

**SPIEGEL:** China?

**Wambach:** Nein, Italien. Das Land stand wegen seiner hohen Fallzahlen noch unter Quarantäne, als in China schon längst wieder produziert wurde. Das Beispiel zeigt, dass es mitunter wenig bringt, Produktionen in der Heimat oder in grenznahen Regionen anzusiedeln. Hätten wir die Produktion von Schutzmasken nach Norditalien geholt, wären unsere Probleme noch größer gewesen. Die Antwort auf die Herausforderungen der Coronakrise lautet nicht Europäisierung, sondern Diversifizierung.

**SPIEGEL:** Das müssen Sie erklären.

**Wambach:** Die EU sollte für wichtige Güter Produzenten in möglichst unterschiedlichen Weltregionen suchen, in Asien, Europa, Südamerika. So gibt es Alternativen, wenn in einer Region eine Seuche wütet.

**SPIEGEL:** Es geht aber auch um Know-how. Bei vielen Medikamenten besitzt Europa oft nicht mal mehr die Fertigungstechnik. Muss die Herstellung nicht schon deshalb zurückgeholt werden?

**Wambach:** Nein. Deutschland ist stark bei hoch innovativen Medikamenten, China eher bei Nachahmerprodukten. Beide profitieren, wenn sich jeder auf seine Stärken konzentriert. Fortschritt wird durch Spezialisierung erzeugt, nicht durch den Versuch, alles selbst machen zu wollen.

**SPIEGEL:** Es sei denn, es geht um den Corona-Impfstoff, so sieht es jedenfalls Wirt-

schaftsminister Altmaier. Er hat entschieden, dass sich der Bund für 300 Millionen Euro bei der Biotechnikfirma Curevac einkauft, die an einem Corona-Schutz forscht. War das richtig?

**Wambach:** Wenn der Wirtschaftsminister besondere Gründe für den Kauf hatte, sollte er sie mitteilen. Ich kann sie nicht erkennen. Es gibt einige deutsche Firmen, die an ähnlichen Produkten arbeiten. Warum steigt der Bund gerade bei diesem Unternehmen ein?

**SPIEGEL:** Weil offenbar die Gefahr bestand, dass die Firma aus den USA aufgekauft wird, um sich ein Exklusivrecht für den Impfstoff zu sichern.

**Wambach:** In der ganzen Welt suchen Firmen fieberhaft nach einem Impfstoff. Wie er verteilt wird, muss durch kluge internationale Absprachen und Verträge geklärt werden. Das Problem lässt sich nicht lösen, indem man eine Firma kauft. Außerdem ist es kein schönes Signal für die Unternehmer im Land.

**SPIEGEL:** Wie meinen Sie das?

**Wambach:** Viele Start-up-Gründer setzen darauf, dass sie ihre Firma später für viel Geld ins Ausland verkaufen können. Nun müssen sie damit rechnen, dass der Wirtschaftsminister ihnen das aus politischen Gründen verwehrt. Was ist die Folge? Viele Gründer könnten noch schneller ins Silicon Valley abwandern – und Deutschland hätte dann nicht mehr innovative Erfolgsunternehmer, sondern weniger.

**SPIEGEL:** Altmaier will aber gerade deshalb einsteigen, weil Curevac ein so zukunftsträchtiges Unternehmen ist.

**Wambach:** Mein Institut sitzt in Baden-Württemberg. Dort könnte ich dem Minister bei Bedarf mindestens 30 weitere Unternehmen nennen, die ebenfalls zukunftsträchtig sind und einen Platz auf seiner Merkliste verdient hätten. In Mainz gibt es zudem einen direkten Curevac-Wettbewerber. Warum steigt der Staat nicht auch dort ein?

**SPIEGEL:** Altmaier würde wahrscheinlich antworten, dass der Erwerb nicht im deutschen Interesse liege.

**Wambach:** Mir bereitet diese nationale Welle in der Wirtschaftspolitik Sorgen. Ich sehe große Vorteile in Weltoffenheit, grenzüberschreitenden Investitionen und globalem Handel. Wenn ein chinesisches Unternehmen in Deutschland einsteigt, erhält die Partnerfirma auf einen Schlag Zugang zu einem der größten Märkte der Welt. Beteiligt sich ein US-Unternehmen, öffnen sich Finanzierungsmöglichkeiten, die in Europa fehlen. Die Chancen einer Auslandsbeteiligung sind fast immer größer als die Risiken. Doch der Wirtschaftsnationalismus, der inzwischen in aller Welt auf dem Vormarsch ist, will das nicht sehen.

**SPIEGEL:** Gilt das auch für Europa?

**Wambach:** Natürlich. Es war ein Fehler, dass viele Mitgliedstaaten der EU gleich zu Beginn der Pandemie ihre Grenzen geschlossen haben, anstatt auf europäische Zusammenarbeit zu setzen.

**SPIEGEL:** Das hat sich ja geändert, seit sich die EU auf einen milliarden schweren Wiederaufbau einigt hat.

**Wambach:** Dass sich die EU zusammengekauft hat, ist gut. Aber auch Europa soll-

te nicht alles allein machen. Warum arbeiten wir nicht mit den USA zusammen oder mit China, wenn wir durch den Austausch profitieren?

**SPIEGEL:** Weil das eben nicht immer der Fall ist. Zudem droht Europa, zwischen den beiden Supermächten USA und China zerrieben zu werden. Deshalb wollen manche Politiker lieber europäische Industrie-Champions schaffen und die strikte europäische Wettbewerbs- und Beihilfekontrolle lockern. Was halten Sie davon?

**Wambach:** Wenig. Die Antwort der EU auf die staatlich gestützten Industrieriesen Chinas sollte nicht darin bestehen, staatlich gestützte Industrieriesen in Europa zu schaffen. Stattdessen sollte die EU für gleiche Wettbewerbsbedingungen kämpfen. Das heißt: Wer auf den europäischen Markt will, muss sich derselben Beihilfekontrolle unterwerfen, die im Binnenmarkt gilt. Das empfiehlt die Monopolkommission, und auf dieses Prinzip setzt auch Brüssel.

**SPIEGEL:** Gerade hat der größte chinesische Bahnkonzern CRRC den deutschen Lokproduzenten Vossloh übernommen. Geschieht jetzt nicht genau das, wovor die Kritiker dieses Wettbewerbsprinzips immer gewarnt haben?

**Wambach:** Das Bundeskartellamt hat sich den Fall angeschaut. Es hat überprüft, ob hinter dem Deal politische Motive stecken. Das ist schon deshalb nicht der Fall, weil Vossloh lediglich Dieselloks produziert – und damit keine Konkurrenz für die europäische Bahnindustrie darstellt.

**SPIEGEL:** Heute nicht, aber vielleicht in einigen Jahren.

**Wambach:** Es macht keinen Sinn, auf bloßen Verdacht in Europa Monopole zu errichten. Die Zeche müssten Europas Bahnkunden begleichen, über höhere Fahrpreise. Deshalb stoßen solche Konzepte auf den Widerstand vieler EU-Länder, und das ist richtig.

**SPIEGEL:** Ist diese Betonung des Wettbewerbsprinzips nicht eine typisch deutsche Marotte?

**Wambach:** Nein. Der europäische Binnenmarkt ist erfolgreich, weil er auf klaren Wettbewerbsregeln basiert. Europa hat begonnen, die großen amerikanischen Internetplattformen wie Google oder Facebook zu regulieren, daran orientieren sich inzwischen sogar die US-Behörden. China hat die deutsche Wettbewerbskontrolle kopiert, auch deshalb wächst die Produktivität in der dortigen Privatwirtschaft schneller als in den Staatskonzernen. Das hat selbst die Führung in Peking erkannt.

**SPIEGEL:** Und das heißt?

**Wambach:** Wenn wir die europäischen Wettbewerbsregeln nicht hätten, müssten wir sie erfinden. Interview: Michael Sauga



# Deutschlands wichtigste Zahl

**Statistik** An jedem Monatsende wird in Nürnberg ein bis dahin streng gehütetes Geheimnis gelüftet – die Arbeitslosenzahl. Selbst der zuständige Minister erfährt sie erst am Abend zuvor. Wie sie zustande kommt und was sie über die Unberechenbarkeit der Pandemie sagt.

Arbeitsagentur-Vorstand Terzenbach



## Zweimillionenneunhundert-zehntausend

Das ist die Zahl, um die es geht. Daniel Terzenbach wird sie in 48 Stunden verkünden. Bislang kennt er sie nicht einmal selbst. Terzenbach ist Vorstand der Bundesagentur für Arbeit. Am Donnerstagvormittag, pünktlich um zehn Uhr, wird er im Presseraum im ersten Stock der Nürnberger Zentrale sitzen, nur wenige Meter von seinem Büro entfernt.

Gemeinsam mit seiner Kollegin Christiane Schönefeld wird er die Zahl verkünden, er wird sie erklären. Er wird mit dem Satz beginnen: »Der Arbeitsmarkt steht wegen der Corona-Pandemie nach wie vor

unter Druck, auch wenn sich die deutsche Wirtschaft auf Erholungskurs befindet.« Spröde Sätze. Denn eigentlich geht es ja um Existenzen, um Schicksale.

48 Stunden vor der Verkündung, am Dienstagmorgen dieser Woche, ist die Zahl noch eines der am besten gehüteten Geheimnisse der Republik.

Keiner in der Regierung kennt sie. Weder die Kanzlerin noch Arbeitsminister Hubertus Heil.

Kaum eine andere Zahl ist von vergleichbarem politischen Gewicht. Mitte der Sechzigerjahre verlor die Union wegen steigender Arbeitslosigkeit die Macht. In den USA hängt davon die Wiederwahl Donald Trumps ab.

Die wenigen Menschen, die vor der Kanzlerin, vor dem Minister, vor allen die Zahl kennen, sitzen in der sechsten Etage im Gebäudeteil II der Bundesagentur, im Bereich »Statistik/Arbeitsmarktberichterstattung«. Der Flur ist lang und schmal.

In den vergangenen zwei Wochen haben sie hier Millionen Datensätze kontrolliert und analysiert. Ihr Entwurf des Arbeitsmarktberichts für den Juli ist fertig. Es gibt acht Exemplare auf acht Schreibmaschinen. Zwei Tage lang wird es nun darum gehen, die Statistik abzustimmen und zu bewerten. Die Analyse so in Worte einzubetten, dass sie zeigen, in welchem Zustand der deutsche Arbeitsmarkt ist,

mitten in der größten Wirtschaftskrise seit Bestehen der Republik.

Zweimillionenneunhundertzehntausend. Auf den ersten Blick ist das eine überraschende Zahl. Nur knapp vier Monate nach dem Lockdown spiegelt sie eine Normalisierung wider, so als sei das Virus halb so schlimm.

War es das schon mit der Katastrophe?

Tatsächlich erzählen die Zahlen auch eine andere Geschichte. Darüber, wie unberechenbar die Coronakrise ist und wie schwer es fällt, Prognosen zu treffen.

**Für Andreas Ernst** (Name geändert) lief zunächst alles nach Plan: Nach seinem Studium fand der Wirtschaftsingenieur direkt eine Arbeitsstelle. Er zog im Herbst 2018 für einen Job im Marketing nach München und arbeitete für ein chinesisches Unternehmen, das dort einen neuen Standort eröffnet hatte. Sein Vertrag war unbefristet. »Die Perspektive sah gut aus«, sagt er.

Dann änderte das Unternehmen die Strategie; andere Länder wurden wichtiger. Ernst erhielt seine Kündigung; die Frist lag bei nur einem Monat.

Er musste sich umgehend arbeitssuchend melden – in Corona-Zeiten online, nicht mehr persönlich. Am 1. Juni war er offiziell arbeitslos, da wohnte er schon nicht mehr in München. Er war zurück in seine Heimatstadt Freiburg gezogen.

Ernst führt bereits Gespräche mit einem interessierten Unternehmen, die Arbeitslosigkeit sei für ihn »kein großes Problem«.

In den Zweimillionenneunhundertzehntausend taucht Ernst in diesem Monat zum zweiten Mal auf. Die Statistik vermisst ihn mit ihren Parametern. Er ist einer von 1619 Akademikern, die im Juli in Freiburg arbeitslos gemeldet waren, er gehört zu den 63 776 jungen Menschen unter 30 Jahren in der Arbeitslosenstatistik von Baden-Württemberg und bundesweit zu den 1 634 377 Männern unter den knapp drei Millionen Arbeitslosen.

Auf seinem Weg von der Arbeitsagentur in Freiburg zur Zentrale in Nürnberg hat er seine Identität verloren. Aus dem Menschen Andreas Ernst wird eine »Einheitliche Statistische Person« mit einer eigenen ESP-ID. Ein anonymes Avatar, den die Statistiker auch noch in Jahren auf seinem weiteren Werdegang verfolgen können, ohne eine Verbindung zur realen Person Andreas Ernst herstellen zu können. Niemand außerhalb der Arbeitsagentur in Freiburg soll seine Daten mit ihm



### Tabelle, Analytiker Hartmann

Der Absturz der Minijobs ist im Mai vorläufig gestoppt

verbinden können. Die Blackbox ist ein streng gehütetes Geheimnis, denn die Behörde weiß viel über jeden ihrer Kunden.

In der Zentrale in Nürnberg existiert der Mensch in 80 Dimensionen. Es fließt etwa ein: das Geburtsdatum, der Wohnort, die Schulbildung, der Berufsabschluss und ob ein Migrationshintergrund vorhanden ist oder nicht.

Am 13. Juli um Mitternacht kam der Avatar von Andreas Ernst in Nürnberg an, und Matthias Gehricke hat ihn in Empfang genommen. Die Arbeit an den Arbeitsmarktzahlen beginnt immer etwa zwei Wochen vor ihrer Veröffentlichung, mit einem Zähltag in der Mitte des Monats. Welcher Tag es genau ist, legt Gehricke für zwei Jahre im Voraus fest. Klingt kleinlich, ist aber erheblich.

Schon die Wahl des Zähltags kann das Ergebnis stark verändern. Die monatliche Arbeitslosenzahl spiegelt vor, dass sie eine feste Größe sei. Doch sie wechselt täglich. An jedem Tag melden die Arbeitsagenturen Tausende Menschen, die arbeitslos werden, an die Rechner der Bundesagentur. Und jeden Tag treten Tausende Menschen eine neue Stelle an.

Wahrscheinlich war niemals eine Arbeitslosenzahl falscher als die für den März dieses Jahres. Der Zähltag lag wenige Tage vor dem Lockdown, die Zahl gab die heile Welt der Zeit vor Corona wieder. Zugleich war es ein großer Glücksfall, weil die Statistiken von da an exakt die Corona-Effekte wiedergeben.

»Jeder Tag und jeder Monat hat seine eigene Charakteristik«, sagt Gehricke. Der Montag ist anders als der Freitag, gut ist ein Mittwoch. Es wird niemals am 16. eines Monats

gezählt, weil auch der ein Einstellungstag ist. Zudem muss Gehricke den Tag so wählen, dass der Monat etwa genauso viele Arbeitstage wie der Vorjahresmonat hat, damit die Ergebnisse vergleichbar bleiben.

Die Arbeitsmarktberichterstattung ist Teil der amtlichen Statistik. Für sie gelten besondere Vorschriften, die in einem eigenen Gesetz für Bundesstatistik festgeschrieben sind, insbesondere die Grundsätze der strikten Neutralität und Objektivität. Und das Gesetz schreibt auch die Geheimhaltung vor.

In diesem Juli war der 13. der Zähltag. Um Mitternacht wurde für eine logische Sekunde der Datenfluss gestoppt.

Gehricke ist der Erste, der jeden Monat die Zahlen auf den Tisch bekommt, um sie für die Statistik freizugeben. Er prüft mit Kollegen, ob das, was da reingekommen ist, auch stimmen kann.

Drei Tage sind seit dem Zähltag vergangen, und Gehricke hat bereits 50 Prozent der Daten freigegeben; den Rest wird er bis zum Ende der Woche prüfen. Schon jetzt wird deutlich, wie ungewöhnlich dieser Monat ist – weil er sich fast normal anfühlt, als sei der Arbeitsmarkt dabei, das Virus auszuschwitzen.

»Es ist der erste Monat seit Corona, der saisonal normal aussieht, das ist schon bemerkenswert«, sagt Gehricke. Andererseits: »Was wäre zu erwarten gewesen, und was wird kommen? Es gibt kein volkswirtschaftliches Modell für Corona«.

Was besonders überrascht, ist die Lage der Jungen. Normalerweise steigt die Zahl der Arbeitslosen unter 25 Jahren im Juli, weil Betriebe Auszubildende nach der Lehre nicht übernehmen oder sie selber kündigen. »Aber das sehe ich diesen Monat nicht, wir haben gestern angefangen darüber zu diskutieren«, sagt Gehricke.

Gibt es die Generation Corona also nicht?

Gehricke hat eine These: Die Ausbildung endet mit der Bekanntgabe der Prüfungsergebnisse, aber wegen Corona wur-

## Hüterin der Zahlen

Die Bundesagentur für Arbeit

**740**

Arbeitsagenturen und deren Geschäftsstellen in Deutschland

**100 000**

Beschäftigte im Bundesgebiet

Arbeitslose

**2,91**

Mio. Juli

**2,43**  
Mio. Jan. 2020





**Statistiker Delfs, Gehricke**

Wahrscheinlich war niemals eine Arbeitslosenzahl falscher als die für den März dieses Jahres



den viele Prüfungen verschoben und damit die Ausbildung in diesen Fällen noch nicht abgeschlossen. Vermutlich würden viele deshalb erst im nächsten Monat arbeitslos, meint Gehricke, aber das will er noch mit Herrn Hartmann diskutieren.

Michael Hartmann hat sein Büro ein Stück weiter runter auf dem Flur. Seit 1997 arbeitet er in der Statistik. Er ist der fachliche Leiter für die Analytik der Arbeitsmarktberichterstattung.

**Es ist der 23. Juli.** Kollege Gehricke hat mittlerweile alle Daten freigegeben. Hartmanns Aufgabe ist es, sie zu analysieren. Jeden Monat schreibt er den ersten Entwurf vom Arbeitsmarktteil des Monatsberichts der Bundesagentur – das Kernstück. »Ich fange ja nicht jedes Mal bei null an, es ist eher die Fortschreibung einer unendlichen Geschichte.«

Zu Beginn des Gesprächs ist der Besprechungstisch in Hartmanns Büro noch leer. Doch in den kommenden zwei Stunden geht er immer wieder hinter seinen Schreibtisch und zieht aus einem der vielen Papierstapel oder seinem Ordner Grafiken und Tabellen, die nach und nach die Tischplatte bedecken. Er legt ein langes Holzlineal unter Zeilen, die ihm wichtig sind.

Im April stieg die Arbeitslosigkeit coronabedingt um 308 000, es war der höchste Anstieg innerhalb eines Monats in der Geschichte der Bundesrepublik. Im Mai waren es 169 000, im Juni noch 40 000. Und im Juli? War kein Corona-Effekt mehr festzustellen.

Das Risiko, seinen Arbeitsplatz zu verlieren, ist heute wieder so gering wie vor der Krise. Die Nachfrage nach Arbeitskräften stabilisiert sich auf niedrigerem Niveau. Der Absturz der Minijobs ist im Mai vorläufig gestoppt, mit den Lockerungen in der Gastronomie und dem Handel.

»Die Zahlen sind in sich stimmig«, sagt Hartmann. Sie passen auch zu den optimistischeren Prognosen der Ökonomen und Wirtschaftsinstitute in diesen Tagen.

Nur: Bleibt das auch so?

Jeder fünfte Arbeitslose ist im Juli wegen Corona arbeitslos. Und die Chancen, aus der Arbeitslosigkeit heraus einen neuen Job zu finden, sind so schlecht wie lange nicht.

Zum ersten Mal seit vielen Jahren gab es im Mai knapp 100 000 weniger sozialversicherungspflichtige Beschäftigte als im Vorjahr. Eine halbe Million Minijobs gingen verloren.

Noch schützt die Kurzarbeit viele Arbeitnehmer. Die Bundesagentur schätzt, dass im Juni die Zahl der Menschen in Kurzarbeit noch bei 4,5 Millionen liegen dürfte. Das entspricht etwa zwei Millionen Vollarbeitsplätzen, für die sonst nichts zu tun gewesen wäre.

Morgen will Hartmann anfangen, den Entwurf zu schreiben.

Am Dienstagmorgen um 9.30 Uhr liegt Hartmanns Entwurf des Arbeitsmarktteils auf den acht Schreibtischen in Nürnberg, er ist 22 Seiten lang. Die Experten schalten sich per Skype zusammen. Sie diskutieren den Text anderthalb Stunden lang. Es geht um jede einzelne Wertung, um einzelne Worte. Ist die Entwicklung bei den Arbeitslosenzahlen schon ein »Trend«, wenn sie auf der Erfahrung von drei Monaten fußt, und das in einer Ausnahmesituation? Das Wort wird verworfen.

Die Sitzung leitet Silke Delfs, sie ist die Chefin der Statistik/Arbeitsmarktberichterstattung bei der Bundesagentur. Die Runde ist für sie der Auftakt zu einem 48-stündigen Marathon von Gesprächen, Abstimmungen und

Briefings. Es sind die zwei Tage, in denen aus den Zahlen Botschaften werden. Eine sensible Aufgabe. »Wir könnten jeden Monat die Menschen mit unseren Zahlen in Panik versetzen oder einullen«, sagt Delfs.

Die Pandemie kennt keine Vorbilder. Das erklärt die Zurückhaltung der Fachleute, in den guten Zahlen des Monats eine Trendumkehr zu sehen. Es lauern so viele Gefahren, die niemand seriös vorhersagen kann. Es fehlt jeder Maßstab. »Für die Coronakrise gibt es keinen Vergleich«, sagt Delfs.

Was passiert, wenn eine zweite Welle kommt? Sie müsste nicht einmal Deutschland treffen, um auf den Arbeitsmarkt durchzuschlagen. Es würde reichen, wenn sie in China oder den USA losbricht. Und im Herbst wird die Zahl der Insolvenzen wahrscheinlich steigen.

Am Mittwoch um 13 Uhr sitzt Delfs im Büro von Daniel Terzenbach, gemeinsam mit Christina Schönefeld und Mitarbeitern der Pressestelle. Es sieht dort eher aus wie in einem Start-up statt in einer Behörde. Es gibt einen runden Besprechungstisch, einen länglichen Stehtisch mit vier Hockern und einer hohen Bank drum herum. Auf der anderen Seite zwei Sofas, die sich gegenüberstehen.

Es geht um einen Ausblick auf den Arbeitsmarkt, den Terzenbach auf der Pressekonferenz in ein paar Stunden geben will. Normalerweise verkündet Dieter Scheele, der Vorstandschef der Bundesagentur, die Arbeitsmarktzahlen, doch der ist gerade in Urlaub.

Er muss die richtige Balance von Hoffnung und Vorsicht finden. Terzenbach wird schließlich vor den Risiken der drei Is warnen: Rückkehr der Infektionen, drohenden Insolvenzen und mangelnden Investitionen.

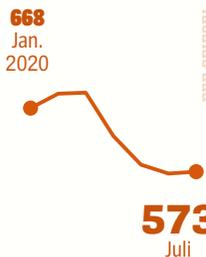
Um 16 Uhr sprechen Delfs und Terzenbach in einer Telefonschleife mit Björn Böhning über die Zahlen. Der Staatssekretär im Bundesarbeitsministerium vertritt seinen Minister Hubertus Heil, der ebenfalls in Urlaub ist. Es ist ein vertrauliches Gespräch, aber natürlich dreht es sich auch um die Frage, wie sehr man diesen auffällig unauffälligen Zahlen trauen kann?

Am Donnerstag wird Staatssekretär Björn Böhning die Zahlen aus dem Juli dann mit dem Satz kommentieren: »Vorsichtige Zuversicht am Arbeitsmarkt.«

Markus Dettmer, Robin Wille

**14 000**  
Beratungs-  
gespräche  
und 95 000  
Kundentelefonate  
täglich\*

**Gemeldete  
offene Stellen  
in Tausend**



**9600**  
Arbeitslosengeld-  
anträge pro Tag\*

**5500**  
Kindergeldanträge  
pro Tag\*

\* Durchschnittswerte;  
Quelle: Bundesagentur  
für Arbeit

# Die verflixte dritte Generation

Große Industriellen- und Kaufmannsdynastien haben Deutschland geprägt. Warum sie erfolgreich waren, wo viele andere Familienunternehmen scheiterten, zeichnet die neue Ausgabe von **SPIEGEL GESCHICHTE** nach.



Thyssen-Nachwuchs mit Kinderfrau (M.) um 1893



Konzernerbin Bertha Krupp von Bohlen und Halbach (Gemälde)

**D**ie meisten familiengeführten Firmen trifft das »Buddenbrook-Syndrom«, wie es Ökonomen nennen: Die erste Generation baut ein Unternehmen auf, die zweite vermehrt den Reichtum, die dritte wirtschaftet alles herunter. Nur zehn Prozent schaffen es in die vierte Generation, das ist die Faustregel.

Dabei ist der Familienbetrieb, historisch gesehen, die Urform des Unternehmens. Bis in die Neuzeit hinein betrieben Handwerker, Bauern und Händler ihre Geschäfte, um ihre Familie zu ernähren und zu erhalten – und vom Kind bis zum Greis mussten alle mithelfen. Wurde die Firma von Generation zu Generation vererbt – und mithilfe von Geld aus der Verwandtschaft sogar vergrößert –, bildeten sich Familiendynastien heraus.

Doch längst nicht immer hatten Erben und Erbinnen auch Lust, das Unternehmen der Vorfahren weiterzuführen. Und noch seltener traf es sich, dass sie auch fähig dazu waren. Einige wenige Familien aber hielten durch, wirtschafteten klug und holten sich oft externe Manager zu Hilfe.

So schafften sie es, Firmen aufzubauen, deren Namen heute noch allseits bekannt sind, zum Beispiel Thyssen, Miele, Reclam, Merck oder Quandt. Das älteste Familienunternehmen Deutschlands heißt heute »The Coatinc Company«;

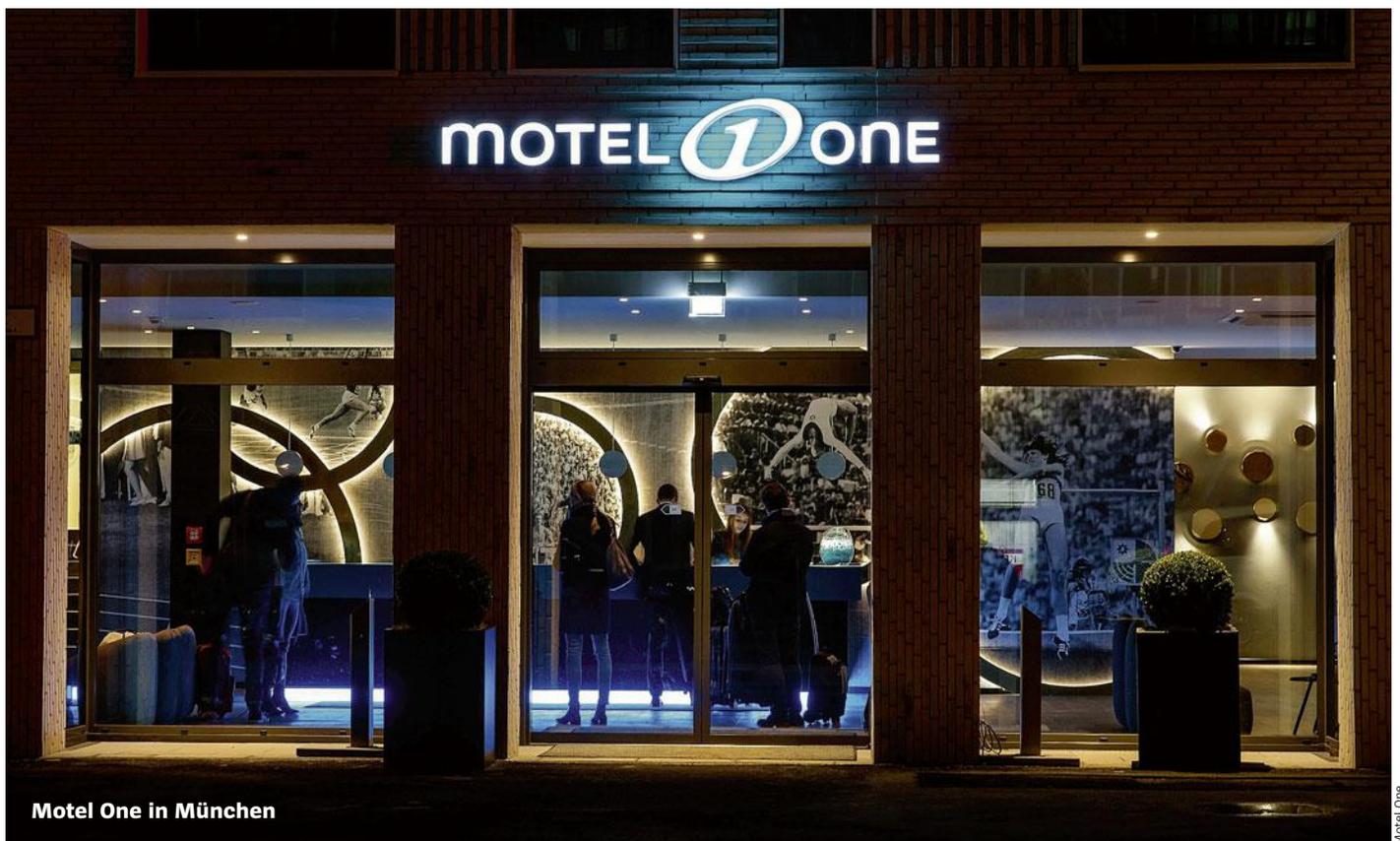
die Firma aus Siegen ist in 17. Generation in Familienbesitz. Ziemlich jung ist das allerdings im Vergleich mit der wohl ältesten Familiendynastie der Welt: Die japanische Familie Hoshi führt ihren Betrieb seit mehr als 1300 Jahren. Ihr Gasthaus wurde 718 gegründet.



## Weitere Themen der aktuellen Ausgabe »Die Dynastien der deutschen Wirtschaft«

- Krupp: Eine 16-Jährige erbt einen Weltkonzern
- Porsche: Wie der Autobauer von Hitler profitierte
- Warburg: Der Weg einer jüdischen Bankiersfamilie

**SPIEGEL GESCHICHTE** erscheint sechsmal im Jahr, fächert jeweils ein historisches Thema unterhaltsam und analytisch auf und liefert immer auch Erkenntnisse für die Gegenwart. *Erhältlich im Abonnement ([abo.spiegel-geschichte.de](http://abo.spiegel-geschichte.de)), im Zeitschriftenhandel und unter [amazon.de/spiegel](http://amazon.de/spiegel). 148 Seiten; 9,90 Euro.*



Motel One in München

Motel One

## Latex am Büfett

**Unternehmen** Motel One hat mit seinen minimalistischen Budgethäusern das Übernachtungsgewerbe aufgemischt. In der Krise jedoch bekam auch das erfolgsgewohnte Gründerpaar Existenzangst.

**E**s war eine andere Zeit, eine andere Welt, als Ursula Schelle-Müller sich noch mit Extravaganzen beschäftigte, etwa der Frage: Wie riecht Motel One? Dabei ist das noch keine fünf Monate her.

Die Hotelgruppe, die Schelle-Müller und ihr Mann leiten, sollte einen eigenen Duft bekommen. Der würde dann in jedem ihrer 74 Häuser via Klimaanlage in die Lobby wabern und sich ins Gehirn der Gäste schleichen, als angenehme Erinnerung. Luxushotels machen das schon lange so, warum nicht auch Motel One?

Schelle-Müller hatte eine Duftexpertin eingeladen. Die saß in der Eingangshalle der Münchner Firmenzentrale, in der auch ein Hotel untergebracht ist, und testete zwei Aromen, ein würziges, ein mildes. Das Experiment war auf mehrere Wochen angelegt, erfuhr Mitte März wegen Corona jedoch ein jähes Ende.

Wie es heute bei Motel One riecht, ist klar: »Nach Desinfektionsmittel«, sagt Schelle-Müller und lächelt bitter. Die Auslastung liegt derzeit bei 32 Prozent. Das mag ein Lichtblick sein, nachdem

die Pandemie sie fast auf Nullniveau gedrückt hatte. Noch Anfang des Jahres aber hätte diese Zahl den Müllers Tränen in die Augen getrieben – gewohnt waren sie 80 Prozent.

Kaum eine Marke hat das deutsche Übernachtungsgewerbe in den vergangenen Jahren so aufgemischt wie die Budgetkette. Allein schon durch das, worauf sie alles verzichtet. Die Standardzimmer sind 16 Quadratmeter klein. Es gibt weder Minibar noch Telefon, nicht mal einen Schrank. Keinen Zimmerservice, keinen Wellnessbereich, keine Konferenzräume und als einzige Mahlzeit ein Frühstück. Entsprechend günstiger sind die Preise.

Einen Teil dessen, was an den Zimmern gespart wird, steckt Motel One in großzügige Lobbys mit Designersesseln. 65 Prozent der Motel-One-Gäste sind geschäftlich unterwegs, manche nutzen die Zone um die Rezeption als mobiles Büro.

Im vergangenen Geschäftsjahr wuchs Motel One um 15 Prozent und erwirtschaftete 129 Millionen Euro Gewinn. In diesem Jahr wird das Unternehmen rote Zahlen schreiben. Corona hat die Erfolgsstory bru-

tal gebremst; der Weg aus der Krise erweist sich als zäher Kampf.

Das erste Motel One, das 2000 in Frankfurt-Offenbach eröffnete, lag tatsächlich nahe einer Autobahn, wie es der Name suggeriert. Drei Jahre später änderte Gründer Dieter Müller das Konzept, seither sucht er beste Lagen in Innenstädten.

Müller war Manager bei der Accor Gruppe, zu der auch Ibis und Mercure gehören. 1987 baute er seine eigene Hotelkette Astron auf, die er später an die NH-Gruppe verkaufte. Schelle-Müller arbeitete als PR- und Marketingassistentin bei Astron, so lernten die beiden sich kennen. Das Ehepaar hält die Mehrheit an Motel One, weitere Gesellschafter sind die US-Investmentbank Morgen Stanley und die Familie des SAP-Mitgründers Dietmar Hopp.

Mit Privatem halten die Müllers sich in der Öffentlichkeit zurück. Manchmal werden sie in der Promipostille »Bunte« erwähnt, etwa wenn es darum geht, welche Reichen am Starnberger See wohnen. Homestorys gibt es jedoch nicht von den beiden, sie reden lieber über ihre Arbeit. Müller, 66, ist der Stratege und Zahlen-

mensch, Schelle-Müller, 54, kümmert sich um Marketing und Design. Sie hat Türkis zur Hausfarbe gemacht, angeblich kam ihr die Idee beim Blick aufs Meer. Und sie hat sich die Sache mit dem Fernseher ausgedacht: Steckt der Gast seine Chipkarte in den Schlitz neben der Zimmertür, um das Licht anzumachen, beginnt auf dem Bildschirm ein Kaminfeuer zu lodern.

Alle sieben Jahre wird jedes Haus von Grund auf saniert, alle paar Monate kommt irgendwo in Europa ein neues hinzu. »In Städten ab drei Millionen Einwohnern müssen wir vertreten sein«, sagt Schelle-Müller. »Städte ab einer Million sind für uns interessant.«

Anfang Februar. Schelle-Müller ist nach Antwerpen gereist. Sie steht vor einem Haus, das bald abgerissen wird. An seiner Stelle soll ein Motel One mit 200 Zimmern entstehen, das zweite in Belgien.

Drei Jahre lang hat eine Mitarbeiterin in Antwerpen nach dem besten Standort gesucht, rund 20 waren in der Auswahl. Die zentrale Lage gab den Ausschlag, und die Umgebung. Schelle-Müller spaziert die wenigen Schritte zum Hafen, dann vorbei an Boutiquen, Antiquitätenläden, Delikatessengeschäften hin zum Grote Markt, dem historischen Marktplatz. »Er ist aber auch prächtig, der Platz!«, ruft sie aus. Sieben Minuten hat sie vom künftigen Hotel zu einer der wichtigsten Sehenswürdigkeiten gebraucht, das könne man den Gästen zumuten.

Es sind Tage, in denen Motel One noch unberührt ist von der Pandemie. Doch die Bedrohung rückt näher. Ende Februar wird die Eröffnungsfeier eines neuen Hauses in Linz abgesagt.

Wenig später erreicht die Seuche auch Deutschland. Mitte März macht das Land dicht. Im Hotel schlafen darf nur noch, wer einen dringenden geschäftlichen Grund hat, etwa Manager aus dem Gesundheitswesen oder Ärzte. Die Auslastung sinkt auf zwei bis drei Prozent. Die Müllers wollen jetzt nicht mit dem SPIEGEL sprechen, sie haben mit der Krise zu tun. Später werden sie sagen, dass sie in dieser Zeit »so etwas wie Existenzängste« hatten.

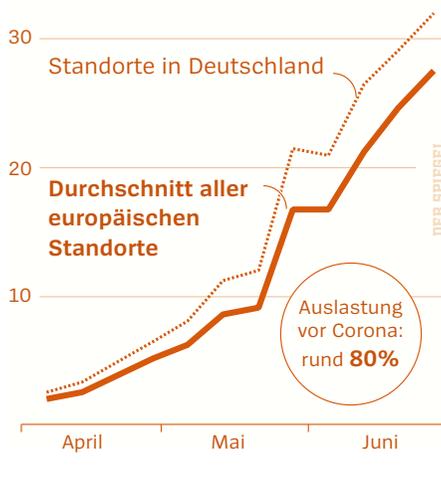
Im April, Mai, Juni verbrennt das Unternehmen 60 Millionen Euro. In Städten, in denen Motel One mehrere Hotels hat, bleibt nur eines geöffnet: In München schließen deshalb zehn, in Berlin neun Häuser. Von 500 Zimmern in der Dependence am Berliner Hauptbahnhof sind etwa 10 belegt. Frühstück gibt es zum Mitnehmen oder aufs Zimmer.

Eine Notbesetzung hält den Laden in Betrieb. Sie lässt immer wieder das Wasser laufen oder spült die Toiletten durch, als Schutz gegen Legionellen. Alles per Knopfdruck im Keller.

Hotelier Müller schreibt derweil Briefe, er fordert mehr Hilfe für seine Branche, erhält jedoch keine Antworten. Nicht von

## Leere Betten

Durchschnittliche Auslastung der Motel-One-Hotels je Kalenderwoche, in Prozent



Ministerpräsident Markus Söder, nicht von Bundesfinanzminister Olaf Scholz. Wirtschaftsminister Peter Altmaier verweist ihn an das Justizministerium. Auch vom Hotel- und Gaststättenverband ist Müller enttäuscht. Der sei zu sehr mit der Senkung der Mehrwertsteuer beschäftigt gewesen, wird er später sagen. »Die hilft doch nur sehr eingeschränkt, solange man kaum Umsätze macht.«

Mitte Mai. Schelle-Müller gibt sich am Telefon »verhalten optimistisch«. Während die Häuser in Barcelona, Paris und London noch geschlossen sind, haben die hiesigen fast alle wieder auf. Die Deutschen tasten sich ins Leben zurück. »Noch fühlt es sich aber an, als habe man ein gebrochenes Bein und weiß nicht, ob man es schon wieder belasten kann«, sagt Schelle-Müller.

Es seien »Zeiten des Wirrwarrs«. Bislang haben sie und ihr Mann sich an den Pressekonferenzen der Bundesregierung entlangehandelt, nun geht jedes Bundesland seinen eigenen Weg. Bremen erlaubt jetzt wieder touristische Übernachtungen, Bayern und Mecklenburg-Vorpommern hingegen erst eine Woche später. Auch die Frühstücksregeln sind nicht einheitlich. In manchen Bundesländern ist ein Verzehr



Hoteliers Schelle-Müller, Müller

»Zeiten des Wirrwarrs«

nur außer Haus erlaubt. In einigen Motel Ones müssen die Gäste beim Gang zum Büfett jetzt Latexhandschuhe tragen. »Wir sind sehr bemüht, alles richtig zu machen, man will keine Strafe riskieren«, sagt Schelle-Müller, ihre Mitarbeiter seien mit den Gästen eher zu streng als zu locker. Ihre Prognose: »Wir glauben, dass die Menschen im Sommer wieder verreisen. Sie sehnen sich nach einem Tapetenwechsel.« Sie wird nur bedingt recht behalten.

Ende Juli. Die Häuser in Lübeck und Rostock sind wieder zu 80 Prozent ausgebucht. Die Münchner im Schnitt zu 45 Prozent, die in Hamburg zu 35 Prozent. Die Nähe zu den Alpen und zur Ostsee hat vermutlich geholfen.

Berlin hingegen hat es noch schwer. Die Häuser sind lediglich zu etwa 20 Prozent belegt. Die Stadt lebt von Messen und Kongressen, Konzerten und Sportevents wie dem DFB-Pokal. Nichts davon gibt es bislang. Auch die Party- und Klubkultur liegt darnieder. Internationale Touristen fehlen, und die Deutschen sehen einen Trip ans Brandenburger Tor offenbar nicht als Ersatz für einen Sommerurlaub.

»Die Museen sind so leer wie nie, das ist die Chance des Lebens«, wirbt Schelle-Müller. In Newslettern stellt sie Reiseempfehlungen zusammen. Einen Roadtrip in die Hauptstadt. Eine Drei-Städte-Tour Dresden, Leipzig, Magdeburg; überall hat die Gruppe ein Haus. Oder eine Schwarzwaldfahrt, mit Übernachtung in Freiburg.

Die Lage der Stadthotellerie sei »weiterhin dramatisch«, sagt Markus Luthe, Hauptgeschäftsführer des Hotelverbands Deutschland. Die Budgethotels hätten »eine lange Durststrecke vor sich«.

Motel One hat keine Staatshilfe in Anspruch genommen, von Kurzarbeit abgesehen. Entlassen wurde niemand. Für dieses Jahr rechnen die Müllers mit einem Verlust von etwa 80 Millionen Euro. Das Unternehmen habe sich jedoch ein gutes Polster zulegt: Das Jahr 2019 schloss mit einer Liquiditätsreserve von 180 Millionen Euro ab, der Verkauf von drei Immobilien brachte im März weitere 83 Millionen ein.

27 neue Hotels sind in Planung. Bei 22 ist Motel One Mieter, 5 baut das Unternehmen selbst. Was bereits im Bau ist, wird durchgezogen, allein schon, damit die Banken nicht abspringen. Etwa in Hamburg, wo zwei weitere Häuser entstehen. Der Baubeginn in Barcelona und Düsseldorf hingegen wird verschoben.

Eigentlich hatte Hotelier Müller geplant, den Chefposten von Motel One diesen Sommer abzugeben. Zum 1. Juli wollte er in den Aufsichtsrat wechseln. Nun macht er weiter, bis Ende kommenden Jahres. »Ich will die Firma durch die Krise führen.« Richtig unzufrieden wirkt er damit nicht.

Alexander Kühn

# Ausland



Marcio Jose Sanchez / dpa

**Ein junger Demonstrant mit Gasmasken sitzt in der US-Stadt Portland** an einer Absperrung vor einem Bundesgericht, dem Zentrum der »Black Lives Matter«-Proteste gegen rassistische Polizeigewalt. Fast jeden Abend kam es hier seit Wochen zu Zusammenstößen zwischen Demonstranten und Bundespolizisten, die mit Tränengas gegen sie vorgehen. Präsident Donald Trump hatte die Polizisten gegen den Willen der lokalen Behörden entsandt.

## Vorteil Taliban

**Analyse** Vor Beginn der Friedensgespräche schwächen die USA die Regierung in Kabul.

● Es ist ein Hoffnungsschimmer für den stockenden Friedensprozess in Afghanistan: Drei Tage lang soll es während des islamischen Opferfestes Id al-Adha eine Waffenruhe geben – nach Monaten schwerer Kämpfe zwischen Taliban und Regierungstruppen. Doch die Feuerpause ist teuer erkauft: Der afghanische Präsident Ashraf Ghani muss dafür die letzten 600 der bis zu 5000 Taliban-Gefangenen aus der Haft entlassen. Nur dann können die anschließend geplanten Friedensgespräche mit den Taliban beginnen.

Die Männer seien eigentlich »zu gefährlich«, um auf freien Fuß gesetzt zu werden, hieß es bisher aus afghanischen Regierungskreisen. Doch die USA haben den Islamisten die Freilassung zugesagt – über Ghanis Kopf hinweg. Damit muss

die afghanische Regierung ihren letzten Trumpf aus der Hand geben.

Die Taliban sind bei den ungleichen Verhandlungen klar im Vorteil. Der amerikanische Unterhändler Zalmay Khalilzad will seinem Auftraggeber, US-Präsident Donald Trump, noch rechtzeitig einen außenpolitischen Sieg für dessen Kampagne zur Präsidentschaftswahl im November bescheren. Die Amerikaner möchten Afghanistan so schnell wie möglich verlassen – laut ihrem Abkommen mit den Taliban schon im kommenden Jahr.

Derweil sterben beinahe täglich afghanische Soldaten. Die Taliban griffen zuletzt die Regierungstruppen in Dutzenden Distrikten an. Die amerikanischen Streitkräfte bekämpfen die Fundamentalisten kaum noch. Seit die USA Ende Februar mit den Taliban eine Art Friedenspakt schlossen, wurden mehr als 3560 Regierungssoldaten getötet, doppelt so viele wurden verwundet. Die Taliban halten sich nicht an die ohnehin vage Bedingung, die Gewalt im Land zu reduzieren. Stattdessen verhielten sie sich noch aggressiver, sagt der afghanische Armeeführer General Yasin Zia. Sie haben immer weniger Gründe, über eine Teilung der politischen Macht zu verhandeln. Sie nehmen sie sich mit Gewalt. Susanne Koelbl

## Kolumbien

### Gangs verhängen Ausgangssperren

● Guerilleros, Drogenhändler und rechtsgerichtete Paramilitärs nutzen die Corona-Pandemie, um ihre Kontrolle über weite Teile im Landesinneren und an der Küste zu festigen. Vor allem in ländlichen Regionen haben bewaffnete Gruppen Ausgangssperren verhängt. Rebellen der Guerilla ELN sahen sich »gezwungen, Menschen umzubringen, um

Leben zu retten«, weil die Bevölkerung »die Befehle zur Verhütung von Covid-19 nicht befolgt«, zitiert die Menschenrechtsorganisation Human Rights Watch (HRW) aus einem Flugblatt der Rebellenorganisation. In der Stadt Tumaco im Südwesten, einer Hochburg von Drogenhändlern und Guerilleros, erklärten Rebellen jeden, der gegen die Ausgangssperre verstoße, zum »militärischen Ziel«. Als Warnung steckten sie einen Krankenwagen in Brand, der nach der Sperrstunde zu einem Ein-

satz gefahren war, und töteten den Fahrer sowie die Patientin. Eine Anwältin, die verspätet von einem Arzttermin zurückkehrte, wurde von Bewaffneten an einer Straßensperre mit einem Kugelhagel empfangen; sie und ein Freund wurden schwer verletzt.

Die Gangs und die Guerillas fürchten einerseits offenbar tatsächlich, dass ihre Mitglieder erkranken. Zugleich sehen sie in der Quarantäne eine Chance, Legitimität für ihre Herrschaft zu gewinnen. Einige bewaffnete Gruppen hätten

»Versammlungen organisiert, um der Bevölkerung ihre Regeln mitzuteilen«, zitiert HRW kolumbianische Menschenrechtler. »Viele haben den von der Regierung verhängten Lockdown nicht verstanden oder die Anweisungen nicht befolgt«, heißt es in einem Flugblatt der »Kolumne Jaime Martínez«, einer Gruppe ehemaliger Farc-Guerilleros, die ihre Waffen nicht niedergelegt haben. »Deshalb wird unsere Organisation jetzt die Kontrolle zum Schutz der Bevölkerung übernehmen.« JGL

## Somalia

### Kein Hadsch, kein Schafexport

● Normalerweise würden gerade Millionen Menschen nach Mekka pilgern. Zum Ende der Wallfahrt Hadsch gehört es, ein Schaf zu schlachten und dessen Fleisch an Bedürftige verteilen zu lassen.

Doch weil dieses Jahr keine internationalen Besucher zum Hadsch anreisen dürfen und auch aus Saudi-Arabien nur wenige Pilger zugelassen werden, bricht auch die Schafzucht zusammen. Insbesondere Somalia ist betroffen, dessen Exportschlager bisher Schafe und Ziegen für den Hadsch waren. Die Weltbank geht davon aus, dass Somalias Viehexporte sich nach den Beschränkungen der Pilgerreisen in diesem Jahr halbieren werden. Viele Somalier trifft dies hart. Besonders auf dem

Land leben die meisten von Viehzucht. Zudem ist der ostafrikanische Staat bereits genug geplagt: Nach Jahren gewaltsamer Konflikte litt Somalia auch unter Dürren, Überflutungen und zuletzt einer Rekord-Heuschreckeplage. Wegen Corona sind zudem die Überweisungen von Somaliern im Ausland eingebrochen, mit denen viele Familien ihr Einkommen aufstocken. Etwa 70 Prozent der Bevölkerung lebten bereits vor der Pandemie in Armut.

Schätzungsweise 2,6 Millionen Somalier sind Binnenflüchtlinge. Sie leben dicht gedrängt in Slums, wo sich das Virus gerade zu verbreiten scheint. Die offizielle Todeszahl bleibt zwar konstant bei knapp hundert, doch der BBC erzählten Bestatter, dass sich die Friedhöfe mit Toten füllten – und dass wohl längst viel mehr Menschen gestorben seien. RAS



Viehherde in Somalia

## Pressefreiheit

### »Leider typisch für das heutige Ungarn«



Bernadett Szabo / REUTERS

*Szabolcs Dull, 36, war bis zu seiner Entlassung im Juli Chefredakteur und Politikjournalist bei Index.hu,*

*Ungarns meistgelesener, unabhängiger Nachrichtenseite. Im März kaufte sich ein regierungsnaher Geschäftsmann bei Indamedia ein, das Index.hu finanziell kontrolliert. Im Juni kritisierte Dull öffentlich Versuche politischer Einflussnahme auf die Redaktion. Nun wurde er vor die Tür gesetzt. Aus Protest haben beinahe hundert Redakteure gekündigt – fast die gesamte Redaktion.*

**SPIEGEL:** Herr Dull, Sie sind einer der bekanntesten Kritiker von Premier Orbán.

Warum wurden Sie gefeuert?

**Dull:** Sagen wir es so: Wir haben unter anderem Dinge geschrieben, über die sich Viktor Orbán und seine Partei Fidesz nicht gefreut haben. Beispielsweise wurde über den Fall des Fidesz-Politikers Zsolt Borkai, von dem ein Sexvideo auf einer Luxusjacht kursierte, in den regierungsnahen Medien so gut wie gar nicht berichtet.

**SPIEGEL:** Der Orbán-nahe Unternehmer Miklós Vaszily

hat sich eingekauft und offensichtlich Einfluss genommen. Er war schon daran beteiligt, andere Medien auf Linie zu bringen. Ist das ein Teil von Orbáns Strategie?

**Dull:** Das müsste man Orbán fragen oder Vaszily. Aber es ist offensichtlich kein Zufall, wenn jemand die Hälfte von Indamedia kauft. In den vergangenen Jahren sind nach und nach Redaktionen aufgelöst worden, deren Ziel es war, sachlich zu informieren.

**SPIEGEL:** Ihnen wird vorgeworfen, betriebliche Interna öffentlich gemacht und den wirtschaftlichen Erfolg von Index.hu gefährdet zu haben.

**Dull:** Ich habe nie gegen das Gesetz verstoßen, nie Geschäftsgeheimnisse öffentlich gemacht. Dass jetzt im Nachhinein gegen mich eine Diffamierungskampagne gestartet wurde, ist leider typisch für das heutige Ungarn.

**SPIEGEL:** Sie wurden am Tag nach dem EU-Gipfel entlassen, bei dem sich Orbán dafür feiern ließ, eine Koppelung von Milliardenhilfen an Rechtsstaatlichkeitsprinzipien verhindert zu haben.

**Dull:** Das ist in der Tat bemerkenswert. Ausschlaggebend dafür, dass ich gefeuert wurde, war aber wohl eher etwas anderes: Im Juni hatte ich unser hauseigenes Barometer für die redaktionelle Unabhängigkeit für alle sichtbar umgestellt – auf die Warnstufe »in Gefahr«. WMA

# Spiel mit der Bombe

**Atomwaffen** 75 Jahre nach den ersten und bisher einzigen Atombombenangriffen rüsten die USA, Russland und China erneut auf. Der Einsatz von Nuklearwaffen wird wahrscheinlicher.



US-Atomtest im Pazifik 1962

**E**s ist für einen Industriestaat nicht besonders schwierig, eine Atom-bombe zu bauen. Die Technik dafür ist vorhanden. Man kann nur staunen, dass es bis heute so wenige getan haben.

Die Vetomächte im Uno-Sicherheitsrat, USA, Russland, China, Frankreich und Großbritannien, haben Atombomben. Auch Israel, Indien, Pakistan. Außerdem Nordkorea und, vielleicht bald, Iran.

Die Sorge, dass die Waffe nicht mehr zu kontrollieren ist, ist groß. Sie ist nur offenbar nicht groß genug. Mit dem Kalten Krieg ist auch die Angst vor dem Atomkrieg geschwunden – und sie ist bis heute nicht zurückgekehrt. Die Atomwaffen der großen Mächte scheinen tief in ihren Silos zu schlummern, wie Fabelwesen aus einer fernen Vergangenheit. Doch dieser Eindruck täuscht.

Ein Abrüstungsvertrag nach dem anderen wird gerade beseitigt. Der Atomdeal mit Iran, der INF-Vertrag über das Verbot von landgestützten Mittelstreckenwaffen, der Open-Skies-Vertrag, der Staaten gegenseitige Aufklärungsflüge zusichert – allesamt von US-Präsident Donald Trump gekündigt. Der »New Start«-Vertrag über strategische Angriffswaffen – kurz vor dem Auslaufen.

»Wir kehren zurück in die Fünfziger-, Sechzigerjahre, als jedes Land selbst entschied, wie viele und welche Waffen es aufstellt«, sagt der Wiener Abrüstungsexperte Nikolai Sokov.

Laut »Washington Post« erwägt Trump, neue Atomtests in Nevada durchzuführen. Das stillgelegte Testgelände dort ist von Kratern übersät, die rund tausend unterirdische Detonationen hinterlassen haben – Spuren des Kalten Krieges. Ein neuer Test würde nach drei Jahrzehnten der Stille demonstrieren: Ein neues nukleares Zeitalter beginnt.

Aber auch Moskau bastelt an Höllmaschinen, die aus einem Science-Fiction-Film des Kalten Kriegs stammen könnten. Vergangenes Jahr explodierte offenbar ein Marschflugkörper mit Nuklearantrieb, bei einer versuchten Bergung aus dem Weißen Meer starben sieben Menschen. Auch ein atomares Megatorpedo ist in Entwicklung, das Küstenstädte mit künstlichen Tsunamis auslöschen könnte.

Und im Schatten der beiden großen Atomwaffen USA und Russland erweitert China sein Arsenal, ungebunden an die alten Rüstungskontrollverträge.

Dass die Welt 75 Jahre nach Hiroshima und Nagasaki in eine neue Spirale des atomaren Wahnsinns hineinläuft, ist ein politisches Desaster. 191 Staaten wollten es verhindern, auch die Besitzer der Bombe. So haben sie es im Atomwaffensperrvertrag versprochen. Der seit 1970 geltende Vertrag, ein Werk voller guter Absich-

ten, ist so etwas wie der Grundstein der atomaren Rüstungskontrolle. Die Staaten, die keine Kernwaffen besitzen, schwören ihnen darin ab. Im Gegenzug verpflichten sich die Atomwaffenmächte dazu, ihr Arsenal zu reduzieren. Aber seit einigen Jahren wächst die Skepsis, dass die fünf anerkannten Atomwaffenmächte bereit sind, sich an ihren Teil des Abkommens zu halten.

Das registriert auch Izumi Nakamitsu, Hohe Repräsentantin der Uno für Abrüstungsfragen: »Die Entwicklung hin zur nuklearen Abrüstung ist ins Stocken geraten und läuft jetzt rückwärts.«

### USA: Den Gegner k. o. rüsten

Im April 2009 hielt der damalige US-Präsident Barack Obama eine Rede in Prag. Er sprach unter freiem Himmel, vor der



Alex Brandon / picture alliance / AP



Sergey Gurney / REUTERS

### Kontrahenten Trump, Putin

Zurück in die Fünfzigerjahre

prächtigen Kulisse der Prager Burg. Es war ein typischer Obama-Auftritt: rhetorisch perfekt, ohne Scheu vor dem Pathos des Weltverbessers.

»Deutlich und voller Überzeugung erkläre ich heute Amerikas Verpflichtung, den Frieden und die Sicherheit einer Welt ohne nukleare Waffen anzustreben«, sagte Obama. Noch im selben Jahr erhielt er den Friedensnobelpreis, auch für die Vision einer atomwaffenfreien Welt.

Ein Jahrzehnt später ist die Welt in einem neuen Wettrüsten begriffen – und das hat nicht erst unter Donald Trump begonnen.

Zwar gelang es Obama, mit Russlands damaligem Präsidenten Dmitrij Medwe-

dew den »New Start«-Vertrag zu unterschreiben, der die Zahl der Sprengköpfe und Trägersysteme für strategische Angriffswaffen reduziert. Die beiden retteten damit die Abrüstungsmaßnahme, die 1982 von Ronald Reagan initiiert und 1991 von seinem Nachfolger George H. W. Bush und dem sowjetischen Staatspräsidenten Michail Gorbatschow vertraglich besiegelt worden war. »New Start« ersetzte den Start-I-Vertrag, der 2009 auslief.

Aber damit das Abkommen von den Republikanern im Senat ratifiziert wurde, musste Obama ein Modernisierungsprogramm für das nukleare Arsenal der USA versprechen. Faktisch wurden dabei neue Waffen entwickelt – etwa die erste atomare »smart bomb« amerikanischer Streitkräfte: Das 350 Kilogramm schwere Modell B61-12 soll mithilfe von Satellitennavigation punktgenau im Ziel einschlagen können.

Im kommenden Februar läuft auch der »New Start«-Vertrag aus, US-Regierungspolitiker haben bereits eine Verlängerung ausgeschlossen. Mit »New Start« fiel eine der letzten Fesseln für das Wettrüsten zwischen den beiden größten Atomwaffenmächten.

Immerhin wird noch verhandelt. Rose Gottemoeller, unter Obama Verhandlungsführerin für »New Start«, gibt sich optimistisch. Mit einem Präsidenten Joe Biden, sagt sie, liege die Chance für eine Verlängerung »bei 100 Prozent«. Aber auch Trump habe ein Interesse daran, für kurze Zeit an dem Abkommen festzuhalten. Denn für die derzeit laufende Modernisierung der atomaren Trägersysteme brauche man »im nächsten Jahrzehnt stabile Verhältnisse«.

Und sie gesteht Trump einen diplomatischen Erfolg zu. Bisher habe Moskau für eine Verlängerung von »New Start« Bedingungen gestellt, etwa bei der Raketenabwehr. Davon sei jetzt kaum noch die Rede. Moskau will den Vertrag retten, trotz aller Drohgebärden.

Der neue Rüstungswettkampf geht unterm Strich weiter, und in Washington bekennt man sich dazu. »Wir wissen, wie man solche Wettrennen gewinnt und wie man den Gegner k. o. rüstet«, prahlte Trumps Sondergesandter für Rüstungskontrolle, Marshall Billingslea. So wie Washington einst die wirtschaftlich unterlegene Sowjetunion k. o. gerüstet habe, so könne man jetzt auch Russland und China übertrumpfen.

Wenn sich Donald Trump nun von seinen Anhängern dafür feiern lässt, dass er die US-Nuklearmacht stärkt, setzt er bloß fort, was sein Vorgänger begonnen hat. Im kommenden Jahr will Trump die Ausgaben für Kernwaffen von 37,3 auf 44,5 Milliarden Dollar steigern.

Ein weiterer Meilenstein der Abrüstung war der INF-Vertrag zwischen Washington und Moskau. Er verbietet alle landgestützten Mittelstreckenwaffen – jene Waf-

fen, die in den Achtzigerjahren Europa bedrohten.

Russland setzte sich jedoch über den Vertrag hinweg, indem es einen landgestützten Marschflugkörper mit unzulässiger Reichweite entwickelte. So hat es schon die Obama-Regierung bemängelt, und die Nato-Partner einschließlich Deutschland finden den Vorwurf glaubhaft. Vergangenen Februar kündigte Washington den Vertrag deshalb auf.

### Russland: Gefühl vorn

Washingtons mächtigster Rivale auf dem Gebiet der Nuklearwaffen ist Moskau. Daran hat sich bis heute nichts geändert. An der Wirtschaftsleistung gemessen, mag Russland ein Zwerg sein – nur ein Zwölftel so groß wie die USA. Doch sein atomares Arsenal bleibt beeindruckend: gut 6000 Sprengköpfe, davon mehr als 1500 einsatzbereit von Land, See und aus der Luft. Russland und die USA allein stellen mehr als 90 Prozent aller Atomwaffen. Und dieses Arsenal ist auf einen neuen Stand gebracht worden.

»Erstmals in der Geschichte der Atomwaffen«, so verkündete Wladimir Putin, »müssen wir niemanden einholen. Die anderen führenden Staaten der Welt müssen umgekehrt erst die Waffen schaffen, die Russland jetzt schon hat.«

»Wer beim Rüstungswettlauf vorn liegt, das kann man so einfach nicht sagen. Es finden mehrere Wettrennen zugleich statt«, sagt Rüstungsexperte Nikolai Sokov. »Bei Marschflugkörpern, egal ob land-, see- oder luftbasiert, liegt Russland zurück. Bei der Raketenabwehr auch. Bei den Hyperschallwaffen führt Russland. Bei den Mitteln, eine Raketenabwehr zu umgehen, liegt es auch vorn.«

Klar ist für Russland: Wenn es überhaupt eine Parität mit den Vereinigten Staaten erreichen kann, dann nur auf dem Gebiet der Atomwaffen. Sie sind aus Sicht des Kreml der Garant für Russlands Souveränität.

Das erklärt die Heftigkeit, mit der Moskau auf die US-Pläne für eine Raketenabwehr reagiert. Seit Washington im Zuge des Antiterrorkampfs 2001 den ABM-Vertrag gekündigt hat, der Raketenabwehrsysteme beschränkte, sieht Moskau die strategische Stabilität bedroht. Die Kündigung des ABM-Vertrags ist in Putins Augen der Sündenfall, mit dem alle gegenwärtigen Probleme begonnen haben.

Wie ein James-Bond-Bösewicht präsentierte der Kreml-Chef vor zwei Jahren in Computer-animierten Filmen neue Wunderwaffen, die Russland entwickle oder besitze. Darunter ein atomarer Marschflugkörper mit angeblich fast unbegrenzter Reichweite (»Burewestnik«), ein Atomtorpedo, das Küstenstädte unbewohnbar

macht (»Poseidon«), eine schwere Interkontinentalrakete, die die Vereinigten Staaten über den Südpol anfliegen kann (»Sarmat«), ein Hyperschallgleiter für atomare Sprengköpfe (»Awangard«). »Awangard«-Gleiter sind offiziell bereits in Dienst, »Sarmat« soll 2021 ausgeliefert werden. All diese Waffen haben eines gemeinsam: Sie sollen die US-Raketenabwehr umgehen können.

»Die Botschaft war: Früher lagen wir zurück, heute liegen wir vorn. Wir haben keine Angst vor den Amerikanern und ihrer Raketenabwehr«, sagt Alexej Arbatow, Leiter des Moskauer Zentrums für Internationale Sicherheit.

Russlands Nuklearstrategie ist missverständlich: Ist sie defensiv oder offensiv? »Moskau droht mit einem begrenzten nuklearen Erstschatz, und es trainiert ihn«,



### Machthaber Xi, Kim

Lebensversicherung für Diktaturen

so behauptet es jedenfalls die »Nuclear Posture Review« von 2018, ein Strategiepapier der Trump-Regierung zur Nuklearpolitik. Mit diesem Argument begründet man in Washington die Entwicklung taktischer Atomwaffen mit geringer Sprengkraft. Experten bezweifeln den Vorwurf.

Putin schließt einen Präventivschlag offiziell aus. Um Zweifel auszuräumen, ließ der Präsident im Juni »Grundlagen der staatlichen Politik auf dem Gebiet der atomaren Abschreckung« festlegen. Russland »betrachtet Atomwaffen einzig als Mittel der Abschreckung, die nur im äußersten Fall und gezwungenermaßen eingesetzt werden«, steht darin.

Das neue Grundlagendokument wiederholt, was seit 2010 Russlands Strategie ist: dass man Atomwaffen auch als Antwort auf einen konventionellen Angriff einsetzen werde – aber nur, sofern dieser »die Existenz des Staates« bedrohe. Was das genau heißt, bleibt allerdings offen. »Das Dokument ist zweideutig und auch für Experten unverständlich«, bemängelt Arbatow.

Und schließlich hat Putins Haltung zu bestehenden Rüstungsverträgen für Unklarheit gesorgt. Den INF-Vertrag hat Russland mit seiner mutmaßlichen Vertragsverletzung faktisch mitzerstört. Putin kritisierte ihn ohnehin als »einseitige Abrüstung« seitens der Sowjetunion – »Gott allein« wisse, warum die damalige Führung so etwas Unvorteilhaftes unterschrieben habe.

### China: Der große Unbekannte

Am Ostrand der Taklamakan-Wüste liegt Lop Nur, Chinas ehemaliges Testgelände für Atomwaffen. Hier explodierte 1964 Chinas erste Atombombe, entwickelt mit Hilfe aus Moskau. 45 Tests gab es bis 1996. Vorübergehend wurde das Gelände sogar als Touristenattraktion genutzt.

China ist stolz auf sein Atomprogramm. Aber es sieht sich als Atommacht zweiter Ordnung. Peking verfügt Angaben des schwedischen Friedensforschungsinstituts Sipri zufolge nur über 320 Atomsprengköpfe – etwa ein Zwanzigstel der russischen und amerikanischen Arsenale. Keiner der Sprengköpfe sei sofort einsatzbereit. Außerdem verfolgt China seit den Sechzigerjahren eine defensive Nukleardoktrin, die einen Erstschatz ausschließt.

Aber das könnte trügen. »Wir wissen in Wahrheit gar nicht, ob China eine »kleinere Atommacht« ist«, sagt der Militärexperte Zhao Tong vom Carnegie-Tsinghua-Center in Peking. »China hat noch nie eine offizielle Zahl seiner Sprengköpfe genannt, nicht einmal eine grobe Zahl.« Zhao sieht China derzeit an dritter Stelle – »und vor allem ist China eine Weltmacht, die ihr Arsenal massiv ausbaut.«

Das gilt vor allem für Chinas Arsenal ballistischer Raketen, das inzwischen das größte der Welt ist – von keinem Abrüstungsvertrag beschränkt. Besonders stark ist China in der Kategorie der Mittelstreckenraketen mit einer Reichweite zwischen 500 und 5500 Kilometern. »Diese regionalen Systeme sind viel bedeutender als die strategischen Interkontinentalraketen«, sagt Zhao Tong. »Denn jeder ernsthafte Konflikt, in den China verwickelt sein könnte, wird auf der regionalen Ebene ausbrechen – im Streit um Taiwan etwa oder im Südchinesischen Meer.«

Der INF-Vertrag zwischen Washington und Moskau bindet China nicht. Mittelstreckenraketen bilden inzwischen sogar

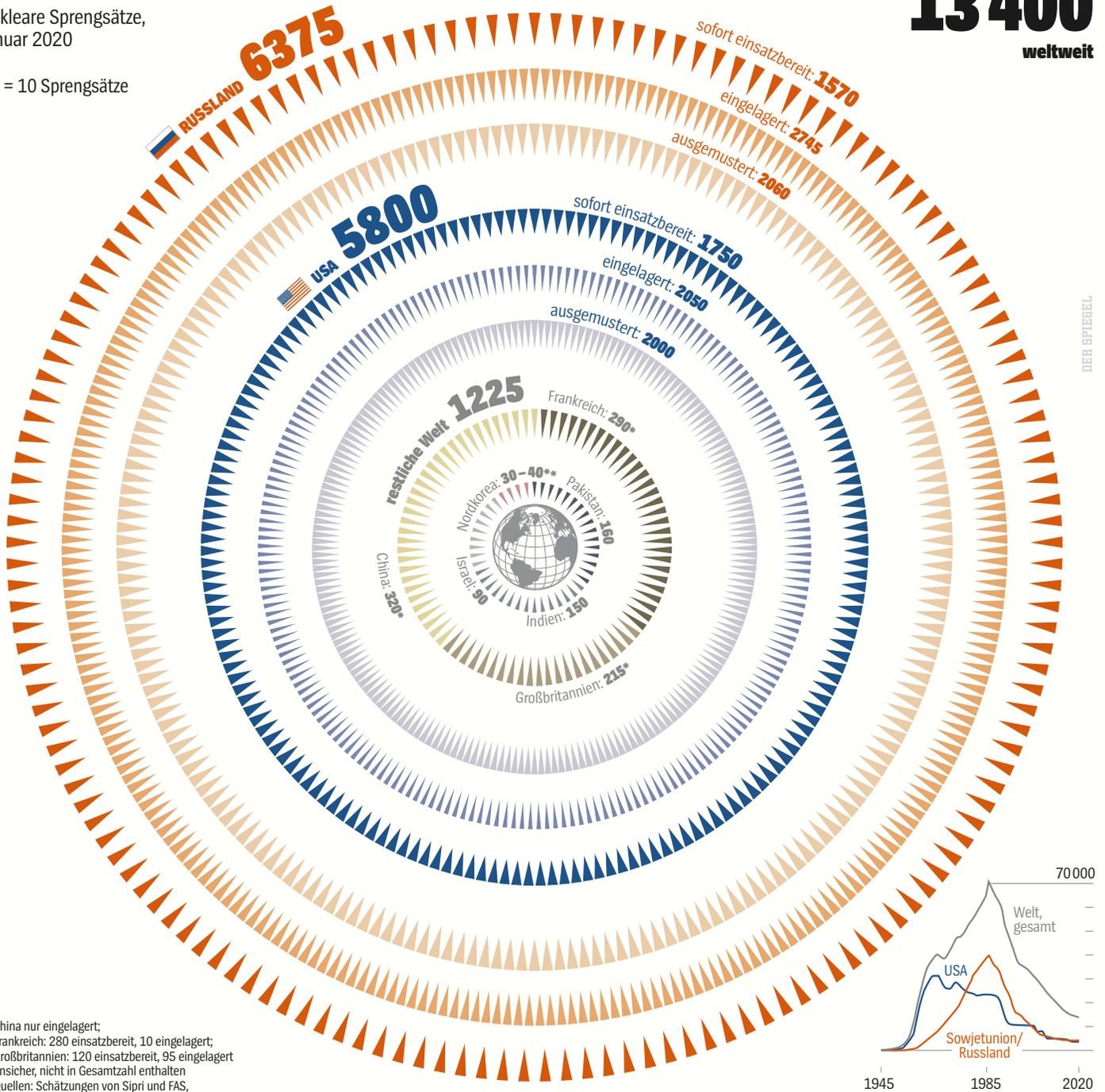
# Arsenal des Schreckens

Nukleare Sprengsätze,  
Januar 2020

▽ = 10 Sprengsätze

# 13 400

weltweit



\* China nur eingelagert;  
Frankreich: 280 einsatzbereit, 10 eingelagert;  
Großbritannien: 120 einsatzbereit, 95 eingelagert  
\*\* unsicher, nicht in Gesamtzahl enthalten  
Quellen: Schätzungen von Sipri und FAS,

das Rückgrat der chinesischen Verteidigungsdoktrin. Bislang lagern die meisten chinesischen Kernwaffen auf Stützpunkten an Land. Dort könnten sie zerstört werden, weshalb Peking zunehmend auf U-Boot-gestützte Kernwaffen setzt.

Hinzu kommt Chinas Sorge vor der immer leistungsfähigeren amerikanischen Raketenabwehr. Als sich 2017 der Streit um Nordkoreas Atomprogramm zuspitzte, stationierte Südkorea eine Einheit des US-Abwehrsystems Thaad. Peking protestierte, weil das Hochleistungsradar auch geeignet sei, weit nach China hineinzuspionieren.

Es gibt Forderungen, das chinesische Abschreckungspotenzial massiv auszubauen. Hu Xijin, Chefredakteur der nationalistischen Pekinger »Global Times«, schlug vor, die Zahl der nuklearen Sprengköpfe in kurzer Zeit auf 1000 zu erhöhen. Auch die auf Mao Zedong zurückgehende »No First Use«-Doktrin ist nicht mehr sakrosankt.

»Noch ist die Mehrheit dafür, an dieser Strategie festzuhalten«, sagt Zhao Tong. »Doch seit ein paar Jahren gibt es vermehrt Stimmen aus dem Militär, die das anders sehen.« China habe einen »sehr zynischen Blick« auf Machtverhältnisse. Es gelte die

Losung: »Die schwächere Partei wird am Ende immer von der stärkeren dominiert.«

Es sei durchaus denkbar, dass China die Zahl seiner Nuklearsprengköpfe in den kommenden Jahren verdopple, darunter auch die von Mehrfachsprengköpfen, die auf den strategischen Langstreckenraketen DF-5 und DF-41 installiert werden können. Peking sehe die Zeit gekommen, den Abstand zu den USA zu schließen, sein Militär zu modernisieren – »und seine Fähigkeiten auf keinen Fall zu begrenzen, geschweige denn zu verringern«. Genau das aber fordern die Vereinigten Staaten. Sie

wollen Peking mit öffentlichem Druck an den Verhandlungstisch zwingen – bislang vergebens.

»China in das ›New Start‹-Abkommen einzubinden ist in der Theorie eine gute Idee«, sagt der frühere US-Verteidigungsminister Robert Gates. »In der Praxis: unmöglich.« China habe keinen Anreiz, an solchen Verhandlungen teilzunehmen.

### Neue Unsicherheit

»Im Kalten Krieg summierten sich alle Atomwaffen auf 1,5 Millionen Hiroshimabomben. Heute sind es nur noch 100 000 Hiroshimabomben«, sagt Alexej Arbatow. »Aber das reicht auch, um der Menschheit ein Ende zu setzen.«

Doch nicht allein die Zahl der Atombomben ist entscheidend – auch die Zahl der Atommächte wächst. Indien und Pakistan halten an ihren Arsenalen fest. Nordkorea unter Diktator Kim Jong Un ist nicht bereit, der Bombe abzuschwören. Iran treibt sein Nuklearprogramm entschlossen voran.

Für Diktaturen sind Atomwaffen mitunter eine Art Lebensversicherung. Solange sie mit der Bombe drohen können, erschrecken ihre Gegner doppelt vor einer Intervention zurück. Das macht die Lage kompliziert.

Vor allem aber ist der wichtigste Garant für den Frieden geschwunden: die Angst, die es erst erlaubt, Kompromisse zu schließen. »Wir haben verlernt, uns vor dem Atomkrieg zu fürchten«, sagt Sokov. »Und das Schlimme ist: Wenn man ihn nicht fürchtet, wird er unausweichlich.«

Weil der 1970 geschlossene Abrüstungsdeal zwischen Atommächten und Nichtatomwaffenmächten zu scheitern droht, hat eine Gruppe von Staaten den Atomwaffenverbotsvertrag initiiert. Er wurde 2017 in einer Uno-Verhandlungsrunde verabschiedet und stellt Atomwaffen auf eine Stufe mit Bio- und Chemiewaffen – als geächtetes Kriegsgerät. Bisher haben 40 Länder den Verbotsvertrag ratifiziert, bei 50 Ratifizierungen tritt er in Kraft, das wird vermutlich im nächsten Jahr der Fall sein.

Der Verbotsvertrag wird bestenfalls die politische Debatte beeinflussen. Rechtlich hat er kaum Folgen – weil ihn keine Atommacht unterzeichnet hat. Auch alle Nato-Länder einschließlich Deutschland halten sich raus. Der Versuch, Atomwaffen ganz einfach mit einem Federstrich zu ächten, während der Rüstungswettlauf längst wieder begonnen hat, ist vor allem eines: gut gemeint. Aber so einfach lässt sich die Bombe nicht mehr aus der Welt schaffen.

Christian Esch, Dietmar Pieper,  
Alexander Sarovic, Bernhard Zand

# »Der Himmel verfärbte sich«

**Traumata** Terumi Tanaka überlebte den Atomangriff auf Nagasaki vor 75 Jahren. Er kämpft bis heute mit den Erinnerungen an das Inferno – und gegen die Bombe.

**A**ls der nukleare Blitz Nagasaki in gleißendes Licht tauchte, riss Terumi Tanaka die Hände vors Gesicht und rannte aus dem Obergeschoss seines Elternhauses die Treppe hinunter. Eine Druckwelle erfasste das Holzhaus, in dem er mit seiner Mutter und zwei jüngeren Schwestern lebte. Halbweise Tanaka verlor das Bewusstsein.

Als er wieder aufwachte, bedeckte ihn eine Glastür. Um ihn herum lag alles durcheinander, Möbel waren umgestürzt, Fenster geborsten, das Dach aufgerissen. Aber der Junge, damals 13 Jahre alt, war unverletzt, dank der Glastür. »Es war ein Wunder«, sagt er.

Dass Tanaka, seine Mutter und die Schwestern überlebten, erklärt er sich auch damit, dass sie 3,2 Kilometer entfernt vom Zentrum der Explosion wohnten, teilweise geschützt durch eine Bergkette. Dahinter, dort, wo die Bombe explodierte, loderten noch Stunden später Feuer.

»Der Himmel verfärbte sich gelb bis rot«, erzählt Tanaka. »Ruß lag über dem Berg, es stank verkohlt.« In einer Schule sah er später, wie Hunderte Verletzte versorgt wurden. Viele litten unter entsetzlichen Verbrennungen. »Einige waren schon tot.«

Am dritten Tag nach der Explosion gingen Tanaka und seine Mutter in die Stadt. Sie wollten nach zwei Tanten und deren Familien schauen. Entlang des Weges lagen Leichen und Menschen, die noch lebten, aber so schwer verletzt waren, dass sie sich nicht aus eigener Kraft fortbewegen konnten.

»Als wir den Berg überquerten, blickten wir auf die Verwüstung, die die Explosion angerichtet hatte. Ich war fassungslos, nichts stand dort mehr.«

Lange irrten sie in der ausgebrannten Stadt umher. Schließlich fanden sie das Grundstück, auf dem das Haus einer der Tanten gestanden hatte. Niemand hatte

überlebt. »Alles war niedergebrannt, überall sah ich schwarz verkohlte Körper.« Auch seine zweite Tante war tot, insgesamt verlor Tanaka fünf Verwandte durch den Angriff.

Die Atombombe, die die Amerikaner am 9. August 1945 über der südwestjapanischen Küstenstadt Nagasaki abwarfen, tötete mehr als 70 000 Menschen. Tausende starben später auch an den Folgen der radioaktiven Strahlung.

Tanaka ist 88, er lebt heute bei Tokio. Er zählt zu den »Hibakusha«, wie die Atombombenopfer in Japan genannt werden. Sie werden immer weniger, im Durchschnitt sind sie älter als 83 Jahre. Wegen der Corona-Pandemie kann man ihn derzeit nicht besuchen. Er berichtet per Zoom über das Trauma, das sein Leben geprägt hat – und ihn zu einem Mahner gegen das atomare Wettrüsten werden ließ.

Tanaka sagt: »Lasst Nagasaki den letzten Ort sein, der einen nuklearen Angriff erleiden musste.«

Dem Satz mag man nicht widersprechen. Aber er klingt fast naiv in einer Welt, die atomar aufrüstet. Zwar gibt es einen Vertrag für das Verbot von Atomwaffen, 2017 wurde er von 122 Staaten gebilligt. Doch die Atomwaffenmächte fehlten und viele ihrer Verbündeten, so auch Japan. Tanaka und die Hibakusha hatten dafür gekämpft, gemeinsam mit ICAN, der Internationalen Kampagne zur Abschaffung von Atomwaffen. Doch die Großmächte modernisieren ihre Arsenale weiter.

In Ostasien hat das verarmte Nordkorea atomare Drohgebärden zur Überlebensstrategie perfektioniert. Und Japan? Das Land vertraut offiziell auf den atomaren Schutzschirm der einstigen Besatzungsmacht USA. Trotzdem hat es aus dem Betrieb seiner Kernkraftwerke 46 Tonnen Plutonium angehäuft – genug, um zahlreiche Nagasaki-Bomben bauen zu können. Dass es so weit kommt, scheint derzeit unvorstellbar. Aber die Japaner sehen sich immer stärker bedroht, nicht nur durch Nordkorea, auch durch das expandierende China. Zugleich schwindet das Vertrauen in die USA. Die regierenden Liberaldemokraten diskutieren über die Anschaf-

**Hilfe bekamen die Opfer kaum, weder von ihrer Regierung noch von den US-Besatzern.**



Noriko Hayashi / DER SPIEGEL

**Zeitzeuge Tanaka:** »Wir wollen alles tun, um Kernwaffen loszuwerden«

fung von Angriffswaffen, um feindliche Raketen bereits vor deren Abschuss auszuschalten. Für Japan wäre schon das ein Tabubruch.

Die Bombe, die Nagasaki zum Schauplatz einer nuklearen Apokalypse machte, hatte ursprünglich eine andere japanische Stadt treffen sollen: die Rüstungsschmiede Kokura auf der südlichen Hauptinsel Kyushu. Doch als der amerikanische Pilot Charles Sweeney die B-29 namens »Bockscar« am Morgen des 9. August über das Zielgebiet flog, versperrten Wolken die Sicht. Sweeney drehte nach Süden ab, und die tödliche Fracht wurde über Nagasaki abgeworfen.

»Ausgerechnet Nagasaki.« Diese Worte hört man oft in Japan. Denn die idyllisch gelegene Hafenstadt galt traditionell als Tor zur Welt. Holländische und chinesische Kaufleute gingen hier an Land, selbst zu einer Zeit, als sich Japan vom Rest der Welt abschottete. Im Untergrund überlebte eine Gemeinde katholischer Christen, die einst von portugiesischen Missionaren bekehrt worden waren.

Und eben über diesem christlichen Stadtteil mit einer prächtigen Kathedrale ließ Amerika die Bombe explodieren. Warum?

Die Strategen in Washington hielten sich nicht auf mit historisch-kulturellen

Details. Aus ihrer Sicht drängte die Zeit. Die Plutoniumbombe, die sie »Fat Man« nannten, war erst am Tag vor dem Abwurf fertig geworden. Nach dem Willen von Präsident Harry S. Truman sollte sie unbedingt eingesetzt werden.

Die Amerikaner rechtfertigten die beiden Nuklearangriffe damit, dass sie Japan zur Kapitulation zwingen wollten, unter Vermeidung hoher eigener Verluste. Das leuchtet zwar teilweise ein: Der Pazifische Krieg, den Japan am 7. Dezember 1941 mit dem Überfall auf den US-Flottenstützpunkt Pearl Harbor in Hawaii angezettelt hatte, wurde von beiden Seiten grausam geführt. Allein bei der verlorenen Schlacht um die südliche Insel Okinawa kamen bis Ende Juni 1945 etwa 262 000 Menschen um; fanatische japanische Offiziere schreckten nicht davor zurück, die Zivilbevölkerung zu opfern.

Militärisch lag Japan im August 1945 jedoch am Boden. Von den Rohstoffbasen in seiner »Großsostasiatischen Wohlstandssphäre« war es abgeschnitten. Mit Brandbomben auf rund 60 Städte hatten die Amerikaner die Infrastruktur und die Rüstungsindustrie ihres Feindes empfindlich geschwächt. Am 6. August 1945 hatten die USA bereits das westjapanische Hiroshima mit der Uranbombe »Little Boy« verwüstet.

Gleichwohl konnten sich Kaiser Hirohito, seine Berater und Generäle selbst nach dem Angriff auf Nagasaki nicht darauf einigen, die Potsdamer Erklärung der USA, Großbritanniens und Chinas vom Juli 1945 anzunehmen und zu kapitulieren. Die Führung im fernen Tokio vertagte sich einmal mehr. Erst Tage nach Nagasaki rang sich der Tenno dazu durch, die Kapitulation anzunehmen.

Den unmittelbaren Anlass für das späte Machtwort, darüber sind sich viele Historiker einig, lieferten nicht die Nuklearbomben. Vielmehr fürchteten der Kaiser und seine Berater eine Besetzung durch die kommunistische Sowjetunion: Am 9. August, elf Stunden vor dem US-Angriff auf Nagasaki, hatte Stalin die Rote Armee in die japanisch besetzte Mandschurei einmarschieren lassen. Ein Vorrücken auf Japan schien nur mehr eine Frage der Zeit – und damit nicht nur die Teilung des Landes, sondern auch das Ende von Hirohito und seiner Monarchie.

Den USA ging es auch darum, ihre neuartige Plutoniumbombe zu testen und die Sowjetunion einzuschüchtern. Der Abwurf auf Nagasaki fand im Zeichen des aufziehenden Kalten Krieges statt.

Der Überlebende Tanaka hörte Hirohitos Kapitulationsrede am 15. August im Rundfunk. »Wir versammelten uns in



**Ruine der Kathedrale im zerstörten Nagasaki 1945:** »Nichts stand mehr«

einem Haus, in dem sich noch ein funktionierendes Radio fand«, berichtet er. Hirohito forderte die Untertanen in seinem fistelnden Hofjapanisch auf, »das Unerträgliche zu ertragen«. Tanaka konnte es nicht fassen: »Niemand glaubte, dass der Krieg zu Ende war. Wir dachten, was war das denn für eine Ansprache?«

In Hiroshima und Nagasaki hatten die Amerikaner in letzter Minute dafür gesorgt, dass viele Japaner ihre Nation bis heute weniger als Täter denn als Opfer des Krieges sehen. Wer anderes behauptet, lebt gefährlich: 1988 machte Nagasakis damaliger Bürgermeister Hitoshi Motohima den Kaiser für den Krieg verantwortlich. Gut ein Jahr später wurde Motohima von einem Ultrarechten angeschossen.

Die Überlebenden von Nagasaki hatten andere Sorgen, als sich über die Schuldfrage Gedanken zu machen. Tanaka musste neben der Schule Geld verdienen, um die Familie mit zu ernähren. Er erlebte, wie Nachbarn und Mitschüler an der Strahlenkrankheit verendeten. »Viele starben, obwohl sie äußerlich unverletzt waren«, sagt er. Ein Schulkamerad starb an Leukämie.

Hilfe bekamen die Opfer jahrelang kaum, weder von ihrer Regierung noch von den US-Besatzern. Und den Stadt Vätern von Nagasaki wurde die Erinnerung an die Bombe lästig. Sie wollten Nagasaki als Kulturstadt neu aufbauen. Die Ruine der Kathedrale ließen sie 1958 abreißen und später durch einen Neubau ersetzen. Aktivisten hatten die Reste als

Mahnmal bewahren wollen, ähnlich der berühmten »Atombomben-Kuppel« in Hiroshima.

Japan expandierte nun wirtschaftlich. Auf widersprüchliche Weise war die Nation fasziniert vom Atom, auch Tanaka: Er hoffte, die Kernenergie zu bezwingen, für friedliche Zwecke. Unter dem Slogan »Atoms for Peace« schickten die USA damals unter US-Präsident Dwight D. Eisenhower eine Ausstellung über die Vorzüge der Kernenergie durch Japan. In Tokio studierte Tanaka Ingenieurwesen, als Experte für Werkstoffe erprobte er später Stahl für Japans erste Kernkraftwerke.

Die Opfer von Hiroshima und Nagasaki gerieten in Vergessenheit – oder sie wurden diskriminiert aus Furcht vor Ansteckung und Erbkrankheiten. Tanaka sagt: »Wer Nagasaki überlebt hatte, hielt den Mund.« Als sein erstes Kind tot zur Welt kam, fragte er sich, ob dies eine Folge radioaktiver Strahlung sei. Zwar waren seine drei weiteren Kinder gesund, wie er auch. »Aber die Angst blieb stets da.«

Im März 1954, Tanaka war damals Student, wurde das Atomtrauma für Japan mit einem Schlag wieder präsent. Die Amerikaner testeten nahe dem Bikini-Atoll im Pazifik die Wasserstoffbombe »Bravo«. Dabei wurden 23 japanische Fi-

## **Auch die Hibakusha unterschieden zwischen böser Bombe und guter Kernenergie.**

scher verstrahlt, die in der Region mit ihrem Trawler Thunfisch fingen; einer von ihnen starb gut ein halbes Jahr später.

Wieder waren Japaner amerikanischen Kernwaffen zum Opfer gefallen. Aus Furcht vor Strahlung kauften Hausfrauen keinen Fisch mehr. Die Bezirksversammlung von Suginami in Tokio verabschiedete einen Appell für ein Verbot der Wasserstoffbombe. Bis August 1955 unterschrieben ihn mehr als 30 Millionen Japaner. Im selben Monat fand in Hiroshima ein Weltkongress gegen Atom- und Wasserstoffbomben statt.

Unter dem Druck der Öffentlichkeit verabschiedete das Parlament 1957 ein Gesetz, das die medizinische Versorgung der Hibakusha garantierte. Der Hidankyo, der Verband der Atom- und Wasserstoffbombenopfer, gewann Einfluss. Auch Tanaka wurde dort aktiv.

Doch auch Hibakusha unterschieden weiter zwischen böser Bombe und guter Kernenergie. »Viele von uns arbeiteten in der Strombranche«, sagt Tanaka.

Erst nach dem Super-GAU im Kernkraftwerk Fukushima, der im März 2011 weite Teile von Nordostjapan radioaktiv verseuchte, forderte er im Namen von Hidankyo die Abschaltung aller Kernkraftwerke. Doch die Regierung ließ bald erste Reaktoren wieder hochfahren.

Auch in Sachen Abrüstung wurden die Hibakusha enttäuscht. Zwar horchten sie auf, als der damalige US-Präsident Barack Obama 2009 für eine Welt ohne Atomwaffen warb. Als Obama gegen Ende seiner Amtszeit 2016 als erster amtierender US-Präsident Hiroshima besuchte, saß Tanaka unter den Ehrengästen. Aber er spürte: »Obama wusste, dass er zu diesem Zeitpunkt nichts mehr erreichen konnte.« Der Auftritt wirkte wie eine Abschiedsgeste.

Unter Obamas Nachfolger lodert die Angst vor einem Atomkonflikt so sehr auf wie lange nicht. Im August 2017 drohte Donald Trump, Nordkorea mit »Feuer und Zorn« zu überziehen, »wie es die Welt noch nicht gesehen hat«. Mit ähnlichen Worten hatte Präsident Truman 72 Jahre zuvor den Abwurf auf Hiroshima bejubelt: als »Regen der Zerstörung aus der Luft, wie er noch nie auf Erden gesehen wurde«.

Am 6. und 9. August werden Hiroshima und Nagasaki zum 75. Mal der Atomopfer gedenken. Tanaka wollte dabei sein. Doch wegen Corona gibt es keine großen Feiern. Er will die Nachgeborenen weiter aufrüfteln, gemeinsam mit anderen Atombombenopfern, auch über digitale Medien. »Wir wollen alles tun, um Kernwaffen zu unseren Lebzeiten loszuwerden«, sagt er. »Dafür müssen wir möglichst lange leben.«

Wieland Wagner

# Der eingebildete Staatsmann

**Analyse** Der türkische Präsident Recep Tayyip Erdoğan destabilisiert mit seiner aggressiven Außenpolitik die Region. Die Europäer haben auf seinen neo-osmanischen Ehrgeiz keine Antwort.

Im Jahr 2001 veröffentlichte Ahmet Davutoğlu, ein bis dahin weitgehend unbekannter Istanbuler Politikprofessor, ein Buch mit dem Titel »Stratejik Derinlik« (»Strategische Tiefe«), in dem er eine Neuausrichtung der türkischen Außenpolitik forderte. Die Türkei hatte sich seit ihrer Gründung durch Atatürk 1923 als neutraler Staat definiert. Zwar stand sie als Nato-Partner im Kalten Krieg an der Seite des Westens, aber aus den Konflikten in der Region, insbesondere im Nahen Osten, hielt sie sich weitgehend heraus.

Davutoğlu hingegen sah für die Türkei in der Tradition des Osmanischen Reichs eine Führungsrolle zwischen Nordafrika und dem Balkan vor. Bei dem neuen, islamistischen Premier Recep Tayyip Erdoğan kam diese Haltung gut an. Ihm schwebte ohnehin ein Bruch mit Atatürks Prinzipien vor. Erdoğan machte Davutoğlu zu seinem außenpolitischen Berater, später zum Außenminister und Premier. Experten prägten einen Begriff für den neuen türkischen Ehrgeiz: Neo-Osmanismus.

Inzwischen haben sich Erdoğan und sein Chefstrategie überworfen. Davutoğlu hat die Regierungspartei AKP im vergangenen Jahr verlassen und eine eigene Partei gegründet. Seine Doktrin, der Neo-Osmanismus, gilt heute jedoch mehr denn je. Und das, obwohl sie nach Rückschlägen für die Türkei unter anderem in Syrien bereits als erledigt galt.

Gerade erst vollzog die Regierung mit viel Pomp die Umwandlung der Hagia Sophia in Istanbul in eine Moschee. Atatürk hatte den Bau einst zum Museum erklärt. Erdoğan nahm dort vergangene Woche persönlich am Freitagsgebet teil. Das Datum war bewusst gewählt: Am 24. Juli 1923 unterzeichneten Atatürk und die Alliierten den Vertrag von Lausanne, der das Territorium der modernen Türkei bestimmte. Erdoğan sendete zwei Botschaften aus: Das Erbe Atatürks wird endgültig abgewickelt. Und die Türkei erkennt bestehende Grenzen nicht länger an.

Was das bedeutet, machte er klar, als er ebenfalls vergangene Woche ein Forschungsschiff in Richtung griechische Inseln schickte, um dort nach Rohstoffen zu suchen. Griechenland reagierte, indem es sein Militär in Alarmbereitschaft versetzte. Erst eine Intervention Deutschlands beruhigte Medienberichten zufolge den Konflikt. Eine bewaffnete Auseinandersetzung zwischen den beiden Nachbarn ist vorerst abgewendet, sie wollen Verhandlungen aufnehmen, der Streit aber nur vertagt. Ankara nutzt jede Gelegenheit, Griechenland zu provozieren.

Offiziell ist die Türkei Nato-Mitglied und EU-Beitrittskandidat. Seit einiger Zeit jedoch verhält sie sich immer öfter wie ein Konkurrent des Westens, manchmal wie ein Feind.

Erdoğan ließ sein Militär trotz heftiger Proteste aus Europa und den USA in Syrien einmarschieren, um die kur-

dische Miliz YPG aus dem Grenzgebiet zu vertreiben. In Libyen hat er das Regime von Premier Fayez Sarraj aufgerüstet, obwohl er sich noch im Januar auf einem Gipfel in Berlin dazu verpflichtet hatte, sich aus dem Bürgerkrieg rauszuhalten. Im Juni standen türkische Kriegsschiffe im Zwist um mutmaßliche Waffenlieferungen nach Libyen wohl kurz davor, eine französische Fregatte unter Beschuss zu nehmen.

Erdoğan steht innenpolitisch unter Druck wie selten zuvor. Die wirtschaftlichen Aussichten, die schon vor Corona düster waren, haben sich durch die Pandemie weiter verschlechtert. Mit Davutoğlu und dem früheren Außenminister Ali Babacan erwächst ihm erstmals Konkurrenz im konservativen Lager.

Trotzdem wäre es zu kurz gegriffen, Erdoğan's außenpolitische Abenteuer als Ablenkungsmanöver abzutun. Der türkische Präsident hält sich, nach allem, was man aus seinem Umfeld hört, tatsächlich für einen bedeutenden Staatsmann – in einer Reihe mit den Amtskollegen aus den USA, China, Russland.

Davutoğlu's Imperialismus war vor allem religiös motiviert. Er wollte die Türkei als sunnitische Führungsmacht etablieren, ein Vorhaben, das in den Jahren nach dem Arabischen Frühling kläglich scheiterte. Erdoğan ist zwar auch ein Islamist. Ihm geht es aber vor allem um seine internationale Bedeutung. Ideologie ist dabei zweitrangig.

Der türkische Neo-Osmanismus im Jahr 2020 ist deshalb anders als in den ersten Jahren der AKP-Regierung: pragmatischer, wahlloser, unberechenbarer. Erdoğan macht es ähnlich wie Wladimir Putin. Er geht überall dort rein, wo sich gerade die Gelegenheit bietet: Er plant Militärstützpunkte in Nordafrika, baut Moscheen auf dem Balkan, hält Teile Syriens besetzt.

Ankara nutzt das Vakuum aus, das sich durch den Rückzug der USA aus der Weltpolitik bietet. Für ambitionierte Mittelmächte war der Einsatz, der nötig ist, um den Verlauf der Geschichte mitzubestimmen, schon lange nicht mehr so gering wie heute. In Libyen genügten Erdoğan einige Tausend syrische Söldner, um sich zum inoffiziellen Herrscher über den Westen des Landes aufzuschwingen.

Die Europäer haben auch nach fast zwei Jahrzehnten keinen Weg gefunden, mit dem Unruhestifter aus Ankara angemessen umzugehen. Sie hätten durch die engen Wirtschaftsbeziehungen zur Türkei Mittel in der Hand, Erdoğan Einhalt zu gebieten. Die EU und die Bundesregierung könnten notfalls durch Wirtschaftssanktionen Druck auf die Türkei ausüben. Stattdessen sehen sie in einer Mischung aus Hilflosigkeit und Gereiztheit dabei zu, wie der türkische Staatschef seinen Einfluss ausbaut – und die Region immer weiter destabilisiert.

Maximilian Popp



Türkisches Forschungsschiff

Anadolu Agency / Getty Images



Bloomberg / Getty Images

**Militärübung an der Westküste Taiwans:** Bedingt abwehrbereit

# Chinesischer Traum

**Taiwan** Erst Hongkong, dann Taiwan? Peking droht immer deutlicher mit der »Wiedervereinigung« – und das lässt viele eine Invasion der Insel befürchten.

**V**or Taiwans Küste haben sich Kriegsschiffe in Stellung gebracht, Geschosse lassen Wasserfontänen aus dem Meer aufspritzen. Über dem Strand feuern Kampfhubschrauber Raketen ab, Militärjets fliegen am Himmel, ein Panzerverband rollt über Dünen. 8000 taiwanische Soldaten spielen an diesem Tag im Juli den Albtraum durch: einen Krieg mit China.

In der jährlichen »Han Kuang«-Simulation stellt Taiwans Militär seit 1984 seine Fähigkeiten zur Schau. In diesem Jahr fand die Übung unter veränderten Vorzeichen statt: Seit die Regierung in Peking mit einem Staatssicherheitsgesetz Hongkong unter seine Kontrolle gebracht hat, fühlt sich Taiwan bedroht wie selten zuvor.

Chinas offensichtliche Missachtung internationaler Konventionen in Hongkong lässt eine Invasion Taiwans nicht mehr undenkbar erscheinen.

Das Vorgehen der Kommunistischen Partei in Hongkong »ist weit aggressiver, als es sich irgendjemand ausgemalt hat«, sagt Ian Easton vom Project 2049 Institute in Arlington, das sich mit Sicherheitsfragen in Asien befasst. »Taiwan könnte als Nächstes dran sein.«

Easton fürchtet, dass ein Unfall oder eine gezielte Provokation schnell zu einer Eskalation führen könnte. Er hält eine schwere Krise in den kommenden zwei bis drei Jahren für »sehr wahrscheinlich«. Hardliner in China drohen mittlerweile unverhohlen mit Krieg. »Irgendwann um 2021 herum werden wir Taiwan definitiv befreien«, sagt Li Su, Chef des Pekinger Modern Think-Tank Forums. »Vor dem Hintergrund des Experiments in Hongkong werden wir den Menschen in Taiwan sagen: Wir haben einen Weg, mit euch fertigzuwerden.«

Taiwan ist de facto ein eigener Staat, auch wenn seine Führung eine formelle

Unabhängigkeitserklärung bislang stets vermieden hat – sie wäre ein Kriegsgrund für Peking, das die Herrschaft über die Insel beansprucht.

Chinas nationalistische Regierung war 1949 vom Festland dorthin geflohen, nachdem sie den Bürgerkrieg gegen die Kommunisten verloren hatte. Jahrzehntlang pflegten beide Seiten ihre Feindschaft, bis parallel zur Demokratisierung Taiwans in den Achtzigerjahren eine Annäherung einsetzte.

1992 mündete sie in dem Einverständnis, dass es nur »ein China« gebe – wobei beide Seiten unterschiedlich interpretierten, was darunter zu verstehen und wie es zu verwirklichen sei.

Bei der Wahl im Januar holte Taiwans Präsidentin Tsai Ing-wen 57 Prozent der Stimmen. Damit wurde eine Frau im Amt bestätigt, die Distanz gegenüber Peking zum Kern ihrer Politik gemacht hat.

Nicht zuletzt dank ihrer erfolgreichen Epidemiebekämpfung stieg Tsais Beliebtheit im Mai auf den Rekordwert von 73 Prozent.

Zu ihrem Höhenflug haben aber auch die Vorkommnisse in Hongkong beigetragen. Im Wahlkampf hat Tsai immer wieder auf den Preis hingewiesen, den die dortige Demokratiebewegung für ihre Auflehnung gegen Peking bezahlt. Am 1. Juli, sobald

in Hongkong das Staatssicherheitsgesetz galt, öffnete in Taipeh ein neues Amt, das Hongkongern bei der Übersiedlung helfen soll. Der Schritt fand über Taiwans politische Lager hinweg Unterstützung.

Von China wenden sich die Taiwaner zunehmend ab. In einer im Mai veröffentlichten Umfrage des Pew Research Centers gaben fast zwei Drittel der Befragten an, ihre Meinung über das Land sei »unvorteilhaft«.

Immer mehr bildet sich eine dezidiert taiwanische, demokratisch konnotierte Identität heraus. Laut einer aktuellen Umfrage empfinden sich 67 Prozent der Inselbevölkerung ausschließlich als Taiwaner, so viele wie nie seit Beginn der Befragung 1992. Der Anteil derer, die sich ausschließlich als Chinesen beziehungsweise als taiwanisch und chinesisch zugleich definieren, sank jeweils auf einen Tiefststand.

Chinas Mächtige registrieren, dass die Zeit gegen sie arbeitet. So sprach Premier Li Keqiang in seiner Eröffnungsrede auf dem Nationalen Volkskongress im Mai erstmals nicht von der erhofften »friedlichen Wiedervereinigung« mit Taiwan, wie es seit vier Jahrzehnten die Sprachregelung gewesen war – sondern nur von einer »Wiedervereinigung«.

Wenige Tage später wiederholte Außenminister Wang Yi diese verkürzte Formulierung.

Staats- und Parteichef Xi Jinping hat bereits auf dem Parteitag 2017 klargestellt, dass sein »Chinesischer Traum« die Vereinigung mit Taiwan umfasse. Seither hat er in zwei Reden unterstrichen, diese Aufgabe dürfe nicht »von Generation zu Generation weitergereicht« werden.

Xi ist 67 Jahre alt. Es würde ihm seinen Platz in der Geschichte sichern, würde China sich unter seiner Führung Taiwan einverleiben. Das ginge jedoch, anders als in Hongkong, wohl nur mit militärischen Mitteln.

Im Schatten der Corona-Pandemie haben Chinas Luftwaffe und Marine seit Mitte Januar mindestens zehn Übungen nahe Taiwan abgehalten.

Mindestens zweimal überquerten dabei mehrere chinesische Kampfjets die Medianlinie in der Meerenge; vor 2019 war es 20 Jahre lang nicht zu einer vergleichbaren Verletzung des taiwanischen Luftraums gekommen.

Der chinesische Flugzeugträger »Liaoning« und fünf weitere Kriegsschiffe durchquerten im April die nahe gelegene Straße von Miyako. In einem Fall richtete ein chinesisches Kampfflugzeug sein Gefechtsradar auf einen taiwanischen Jet.

Im Kriegsfall, so die Annahme von Expertinnen und Experten, dürfte China mit seinem Raketens Arsenal zunächst Taiwans Häfen, Kriegsschiffe und Luftwaffenstütz-

punkte ausschalten. Hacker würden Kommunikationsinfrastruktur ins Visier nehmen, Schläferzellen in Taiwan Attentate auf führende Politiker verüben. Um Truppen in ausreichender Stärke einzusetzen, verfügte China lange über zu wenige Schiffe, doch die Kapazitäten der Marine werden rasch ausgebaut, auch die Zahl der chinesischen Helikopter ist gestiegen.

Nach Angaben des Washingtoner Center for Strategic and International Studies betreibt China zudem das »aktivste und diverseste Raketenentwicklungsprogramm der Welt«. Peking brüstet sich mit seinem »Carrier Killer«, der ballistischen Mittelstreckenrakete »Dongfeng-26«, die angeblich einen Flugzeugträger versenken kann.

Zum blutigsten Teil des Kampfes würde sich wohl die eigentliche Besetzung entwickeln. Nur 14 Strände auf Taiwan eignen sich für die Anlandung von Truppen, sie sind relativ gut zu verteidigen. Schätzungen zufolge müsste China bis zu einer Million Soldaten einsetzen, um Taiwans rund 180 000 Kampftruppen zu überwältigen.

Die entscheidende Frage ist, wie sich die Vereinigten Staaten, Taiwans Schutzmacht, im Falle eines chinesischen Angriffs verhalten würden.

Würden sie Taiwan verteidigen und damit einen großen Krieg mit China riskie-

ren? Oder würden sie die Volksrepublik gewähren lassen?

Im Juni haben die USA infolge der Provokationen Chinas drei Flugzeugträgerverbände in den Indopazifik entsandt. Erst am Mittwoch hat der US-Abgeordnete Ted Yoho den »Taiwan Invasion Prevention Act« ins Repräsentantenhaus eingebracht, der die inoffizielle Sicherheitsallianz der beiden Länder stärken soll.

Trotz des guten Stands der bilateralen Beziehungen befürchtet Analyst Easton jedoch, dass die Abschreckungskraft der USA schwindet: Präsident Donald Trumps Wankelmut gegenüber Bündnispartnern und sein Unwille, sein Land in Kriege zu führen, könnten China zu Fehleinschätzungen verleiten.

»Wann würden wir in Taiwan eintreffen? Würden wir überhaupt etwas tun?«, fragt er. »Ich glaube, die Antwort ist ja, aber angesichts unserer derzeitigen Positionierung kann das niemand mit Bestimmtheit sagen.«

Taiwan muss sich deshalb zunehmend auf sich selbst verlassen. Wie gut sich das taiwanische Militär im Konfliktfall schlagen würde, darüber gehen die Einschätzungen auseinander.

Der Verteidigungsexperte Wendell Minnick, der seit 25 Jahren in Taiwan lebt, attestiert den Streitkräften eine schlechte Ausbildung und eine schwache Moral. Der unabhängige taiwanische Sicherheitsanalyst Liao Yen-fan sagt dagegen, trotz berechtigter Kritikpunkte stehe die Kampfbereitschaft nicht infrage.

In einem Punkt jedoch herrscht Konsens: Um China zu signalisieren, dass eine Invasion unvermeidbare Kosten mit sich bringen würde, brauchte Taiwan eine schlagkräftige Reservistenarmee – schließlich könnten die regulären Truppen von einer chinesischen Übermacht schnell aufgerieben werden. Trainingsstand und Ausrüstung der rund zwei Millionen Reservisten gelten jedoch als mangelhaft.

Sie müssten besser ausgestattet werden, findet auch Enoch Wu, Mitglied der Regierungspartei DPP, der selbst in einer Spezialeinheit gedient hat.

»Wenn wir unsere Absicht und Fähigkeit demonstrieren könnten, einen langwierigen Bodenkrieg zu kämpfen, wäre das für mich eine glaubhafte Abschreckung«, sagt er.

»Bisher haben wir uns aber nicht dazu durchgerungen, das zum Teil unserer Verteidigungsstrategie zu erklären.« Das liege wohl auch daran, dass sich die Aussicht auf einen Kampf auf heimischem Boden der Bevölkerung schlecht verkaufen lasse: »Das ist nichts, worüber gewählt Repräsentanten gern sprechen.«

Georg Fahrion



**Präsidentin Tsai**  
Auf Distanz zu Peking



200 km  
DER SPIEGEL

Quelle: Ian Easton

# »Menschen sterben, weil Donald versagt hat«

**SPIEGEL-Gespräch** Ein inkompetenter Geschäftsmann und Narzisst, dem nicht mal der Tod des eigenen Bruders etwas ausmachte, so beschreibt Mary Trump ihren Onkel, den US-Präsidenten. Sie hält ihn für gefährlich – und warnt ihre Landsleute davor, ihn zu wählen.

*Es gibt eine Reihe von Enthüllungsbüchern über Donald Trump. Doch kaum eines sorgte in den USA so sehr für Furore wie jenes von Mary Lea Trump, der einzigen Nichte des US-Präsidenten. Trump, 55, kennt den Präsidenten seit ihrer Kindheit, ihr Vater Fred Trump Jr., Donald Trumps älterer Bruder, starb 1981. Heute ist Mary Trump promovierte Psychologin. In »Zu viel und nie genug: Wie meine Familie den gefährlichsten Mann der Welt erschuf« schildert sie, wie Donald Trump schon als Kind lernte, zu lügen und zu betrügen\*. In den USA verkaufte sich das Buch bereits mehr als 1,4 Millionen Mal. Nun erscheint es auf Deutsch.*

**SPIEGEL:** Ms Trump, Sie nennen Donald Trump in Ihrem Buch den gefährlichsten Mann der Welt. Wie meinen Sie das?

**Trump:** Das Zusammenspiel seiner Pathologien und seiner Macht ist äußerst gefährlich. Jeder Mann oder jede Frau in dieser Position ist potenziell gefährlich. Aber mein Onkel hat eindeutig nicht die intellektuelle Kapazität oder die Impulskontrolle, als dass man ihm vertrauen könnte.

**SPIEGEL:** Was ging Ihnen durch den Kopf, als er 2016 zum Präsidenten gewählt wurde?

**Trump:** Ich war am Boden zerstört. Auf merkwürdige Weise nahm ich es persönlich. Früher war ich stolz auf meinen Nachnamen, weil er einfach cool klang. Nun hörte ich den Namen andauernd in Zusammenhang mit einer Person, die all diese schrecklichen Dinge tut. Es fühlte sich an wie Körperverletzung.

**SPIEGEL:** Wie war es, als eine Trump aufzuwachsen?

**Trump:** Es war völlig normal, weil wir keine Außenperspektive hatten. Ich fuhr am Wochenende zu meinen Großeltern und vertrieb mir da die Zeit.

**SPIEGEL:** Ihr Urgroßvater, Friedrich Trump, wurde in Kallstadt, im heutigen Rheinland-Pfalz, geboren und starb in New York während der Grippepandemie

von 1918. Wurde jemals über seinen Tod gesprochen oder über die deutsche Herkunft Ihrer Familie?

**Trump:** Nein. Mein Großvater sprach nie über seinen Vater. Ich glaube nicht, dass ihn sein Tod besonders gestört hat. Mein Großvater war ein Amerikaner der ersten Generation. Das hieß: totale Assimilation, kein Stolz auf das Herkunftsland. Und Donald hat seine Herkunft vor allem deshalb nicht zum Thema gemacht, weil er in der Firma oft mit Juden zu tun hatte. Anscheinend verstand er nicht, dass Menschen zwischen einer deutschen Herkunft und einem Nazi unterscheiden können.

**SPIEGEL:** Ihr Vater, Donalds älterer Bruder Fred Jr., sollte das Immobilienimperium der Familie übernehmen. Stattdessen machte Ihr Großvater Donald zum Erben.

**Trump:** Es gab keine emotionale Bindung oder Zuneigung zwischen meinem Großvater und seinen Kindern. Er hatte keine wahren menschlichen Gefühle. Noch entscheidender war, dass er Menschen nur für seine eigenen Zwecke benutzte. Wenn sie seine Zwecke nicht erfüllten, verstieß er sie – wie meinen Vater. In meiner Familie konnte es nur einen Gewinner geben. Mit der Zeit wurde klar, dass das nicht mein Vater Freddy sein würde. Also tat Donald alles, um sicherzustellen,

dass er der Gewinner ist. Egal auf wen er dabei treten musste.

**SPIEGEL:** Ihr Vater wurde Pilot, anstatt ins Familiengeschäft einzusteigen.

**Trump:** Mein Vater wurde fast täglich niedergemacht. Er war ein professioneller Pilot, doch mein Großvater beschimpfte ihn, sagte, dass er nicht besser sei als ein Busfahrer. Mein Vater war nicht in der Lage, der Sohn zu sein, den mein Großvater wollte. Mein Großvater war bereit, alles zu tun, um seine Agenda voranzutreiben. Als ich das endlich verstand, als Erwachsene und auch durch meine Ausbildung als Psychiaterin, wurde mir klar, dass mein Großvater ein Soziopath war. Das ist keine Übertreibung. Ich meine das im klinischen Sinne.

**SPIEGEL:** Ihr Vater wurde zum Alkoholiker. Wie ging die Familie damit um?

**Trump:** Wenn Alkoholismus nicht als Krankheit mit stark genetischer Komponente verstanden wird, sondern als moralisches Versagen, kann die kranke Person nie gesund werden – zumal mein Vater keine Hilfe von außerhalb bekam. Donald, der siebeneinhalb Jahre jünger war, hatte den Vorteil, am Beispiel meines Vaters zu sehen, was er nicht tun durfte und wie er nicht sein durfte.

**SPIEGEL:** Donald ahmte seinen Vater nach?

**Trump:** Vom Charakter her sind sie sich nicht so ähnlich, wie es scheint. Mein Großvater war ein sehr kompetenter Mann. Er war ein erfolgreicher Geschäftsmann. Donald ist nichts davon. Er ist inkompetent und war nie gut in seinem Geschäft. Doch mein Großvater erkannte Donalds Gespür für die Medien. Er sah Donald als jemanden, der bereit war, alles zu tun, um zu gewinnen; bereit zu lügen, zu betrügen, andere zu verarschen, zu stehlen.

**SPIEGEL:** Gab es keinen mildernden Einfluss? Ihre Großmutter?

**Trump:** Das ist einer der faszinierenden Aspekte dieser Geschichte. Es gab keinen mildernden Einfluss. Als Kind wurde Donald von seiner Mutter im Stich gelassen. Das war nicht ihre Schuld. Sie war an einem entscheidenden Punkt seines Leben sehr krank und abwesend. Von da



**Autorin Trump**

»Ich war am Boden zerstört«

\* Mary L. Trump: »Zu viel und nie genug«. Heyne; 288 Seiten; 22 Euro. Erscheint am 12. August. Das Gespräch führte der Redakteur Marc Pitzke.



The LIFE Picture collection / Getty Images

**Eltern Fred, Mary, Brautpaar Donald, Marla Trump 1993: »Wie eine Sekte«**

an erlebte Donald niederschmetternde Einsamkeit. Seine einzige wirkliche menschliche Verbindung wurde ihm genommen. Für seinen Charakter war das verheerend. Während mein Großvater meinen Vater drängte, der Beste zu sein, der Gewinner, ging er bei Donald noch einen Schritt weiter. Donald war nicht nur der Beste. Er hatte auch nie unrecht.

**SPIEGEL:** Erklärt das den Mythos von Trump als Macher?

**Trump:** Donald musste einen Weg finden, um zu überleben, und das meine ich durchaus wörtlich. Es ist erstaunlich, wie viele Menschen und Institutionen bereit waren, das »Projekt Donald« meines Großvaters zu übernehmen, diesen Mann zu unterstützen und zu fördern, obwohl er es nicht wert ist, gefördert zu werden. Das begann mit den Medien in den späten Siebzigern und Achtzigern und ging weiter mit den Banken und der Republikanischen Partei.

**SPIEGEL:** Ahnte Ihr Großvater, in welche Richtung sich sein Sohn entwickeln würde?

**Trump:** Ich glaube nicht, dass mein Großvater sofort verstanden hat, wie schlimm Donald werden würde. Erst nach dem Fiasco von Atlantic City konnte auch er

nicht mehr leugnen, dass Donald als Geschäftsmann eine Katastrophe war.

**SPIEGEL:** Donald Trump trieb in Atlantic City mehrere Casinos in den Ruin.

**Trump:** Donald schien nicht zu verstehen, wie das Glücksspiel funktioniert. Anstatt ein Casino zu betreiben, das erfolgreich hätte sein können, unterhielt er drei, die sich kannibalisieren. Und er führte sie schlecht. Schon kurz nach der Eröffnung seines dritten Casinos, des Taj Mahal, steckte er in Schwierigkeiten. Mein Großvater schickte einen Chauffeur nach Atlantic City mit 3,35 Millionen Dollar, um Chips zu kaufen und aus dem Casino zu schaffen. Das war illegal, weil es sich um ein verdecktes Darlehen handelte, für das niemand Zinsen entrichtete. Mein Großvater musste eine Geldstrafe zahlen, aber ein paar Tage später tat er dasselbe in einem weiteren von Donalds Casinos.

»Donald schien unglaublich reich, aber alles war von meinem Großvater finanziert.«

**SPIEGEL:** Ihren Vater dagegen ließ er arm und allein sterben.

**Trump:** Mein Großvater hasste es, an die Existenz meines Vaters erinnert zu werden. Nachdem mein Vater seinen Job als Pilot verloren hatte, stellte er ihn als Wartungsarbeiter bei Trump Management ein, einem Imperium im Wert von Hunderten Millionen Dollar, das mein Vater eigentlich hätte übernehmen sollen. Stattdessen musste er nun in einem Truck herumfahren. Daran ist an sich nichts auszusetzen, aber wegen der Symbolik war das eine der größten Grausamkeiten, die er ihm antat, wenn auch nicht die letzte. Mit 39 wurde mein Vater sehr krank. Er hatte immer ungesund gelebt und musste nun am Herzen operiert werden. Trotzdem wurde er danach immer schwächer und konnte nicht mehr aufstehen. Mein Großvater hatte Beziehungen zu etlichen Krankenhäusern. Das Jamaica Hospital benannte einen Flügel nach meinen Großeltern, weil sie so viele Millionen Dollar gespendet hatten. Aber mein Vater landete in einem beliebigen Krankenhaus in Queens, wo er dann starb. Und niemand war bei ihm.

**SPIEGEL:** Auch nicht sein Bruder?

**Trump:** Donald und seine Schwester Elizabeth gingen an dem Tag ins Kino.

**SPIEGEL:** Trump hat Reue bekundet, Ihren Vater unter Druck gesetzt zu haben – aber nicht, ihn am Sterbebett allein gelassen zu haben.

**Trump:** Es machte ihm, glaube ich, nichts aus, dass sein Bruder allein starb. Schauen Sie mal, was gerade in unserem Land passiert. Menschen sterben, weil Donald versagt hat.

**SPIEGEL:** Was machte Donald Trump zu der Zeit, als Ihr Vater erkrankte?

**Trump:** Er war mit dem Trump Tower beschäftigt oder besser, er begann, das Geld, die Macht und die Verbindungen meines Großvaters auszunutzen, um den Trump Tower durchzusetzen. Donald schien immer unglaublich reich, aber bis dahin war alles von meinem Großvater finanziert.

**SPIEGEL:** Gibt es gar nichts, was Sie an Ihrem Onkel schätzen?

**Trump:** Vor langer Zeit hatte er offenbar die Neigung, gütig zu sein. Aber davon ist nichts mehr übrig.

**SPIEGEL:** Ging er in die Kirche? Viele Evangelikale lieben ihn.

**Trump:** Er hat keinerlei religiöse Anwendungen. Und das ist nicht mal das Problem. Das Problem ist die Heuchelei. Das Problem ist seine Bereitschaft, den Glauben anderer auszunutzen, um sie zu überzeugen, dass ihm ihre Interessen am Herzen liegen. Das ist wie eine Sekte.

**SPIEGEL:** Sie haben einen Doktor in klinischer Psychologie. Wie beurteilen Sie Ihren Onkel aus professioneller Sicht?

**Trump:** Es war mir in dem Buch wichtig, ihn nicht direkt zu diagnostizieren. Ich wollte den Lesern helfen, sein Verhalten zu verstehen. Viele präsentieren finale Diagnosen über meinen Onkel – narziss-

tische Persönlichkeitsstörung, bössartiger Narzissmus und so weiter. Wir müssen aber auch andere Dinge jenseits von Persönlichkeitsstörungen berücksichtigen, etwa Schlafstörungen und Lernschwäche.

**SPIEGEL:** Lernschwäche?

**Trump:** Es scheint ihm sehr schwerzufallen, Informationen zu verarbeiten. Es ist sehr wahrscheinlich, dass er als Kind eine Lernstörung hatte, die nie diagnostiziert und daher nie richtig behandelt wurde.

**SPIEGEL:** In Ihrem Buch nennen Sie ihn einen Rassisten, konkrete Belege führen Sie aber nicht an. Haben Sie ihn oder andere Familienmitglieder jemals etwas Rassistentes sagen hören?

»Nichts in Donalds Leben rächt sich. Eine schreckliche Tat folgte auf die nächste.«

**Trump:** Ja. Aber ich behaupte nicht, dass meine Familie damals rassistischer oder antisemitischer war als andere in New York City. Das N-Wort und antisemitische Beleidigungen gehörten dazu. So war es damals eben.

**SPIEGEL:** Sie haben Ihre Beziehung mit einer Frau vor Ihrer Familie verschwiegen. Warum?

**Trump:** Meine Familie war an meinem Privatleben spektakulär desinteressiert. Homophobie war kein Thema, weil Homosexualität kein Thema war. Es gab keine direkten Beweise, dass meine Familie homophob war. Erst als meine Großmutter

abfällig über Elton John herzog und ihn eine »kleine Schwuchtel« nannte, wurde mir klar, dass das wirklich etwas ist, das ich für mich behalten sollte.

**SPIEGEL:** Die »New York Times« enthüllte 2018, dass die Trumps Sie um Ihr Erbe betrogen haben.

**Trump:** Ich wusste immer, dass etwas nicht stimmte. Es schien unwahrscheinlich, dass das Erbe meines Großvaters bei seinem Tod nur 30 Millionen Dollar wert war. Die »Times« deckte auf, dass es mehr als 970 Millionen Dollar waren. Meine Tanten und Onkel, die nach dem Tod meines Vaters zu meinen Treuhändern ernannt worden waren, hatten ihre Macht ausgenutzt, um mich zu betrügen. Das herauszufinden war wirklich schrecklich.

**SPIEGEL:** Das wurde nicht korrigiert?

**Trump:** Nichts in Donalds Leben rächt sich. Eine schreckliche Tat folgt auf die nächste – und am Ende wird er für nichts zur Rechenschaft gezogen. Das war schon seit seiner Jugend so.

**SPIEGEL:** Haben Sie dieses Buch geschrieben, um sich zu rächen?

**Trump:** Ich wollte schon vor der Wahl 2016 an die Öffentlichkeit gehen, aber mir war klar, dass meine Berichte keine Rolle gespielt hätten. Niemand hätte auf mich gehört. Niemand war bereit, über diese Sachen zu sprechen. Sicherlich niemand in unserer Familie.

**SPIEGEL:** Warum also jetzt?

**Trump:** Ich will, dass die Wähler die Fehler von 2016 nicht wiederholen. Ich möchte nicht, dass jemand im November zur Wahl geht und so tun kann, als hätte er keine Ahnung, was los ist.

**SPIEGEL:** Sie warnen vor dem »Ende der amerikanischen Demokratie«, sollte Trump wiedergewählt werden.

**Trump:** Wir sind so geschwächt von seiner Inkompetenz und von den Leuten, die ihn stützen. Die Dinge stehen auf Messers Schneide. Es ist erschreckend und leider nicht mal mehr Übertreibung.

**SPIEGEL:** Kritiker wie Meghan McCain, die Tochter des verstorbenen Senators John McCain, werfen Ihnen vor, mit Ihrem Familiennamen Kasse machen zu wollen. Ihr Onkel behauptet, er habe keine Beziehung zu Ihnen gehabt, als Sie jünger waren. Stimmt das?

**Trump:** Nicht ganz. Ich bin keine Fremde, die aus dem Nichts kam.

**SPIEGEL:** Sollten Lesereisen wieder möglich sein, würden Sie auch Deutschland besuchen wollen, das Land Ihrer Vorfahren?

**Trump:** Das wäre schön. Ich habe ein Semester in Tübingen studiert. Ich liebe München. Hoffentlich werden die Amerikaner nächstes Jahr im Ausland keine Parias mehr sein.

**SPIEGEL:** Ms Trump, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



Familie Trump mit Baby Mary (r.) 1965: »Niemand war bei ihm«

# FORD HYBRID WOCHEN



**BIS ZU 6.000€  
HYBRID BONUS<sup>1</sup>** + **TOP  
ZINS<sup>2</sup>** + **FORD  
FLATRATE<sup>3</sup>**

**INKLUSIVE WARTUNG, FORD PROTECT GARANTIE-  
SCHUTZBRIEF UND MOBILITÄTSGARANTIE**



**BEREIT FÜR  
MORGEN**

Kraftstoffverbrauch (in l/100 km nach §2 Nrn. 5, 6, 6 a Pkw-EnVKV in der jeweils geltenden Fassung): 4,7–1,2 (kombiniert); CO<sub>2</sub>-Emissionen: 115–26 g/km (kombiniert); Explorer Plug-in-Hybrid und Kuga Plug-in-Hybrid Stromverbrauch: 20,53–15,8 kWh/100 km (kombiniert).

Beispielfotos von Fahrzeugen der Baureihe. Die Ausstattungsmerkmale der abgebildeten Fahrzeuge sind nicht Bestandteil des Angebotes. <sup>1</sup>Der Ford Hybrid-Bonus ist ein modellabhängiger Herstellerbonus und wird gewährt bei teilnehmenden Ford Händlern beim Kauf eines neuen Ford Hybrid-Modells der Baureihen Fiesta, Focus, Puma, Mondeo, Kuga und Explorer. Gültig für Gewerbekunden (außer gewerbliche Großkunden mit einem Ford Rahmenabkommen sowie Sonderabnehmer wie z. B. Taxi, Post- oder Paketdienste, Fahrschulen, Behörden). Beispielrechnung anhand eines Ford Kuga Vignale 2,0 l EcoBlue Hybrid, 110 kW (150 PS): unverbindliche Preisempfehlung € 34.537,82 netto (€ 40.063,87 brutto) abzüglich € 6.000,- netto (€ 6.960,- brutto) Ford Hybrid-Bonus = € 28.537,82 netto (€ 33.103,87 brutto). <sup>2</sup>Ein Angebot der Ford Bank GmbH, Josef-Lammerting-Allee 24–34, 50933 Köln. <sup>3</sup>Die Ford Flatrate als Ford Auswahl-Finanzierung ist ein Angebot der Ford Bank GmbH, Josef-Lammerting-Allee 24–34, 50933 Köln, für Gewerbekunden (außer gewerbliche Großkunden mit einem Ford Rahmenabkommen sowie Sonderabnehmer wie z. B. Taxi, Post- oder Paketdienste, Fahrschulen, Behörden), bei verbindlicher Kundenbestellung eines noch nicht zugelassenen, für die Ford Flatrate Angebote berechtigten Ford Neufahrzeuges, bei allen teilnehmenden Ford Partnern. Die Ford Flatrate ist auch ohne Ford Flatrate Garantie-Schutzbrief als Ford Auswahl-Finanzierung zu dem für die Ford Flatrate geltenden effektiven Jahreszins erhältlich. Detaillierte Informationen über die Leistungen und Ausschlüsse des Ford Protect Garantie-Schutzbriefs (Neuwagenanschlussgarantie) sowie der Ford Assistance Mobilitätsgarantie entnehmen Sie bitte den jeweils gültigen Garantiebedingungen (Garantiegeber: Ford-Werke GmbH). Der Ford Protect Service Plan beinhaltet die ersten 3 Wartungen (bei Fahrzeugen mit verlängerten Wartungsintervallen kann die Anzahl der Wartungen abweichen, bitte fragen Sie dazu Ihren teilnehmenden Ford Service Partner) beim teilnehmenden Ford Service Partner (Lohn- und Materialkosten, ausgenommen Premium-Aufbereitungsservice bei Vignale-Modellen und Wartungen des Gassystems bei Umrüstung auf CNG-/LPG-Betrieb) lt. Wartungsplan und Wartungsumfang. Detaillierte Informationen über die Leistungen und Ausschlüsse des Ford Protect Service Plan entnehmen Sie bitte den gültigen Bedingungen des Ford Protect Service Plan. Anbieter: Ford-Werke GmbH. Die Ford Assistance Mobilitätsgarantie gilt für 12 Monate (24 Monate für bestimmte Ford Fahrzeuge, bitte fragen Sie hierzu Ihren teilnehmenden Ford Service Partner) und kann mit jeder weiteren planmäßigen Inspektion bei einem teilnehmenden Ford Service Partner in Deutschland erneuert werden – wenn Sie wünschen, sogar ein ganzes Autoleben lang.

# Wissen



Xavier Galliana / AFP

**Für die Robbenjagd im Polarmeer** ist der Mann etwas leicht gekleidet, könnte man meinen. In Wahrheit spielt die Szene auf der Yamuna, einem enorm verschmutzten Nebenfluss des Ganges in Indien. Was nach Eisschollen aussieht, ist Schaum. Er entsteht, weil unkontrolliert Abwässer aus Haushalten und Industrie eingeleitet werden.

## Piks oder schnipp?

**Analyse** Die tierfreundlichste Methode der Ferkelkastration hat sich endlich durchgesetzt – nun droht ihr das Aus.

● Ab nächstem Jahr dürfen männliche Ferkel nicht mehr ohne Narkose kastriert werden. Zum Glück gibt es längst weniger qualvolle Verfahren gegen den unangenehmen Geruch, den das Fleisch einiger Eber nach der Geschlechtsreife aufweist. Die beste Alternative ist eine Impfung: Ein kurzer Piks hinterm Ohr genügt. Der Impfstoff hemmt die Produktion männlicher Hormone im heranwachsenden Tier. Seine Hoden darf es behalten.

Aber nun droht der unblutigen Kastration ein Verbot, ausgerechnet in der ökologischen Landwirtschaft. Die EU-Kommission gab bekannt, sie halte die Impfung für nicht ökogerecht; es handle sich um eine Art Hormonbehandlung – ein abwegiges

Missverständnis. In Wahrheit kommen bei der Impfung keinerlei Hormone zum Einsatz. Sie beeinflusst den Hormonhaushalt der Tiere auf indirekte Weise – aber das ist bei der chirurgischen Kastration in viel stärkerem Maße der Fall. Und die ist, Betäubung vorausgesetzt, auch Ökobauern erlaubt.

Die Bundestierärztekammer hat sich klar für die Impfung ausgesprochen. Auch die großen Tierschutzverbände sind dafür – in seltener Einigkeit mit vielen Sauenhaltern, die es satt haben, an ihren Ferkeln herumzuschneipeln. Selbst Großschlächter wie Tönnies nehmen inzwischen geimpfte Eber zu halbwegs fairen Bedingungen an.

So weit zu kommen war schwer genug. Lange Zeit ging in der Branche die Angst vor »Hormonfleisch« um. Die Vorgabe der EU lässt den Unsinn wieder aufleben. Ob und wie sie in deutsches Recht umgesetzt wird, will am 27. August die Agrarministerkonferenz in Berlin beraten. Die Bundesländer sind sich offenbar nicht einig. Sie sollten sich von der Wissenschaft leiten lassen, nicht von Stimmungen. Eine diffuse Angst vor halb verstandenen Reizwörtern mag bei Laien verzeihlich sein. Sie zur politischen Doktrin zu erheben wäre fatal. Manfred Dworschak

## Psychologie

# Abwehrzauber gegen das Schummeln

● Schulkinder lassen sich überraschend leicht davon abbringen, vom Nachbarn abzuschreiben – oft genügt es, eine durchsichtige Scheibe zwischen den Arbeitsplätzen aufzustellen. In einem Experiment sank allein dadurch die Schummelquote bei einer teuflisch schweren Aufgabe von rund 50 auf 20 bis 30 Prozent. Ein internationales Forscherteam



Schülerin bei Irrealwand-Studie

testete für diese Studie die Tugendfestigkeit von fünf- bis sechsjährigen Kindern in China. Dabei kam heraus,

dass eine physische Abtrennung im Zweifelsfall sogar verzichtbar ist. Der abschreckende Effekt gegen das Schummeln trat zum Erstaunen der Forscher auch ein, wenn sie nur mit einem »Zauberstab« eine magische Wand in die Luft malten. Die Leiterin der Studie, die kalifornische Psychologin Gail Heyman, sieht in ihrem Befund einen Beleg dafür, wie tief unser Gefühl für Moral in räumlichen Vorstellungen verankert ist. Auch in Redewendungen wie »eine Linie überschreiten« komme das zum Ausdruck. MDW

## Energie

# »In kaum fünf Jahren fielen die Kosten um zwei Drittel«



Foto: Privat

Malte Jansen, 34, Energieexperte am Imperial College in London, über den bevorstehenden

Durchbruch bei der Offshore-Windkraft

**SPIEGEL:** Herr Jansen, Ihrer Studie zufolge dürfte Strom aus Windparks vor den Meeresküsten bald dauerhaft billiger sein als Strom aus fossilen Quellen. Das klingt wie ein Wunder.

**Jansen:** Auch wir Fachleute hätten nicht erwartet, dass die Erzeugungskosten auf diesem Sektor so schnell fallen. In Großbritannien wird gerade eine Offshore-Anlage geplant, die wohl nicht nur keinerlei Subvention mehr benötigt. Sie dürfte ihren Strom sogar erstmals zu Kosten unter dem Marktpreis produzieren, und das über die gesamte Laufzeit von 25 Jahren hinweg – zumindest wenn die Grundannahme unserer Studie stimmt.

**SPIEGEL:** Wovon gehen Sie da aus?

**Jansen:** Dass der Strompreis auf dem gleichen Level bleibt wie in den vergangenen 15 Jahren.

**SPIEGEL:** Und wie entwickeln sich im Gegenzug die Erzeugungskosten?

**Jansen:** Sie sind in nicht einmal fünf Jahren um zwei Drittel gefallen. Wenn ich mir das vor Augen führe, bekomme ich immer noch eine Gänsehaut. Der Betreiber, der den Zuschlag für den neuen britischen Windpark bekam, hat dafür garantiert, dass er die Megawattstunde für umgerechnet nicht einmal 45 Euro liefern wird. Noch 2015 musste der günstigste Bieter bei einer solchen Auktion den dreifachen Preis kalkulieren.

**SPIEGEL:** Die Rechte für Windparks werden versteigert?

**Jansen:** Ja, seit 2015. In der Regel kommt derjenige Betreiber zum Zug, der den günstigsten

Strompreis versprechen kann. Liegt er damit über dem Marktpreis, zahlt ihm der Staat die Differenz als Subvention. Dass bei dieser jüngsten britischen Auktion ein Gebot deutlich unter dem Marktpreis abgegeben wurde, war eine Sensation.

**SPIEGEL:** Um welchen Windpark geht es da?

**Jansen:** Um eine große Anlage, die auf der Doggerbank entstehen soll, einer Untiefe mitten in der Nordsee. Der Windpark ist auf eine Leistung von 3,6 Gigawatt ausgelegt. Das entspricht fast drei mittleren Atomreaktoren. Und nach unseren Berechnungen sind die Produktionskosten so gering, dass dauerhaft Geld an den Staat zurückfließt.

**SPIEGEL:** Was macht den Strom aus Windkraft so billig?

## Fußnote

# 5

**wissenschaftliche Disziplinen** räumen mehr als die Hälfte der Nobelpreise ab – die anderen 109 teilen sich den Rest. Das haben Forscher an der Stanford University für den Zeitraum von 1995 bis 2017 ausgezählt. Zu den bevorzugten Fächern zählen Teilchenphysik und Zellbiologie. Umweltingenieure, Augenheilkundler oder Notfallmediziner kamen gar nicht zum Zug.

**Jansen:** Vor zehn Jahren musste die Industrie erst einmal lernen, wie man solche Anlagen mitten im Meer baut. Das geht jetzt ziemlich gut. Vor allem aber kommen immer leistungsfähigere Turbinen zum Einsatz. Die neueste Anlage von Siemens Gamesa, dieses Jahr erst angekündigt, hat riesige Rotoren mit einem Durchmesser von 222 Metern.

**SPIEGEL:** Sie haben in Ihrer Modellstudie auch die Lage hierzulande untersucht. Wie sieht es da mit der Offshore-Windenergie aus?

**Jansen:** In Deutschland gab es schon 2017 spektakulär niedrige Gebote für Windparks. In mehreren Fällen haben die Betreiber einen Strompreis garantiert, der ohne Subvention auskommt. Allerdings sind diese Anlagen noch nicht errichtet.

**SPIEGEL:** In Deutschland ist der Bau von Offshore-Windparks fast zum Erliegen gekommen – ausgerechnet jetzt. Warum?

**Jansen:** Die Umstellung auf das neue Versteigerungssystem dauert länger als gedacht, damit ist eine Förderlücke entstanden. Ob das Absicht war oder die Folge schlechter politischer Planung, kann ich nicht sagen. Aber jedenfalls haben hier einige Unternehmen viel aufgebaut, die seit zwei, drei Jahren keine Perspektive mehr haben. Es tut weh, das mitanzusehen. MDW



Nordsee-Windpark bei Borkum

Paul Langrock / aif

# Tödliche Freiheit

**Artenschutz** Weltweit werden Wisente, Biber, Schildkröten und Antilopen ausgewildert. Das klingt romantisch, ist aber teuer und konfliktbeladen. Oft verhungern die Tiere – oder wollen in ihr Gehege zurück.

**H**ier sind sie durchgezogen«, sagt Siegfried Hunker und deutet auf eine Lücke im Buchenwald. Es sind die jüngsten Missetaten eines Geschöpfes, das er gern loswerden will: Der Wisent war hier, wieder einmal.

Bei mehreren der rund hundert Jahre alten Bäume fehlen auf Schulterhöhe große Stücke der Rinde. Am abgeschälten Stamm kann man die Kerben von Zähnen ertasten.

Diese Buchen, weiß der Stadforstrat von Schmallenberg im Sauerland, sind dem Untergang geweiht. »Da geht der Weißfäulepilz rein.« Innerhalb weniger Jahre zerfasert das Holz, der Baum knickt um. Zur sichtbaren Zerstörung kommen die Trittschäden der schwergewichtigen Rinder, die schlecht fürs Wurzelwerk sind. Zudem knabbern die Wiederkäuer junge Triebe weg. Ein ausgewachsenes Exemplar von *Bison bonasus* vertilgt bis zu 60 Kilogramm Biomasse pro Tag.

»Die Tiere machen uns nur Kummer«, sagt Hunker. Anfang Juli töteten Wisente,

wohl um ihre Kälber zu schützen, den Hund eines Spaziergängers; auch Unfälle mit Autos und Mountainbikes gab es bereits. Der Wisentverein aus Bad Berleburg, offiziell verantwortlich für die Rinder, bekundete dem Hundebesitzer sein Mitgefühl und mahnte, man möge sich den Wisenten »nicht aktiv nähern« und den Wald »bei Dämmerung meiden«.

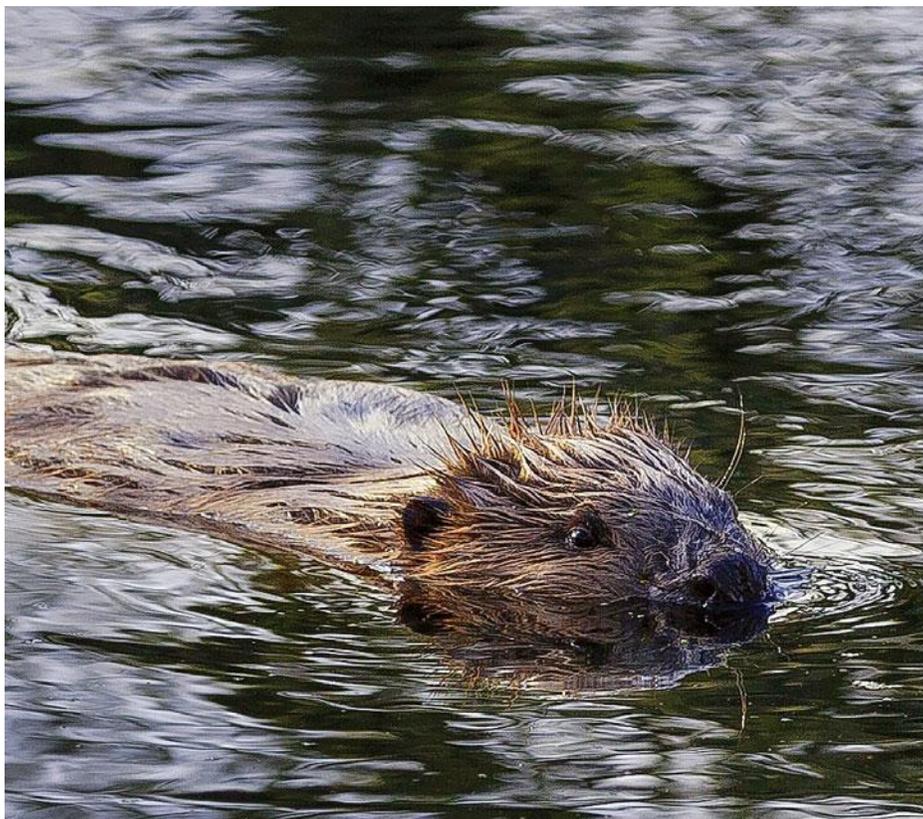
Seit Jahren streiten die Gemeinden Schmallenberg, Hochsauerlandkreis, und das auf der südlichen Seite des Rothaargebirges gelegene Bad Berleburg um den Trupp frei lebender Wisente. Rund 25 sind es gegenwärtig. Waldbesitzer zogen wegen der Schäden vor Gericht, im Januar verabschiedete der Rat der Stadt Schmallenberg einen Antrag, das Projekt für gescheitert zu erklären. »Wir wollten die Tiere nie hier haben«, sagt Bürgermeister Bernhard Halbe, seit 1999 im Amt.

Noch ist unklar, wie es weitergeht. Vielleicht werden die Wisente bald eingezäunt, dann wäre Schluss mit den Ausflügen zur

Schmallenberger Höhe. Es wäre auch das Ende der Idee vom wilden Wald im Sauerland.

Dass die Tiere überhaupt da sind, liegt an einer spektakulären Wiederansiedlung, initiiert vom inzwischen verstorbenen Richard Prinz zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg. Der Adlige wünschte Urtümliches für seinen 13 000-Hektar-Privatwald, und so leben darin nun eben die Riesenrinder, erstmals wieder in Deutschland seit 1793. Sie stammen aus Erhaltungszuchten von Zoos und Wildparks, 2013 wurden sie nach einer Phase der Eingewöhnung hinterm Zaun in die Freiheit entlassen. Ein Besucherareal beherbergt eine zweite, eingezäunte Herde. So können Touristen die Urzeitrinder beobachten.

Menschen haben den Wisent einst bejagt und aus seinen Lebensräumen verdrängt, Menschen holen ihn nun zurück in ihre Wälder: Kann es einen größeren Triumph geben für den Artenschutz, geht mehr Abbitte für die Sünden an der Krea-



tur? Und sollten solche Bemühungen nicht Schule machen?

So einfach ist es nicht: Was klingt wie ein Schritt zur Wiederherstellung einer verlorenen Welt, ist in Wahrheit auch ein Lehrstück über die Tücken, die derlei Vorhaben fast immer mit sich bringen. In allerbesten Absicht züchten und pöppeln Naturschützer Wisent, Biber, Antilope, Luchs, Geier oder Schildkröte. Publikumswirksam werden sie in die Freiheit entlassen. Die Misere, die dann folgt, bleibt von der Öffentlichkeit allzu oft unbeachtet.

Den »Free Willy«-Komplex, nennt das Oded Berger-Tal, nach dem Hollywoodfilm über die Befreiung eines Schwertwals aus einem Freizeitpark. Der Biologe erforscht an der israelischen Ben-Gurion-Universität die Zusammenhänge zwischen Verhaltensökologie und Naturschutz, er hat selbst Auswanderungen in Israel, den USA und Mexiko begleitet.

»Solche Vorhaben sind immer hochkomplex«, sagt er. Manchmal sei die Wiederansiedlung zwar die einzige Möglichkeit, eine Art zu retten, aber immer erweise sie sich als aufwendig, langwierig und teuer: »Man muss sehr genau wissen, was man da tut«, sagt Berger-Tal, »dann kann eine Wiederansiedlung ein wichtiges Werkzeug für den Artenschutz sein.«

Er und zwei Kollegen haben knapp 300 Fallstudien einer auf Wiederansiedlungen spezialisierten Fachgruppe der Weltnaturschutzunion IUCN ausgewertet. Ihr 2019 im Fachblatt »Animal Conserva-

tion« erschienenes Kompendium der Widrigkeiten dürfte manch einen romantischen Auswanderungsidealisten ernüchtern.

»Ich war überrascht, wie viele Probleme es gibt«, konstatiert Berger-Tal, »obwohl ich ja einige selbst miterlebt habe.« Rund 1200 kleine oder größere Schwierigkeiten traten in den beschriebenen Projekten insgesamt auf.

So enttäuschen viele in Gefangenschaft geborene Tiere in der freien Wildbahn: Sie verhungern, scheitern an der Fortpflanzung, lassen sich von Feinden fressen, sterben im Elektrozaun – oder sie verweigern schlicht die Freiheit und laufen, fliegen, kriechen wieder an jenen Ort zurück, den sie als Heimat kennen.

Das Sauerländer Wisentprojekt vereint einige der gängigen Probleme, die Berger-Tal aufführt: Konflikte zwischen verschiedenen Interessengruppen, ungeeigneter Lebensraum, Kollisionen mit Fahrzeugen.

**Andere Pleiten kann** Berger-Tal selbst bezeugen, darunter »Flucht aus dem Freisetzungsbereich«: Israels Naturschutzbehörde plante, Oryxantilopen die Freiheit zu schenken. Deren neuer Lebensraum war mehr als hundert Kilometer von der Aufzuchtstation entfernt, dennoch folgten die Tiere der Leitkuh – und die wollte nach Hause. »Nach ein paar Tagen standen sie wieder am Zaun«, erklärt der Forscher, »und da sie den Weg ja kannten, konnten wir sie nicht erneut auswildern.« Inzwischen werden kleinere Trupps freigesetzt,

in der Hoffnung, dass sie sich als weniger wanderfreudig erweisen.

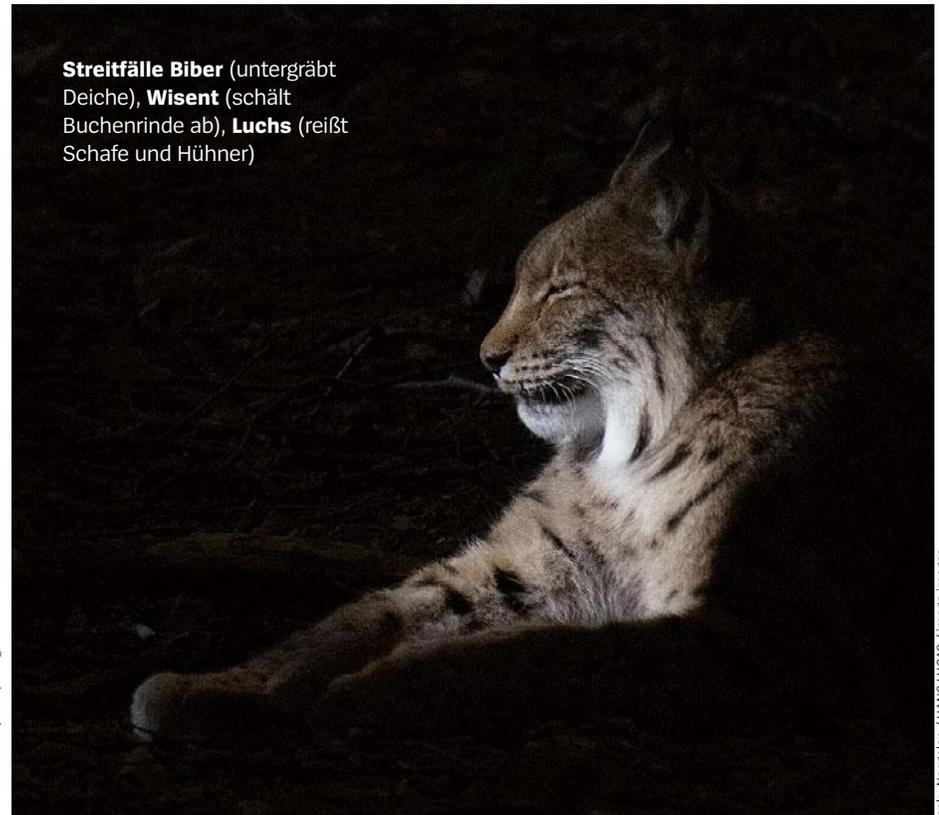
Auch Fressfeinde und invasive Arten können die Erhaltungsbemühungen zunichte machen. So gelang zwar in Mecklenburg-Vorpommern die Rückkehr der Sumpfschildkröte, doch inzwischen haben Waschbären die Reptilien als Delikatesse entdeckt. Weil der Waschbär ein unerwünschter Einwanderer ist, sollen nun die puscheligen Räuber zum Schutz der Schildkröten getötet werden – was wiederum Waschbärfans auf den Plan ruft. Das Projekt erfüllt damit den in der Analyse aufgeführten Tatbestand des »Konflikts zwischen Interessengruppen«.

Der Erfolg eines Projekts, hat Berger-Tal festgestellt, werde mitunter kreativ definiert. »Manchmal glückt zwar die Aufzucht der Tiere in Gefangenschaft«, erklärt er, »in Freiheit aber stirbt die gesamte ausgesetzte Population innerhalb weniger Monate.« Was wiegt dann schwerer: das Wohl des Individuums, dem es in Unfreiheit besser geht, oder die Chance der Art, vielleicht doch irgendwann den einstigen Lebensraum wieder zu besiedeln? »Für das einzelne Tier bedeutet die Freiheit oft den Tod«, sagt Berger-Tal. Der Nachwuchs der unglücklich Ausgewilderten aber ist womöglich schon besser gerüstet für ein Dasein in der Wildnis.

Weithin unterschätzt wird laut Berger-Tal zudem der Aufwand, der auch nach der Ansiedlung nötig ist, oft über Jahrzehnte. Die Tiere müssen beobachtet wer-



Thomas Lohnes / Getty Images



Jacky Naegelen / HANS LUCAS / imago images

**Streitfälle Biber** (untergräbt Deiche), **Wisent** (schält Buchenrinde ab), **Luchs** (reißt Schafe und Hühner)

den, etwa mit Sendern, durch Fotofallen oder andere Arten des Wildtiermonitorings, das kostet Geld und bindet Forscher. Manche, wie der Kalifornische Kondor, an dessen Erhaltungsprogramm Berger-Tal in den USA und Mexiko mitgewirkt hat, überleben nur durch irrwitzigen Aufwand.

»Die Rettung des Kondors ist einerseits ein Erfolg«, sagt Berger-Tal. Ende der Achtzigerjahre lebten nur noch gut 20 Exemplare. Jetzt sind es wieder einige Hundert – doch ihr Überleben in der Natur zu sichern kostet jährlich mehrere Millionen Dollar. So müsse aus den Mägen der Jungtiere regelmäßig Plastikmüll entfernt werden, sonst würden sie sterben, berichtet der Wissenschaftler. Außerdem werden die erwachsenen Geier mehrmals eingefangen und vom Tierarzt untersucht, da sie sich von mit Bleimunition erlegten Kadavern ernähren. Dann droht Vergiftung.

Mit knapp 30 Projekten belegt Deutschland im europäischen Länderranking Platz fünf, was die Anzahl der Wiederansiedlungsprogramme für Landsäugetiere betrifft. Je mehr Arten sich zurückbringen lassen, umso besser für die Natur, scheint die Devise. Doch in Forscherkreisen mehrer sich Stimmen wie die von Berger-Tal, die zur Vorsicht bei dieser Art von Renaturierung mahnen.

**Beispiel Wisent:** »Diese Tiere haben ursprünglich nicht in Wäldern gelebt, sondern in trockenem Grasland, und nur gelegentlich Streifzüge in den Wald unternommen«, erklärt Carsten Rahbek, Evolutionsökologe an der Universität Kopenhagen. Mit dem Ende der Eiszeit vor etwa 12 000 Jahren schrumpfte ihr Habitat, sodass die Population kleiner wurde. Endgültig ausgerottet wurden sie in Europa dann wohl durch die Jagd. »Es ist sinnlos, Wisente im Wald auszuwildern«, folgert Rahbek, »in Deutschland zum Beispiel wären offene Landschaften mit wenigen Bäumen viel besser geeignet.«

Zusammen mit Kollegen hat Rahbek eine Streitschrift wider das sogenannte Rewilding verfasst. Auf der dänischen Insel Bornholm hat er den Verlauf einer Wisent-Wiederansiedlung selbst erlebt. Das Urzeitrind rangiert, zusammen mit Biber und Steinbock, unter den drei am häufigsten ausgewilderten Säugetierarten in Europa.

»Auf Bornholm gab es niemals Wisente«, erklärt Rahbek, »es gibt dort und auch in ganz Dänemark keinen natürlichen Lebensraum für sie.« Die Tiere leben eingezäunt im Kiefernwald. Ohne regelmäßige Fütterung würden sie, einmal mehr, aussterben. »Dieses Projekt ist ein Beispiel für eine Wiederansiedlung, die nichts mit natürlichen Bedingungen zu tun hat«, so Rahbek.

Auch zur Wiederherstellung naturnaher Landschaften taue Rewilding eher nicht.



Marcel Maifer / DER SPIEGEL

**Wisentkritiker Halbe, Hunker**

»Die Tiere machen uns nur Kummer«

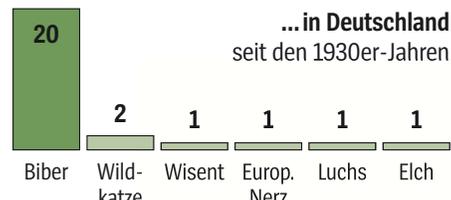
»Wenn man das machen will, dann wenigstens mit den Arten, die als letzte verschwunden sind und nicht vor Tausenden Jahren«, so sein Rat. Das größte Problem für die Biodiversität sei der Verlust von Lebensraum – und der sei nicht dadurch umkehrbar, dass in einzelnen Gebieten bestimmte Spezies ausgesetzt werden.

Zumal diese mitunter auch die vorhandene Fauna gefährden und unverhoffte Probleme für das Ökosystem schaffen können: »Neu angesiedelte Tiere können Krankheiten einschleppen«, erklärt Ökologe Rahbek, »das wird oft übersehen.«

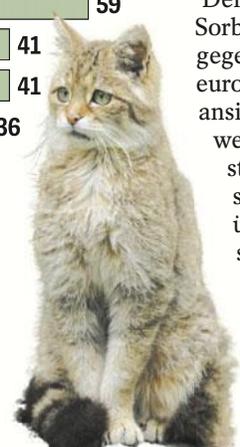
Weil solche Projekte öffentlichkeitswirksam die Gemüter anrührten, bänden sie Fördergelder, die dann anderswo fehlen könnten, fürchtet Rahbek. Den gut gemeinten Unterfangen mangle es zudem oft an

**Zurück im Revier**

Auswilderungsversuche von Säugetieren ...



**... in Europa, Programme seit 1910 \***



\* Auswahl; Es wurden noch nicht alle Auswilderungsprogramme ausgewertet. Quelle: Charles Thévenin, Sorbonne Universität

Expertise, denn meist seien es keine Wissenschaftler, die sie voranbringen, sondern Naturschutzvereine oder andere NGOs.

So lässt sich auch das PR-Debakel von Grünen-Chef Robert Habeck erklären, der sich Anfang Juli beim Wandern in Schleswig-Holstein selig lächelnd mit Konik-Pferden fotografieren ließ. »Das ist so dicht an Magie, wie man kommen kann«, schwelgte der Politiker auf Instagram, sein Ausflug habe »ganz viele Bilder geschaffen, die für den Naturschutz sprechen«.

Mehr als Bilder waren es dann aber eben auch nicht. Der Eindruck, Habeck sei unverhofft auf eine Herde glücklicher Wildpferde gestoßen, täuschte: Die Tiere waren Teil eines Nabu-Projekts, das in Verurfer geriet, weil die Pferde schlecht im Futter standen, einige starben. »Hunger-Horror um Habeck-Pferde« titelte die »Bild«-Zeitung. Der Nabu will bis Ende September aus dem Projekt aussteigen.

In weit größerem Stil ereilte der »Hunger-Horror« auch jene Konik-Pferde, die im niederländischen Naturentwicklungsgebiet Oostvaardersplassen ausgewildert wurden und die Landschaft nach und nach in ein urtümliches Ökoparadies verwandeln sollten. Im Winter 2017/18 verhungerten dort rund 3000 Konik-Pferde, Rothirsche und Heckrinder, insgesamt mehr als die Hälfte des damaligen Tierbestands. Entsetzte Tierschützer luden zum Trauermarsch und versuchten zuzufüttern.

»Es kommt in der Natur vor, dass Tiere den Winter nicht überleben«, sagt Forscher Rahbek, »aber Oostvaardersplassen ist eingezäunt, sodass sie nicht abwandern können, und es gibt keine natürlichen Feinde, die den Bestand reduzieren.« Wildnis light funktioniert eben nicht.

Viel wäre gewonnen, wenn sich Auswilderungsenthusiasten wenigstens mit möglichen Schwierigkeiten befassen würden, bevor sie loslegen. »Niemand spricht gern über seine Misserfolge«, sagt Ökologe Berger-Tal, »deshalb passieren dieselben Fehler immer wieder.« Sein Kompendium des Scheiterns könnte der Anfang eines neuen Umgangs mit Fehlern sein.

Der Biologe Charles Thévenin von der Sorbonne-Universität in Paris entwickelt gegenwärtig eine Datenbank, in der europaweit Informationen über Wiederansiedlungsprojekte zusammengefasst werden. Durch die standardisierte Darstellung lässt sich für andere Wissenschaftler absehen, welche Faktoren über Erfolg oder Misserfolg entscheiden.

Eine Eigenheit allen menschlichen Handelns, sagt Ökologe Rahbek, stehe dem Erfolg leider entgegen: »Der Mensch ist besser im Zerstören als im Wiederherstellen.« Julia Koch

Stefan Huxler / imageBROKER / julstein bild

# Spaßgefährt mit Tücken

**Verkehr** Viele Fahrer von elektrischen Leihrollern sind alkoholisiert, ungeübt und bezahlen dafür mit Kopfverletzungen – helfen könnte eine Helmpflicht.

Seit mehr als einem Jahr läuft auf den Straßen der deutschen Großstädte ein Experiment am Menschen. Den Versuchsaufbau hat Verkehrsminister Andreas Scheuer (CSU) ausgetüftelt. Das allein macht hellhörig, denn Scheuers Projekte, ob Maut, Bußgeld oder Klimaschutz, enden gern mit Pannen.

Das Experiment geht so: Was passiert, wenn alle, die über 14 Jahre alt sind, von heute auf morgen ohne Einweisung, ohne Erläuterung, ohne Helmpflicht ein neuartiges motorisiertes Verkehrsmittel benutzen dürfen, das in vielen Innenstädten plötzlich vieltausendfach herumsteht und spontan angemietet werden kann?

Seit dem 15. Juni 2019 wird das ausprobiert. Da wurde der E-Scooter in Deutschland legal, denn der Minister hält den elektrisch angetriebenen Tretroller, Höchstgeschwindigkeit 20 Kilometer pro Stunde, für einen substanziellen Beitrag zur Mobilitätswende.

Die neue Verordnung war erst Tage in Kraft, als auch schon das erste Opfer eines E-Scooter-Crashes auf die Unfallchirurgie der Asklepios-Klinik im Hamburger Stadtteil St. Georg eingeliefert wurde. Diagnose: Weichteilschaden. Christian Kühne, damals Chefarzt dort, hat sich sogleich entschlossen, fortan Scooter-Unfälle systematisch zu dokumentieren, um die Frage wissenschaftlich zu beantworten, die Scheuer offenbar nie besonders umtrieb: Wie gefährlich sind E-Scooter eigentlich?

Kühne, 50, ist mittlerweile Chefarzt bei der nahe gelegenen Schön-Klinik Eilbek, seine Fallsammlung betreut er nun dort weiter. Nach seinen Angaben ist sein medizinisches Register zwar nicht das einzige in Deutschland, aber das erste, dem sich dank seines Umfangs aussagefähige Erkenntnisse entnehmen lassen.

90 Unfallopfer hat Kühne in seiner Kartei gesammelt. Die meisten davon sind männlich. Zum Zeitpunkt des Sturzes waren sie im Schnitt 36 Jahre alt. Die Mehrheit ist in der Freizeit zu Schaden gekommen, oft nachts, nur wenige waren auf dem Weg zur Arbeit. Dieser Befund untermauert Ergebnisse weiterer Studien, wonach E-Scooter, anders als von Scheuer

beabsichtigt, vor allem als Spaßfahrzeuge genutzt werden und eher selten als vollwertiges Verkehrsmittel für Pendler. Alkohol (in nicht bekannter Menge) war bei etwa jedem fünften Fall beteiligt.

Drei Zahlen stechen besonders ins Auge. 87 Prozent der Verunfallten haben ihren Crash selbst verursacht; sie hatten keinen Unfallgegner. Auf nasser Fahrbahn rutschten ihnen die kleinen Reifen weg; sie verloren das Gleichgewicht, als sie einhändig zu fahren versuchten; sie fielen, als der Scooter gegen den Bordstein krachte. Nur wenige Unfälle ereigneten sich bei Kollisionen mit Autos.

Die zweite Auffälligkeit: Jeder Dritte derer, die ins Krankenhaus mussten, hatte den Crash auf seiner ersten Fahrt überhaupt erlitten. »Viele haben uns etwa gesagt: Ich hatte ja keine Ahnung, wie schnell

ziner ebenfalls entsprechende Register. Eine Studie aus Austin, Texas, kommt zu ähnlichen Resultaten wie Kühne: Unter den 190 dort dokumentierten Unfallopfern hatte gleichfalls fast die Hälfte Kopfverletzungen davongetragen.

Für den Chirurgen folgt aus diesen Zahlen eine klare Konsequenz. »Meiner Meinung nach sollte jeder, der ein Zweirad besteigt, ganz gleich ob Motorrad, Fahrrad oder Roller, einen Helm tragen«, sagt Kühne. Er selbst fährt häufig mit dem Rad in die Klinik, selbstverständlich behelmt.

Kühne glaubt, dass nur eine gesetzliche Helmpflicht helfen würde, denn »dann machen die Leute das auch«. Das sei bei der Gurtpflicht im Auto nicht anders gewesen. Auf jeden Fall sollten die Menschen das vermeintliche Spaßgefährt sehr ernst nehmen: »Das ist kein Kettcar.«



die Dinger beschleunigen«, erzählt Kühne. Oft seien die Verunfallten von den Fahrleistungen der Scooter völlig überrascht gewesen.

Und die dritte Erkenntnis: Mehr als 40 Prozent der Scooter-Opfer hatten sich Kopfverletzungen zugezogen. Manche nur eine Platzwunde, die genäht werden musste. Andere erlitten schwere Schädel-Hirn-Traumata oder Frakturen am Gesichtsschädel, die Operationen notwendig machten. »Das sind alles andere als Bagatelverletzungen«, sagt Kühne.

Immerhin: Alle in Kühnes Kartei haben überlebt. In London, Paris, Singapur und Los Angeles sind schon Menschen auf elektrischen Tretrollern zu Tode gekommen.

In den USA, wo die E-Scooter schon länger auf dem Markt sind, führen Medi-

Das Geschäftsmodell der E-Scooter-Verleiher wie Lime, Tier oder Voi allerdings wäre durch eine Helmpflicht gefährdet. Es beruht darauf, dass sich Kunden von jetzt auf gleich einen Roller mieten. Wenn die Fahrer dafür einen Helm mitbringen müssten, hätten die Take-away-Roller wohl kaum mehr eine Chance auf dem Markt.

Kühne hofft nun, dass viele Kollegen seinem Beispiel folgen. »Wir brauchen ein nationales Register zu Unfällen mit E-Scootern«, sagt der Chefarzt. Bundesminister Scheuer hingegen lässt sich Zeit. Gegen Ende des Jahres will er einen ersten Zwischenbericht vorlegen zu der Frage, was die Flut an E-Scootern für die Verkehrssicherheit bedeutet.

Marco Evers

# »Oben standen stets die Weißen«

**SPIEGEL-Gespräch** Der Hamburger Soziologe Wulf D. Hund erklärt, warum die Einteilung von Menschen nach Hautfarben ein Erbe der Aufklärung ist – und wie tief der Rassismus in unserem Denken wurzelt.



»Black Lives Matter«-Demonstranten in Berlin am 6. Juni: »Viele meinen, wir hätten genug gelernt – dabei stehen wir erst am Anfang«

Hund, 73, ist Professor im Ruhestand an der Universität Hamburg. Er hat ein Buch zur Geschichte des Rassismus in Deutschland verfasst\*.

**SPIEGEL:** Herr Professor Hund, »Schwarze, Weiße, Rote, Gelbe – Gott hat sie alle lieb«, heißt es in einem Kinderlied. Was sagen Sie als Rassismusforscher

\* Wulf D. Hund: »Wie die Deutschen weiß wurden – Kleine (Heimat)Geschichte des Rassismus«. J. B. Metzler; 220 Seiten; 20 Euro. Das Gespräch führte der Redakteur Manfred Dworschak.

zu dieser Botschaft? Ist solch ein Lob der Buntheit nicht rundum sympathisch?

**Hund:** Keineswegs. So ein Lied trägt dazu bei, das Konzept unterschiedlicher Rassen im kindlichen Bewusstsein zu verfestigen.

**SPIEGEL:** Immerhin besingt es einen Gott, der keinen Unterschied zwischen den Hautfarben mache.

**Hund:** Seine Anhänger jedoch haben das lange getan und daraus die Berechtigung zur Unterwerfung anderer abgeleitet. Für sie ging die Gleichheit der Seelen mit der Ungleichheit der Körper einher. Und die

sollte sich nach Meinung der Rastentheorie an Hautfarben ablesen lassen.

**SPIEGEL:** Ist die bloße Unterscheidung von Hautfarben bereits diskriminierend?

**Hund:** In den Sklavenhalterstaaten der USA wurde einst diskutiert, ob die Sklaven nach ihrem Tod als Schwarze in den Himmel auffahren. Mehrheitlich glaubte man, dass sie ihre Farbe im Grab zurückließen und als Weiße auferstünden. Aber im Diesseits galt ihre dunkle Haut als Zeichen dafür, dass sie verklart werden durften. Das von Ihnen angesprochene Kin-

derlied übergeht diese Geschichte und naturalisiert die Hautfarben der Rassentheorie. Insofern ist es zutiefst korrupt.

**SPIEGEL:** Wie entstand die Vorstellung von den vier Hautfarben?

**Hund:** Dass die Menschen sich äußerlich unterscheiden, hat man natürlich schon vor Langem wahrgenommen. Aber sie wurden deshalb nicht in grundsätzlich verschiedenartige Gruppen einsortiert. Die Vorstellung, Hautfarben hätten etwas mit »Rassen« zu tun, entwickelte sich erst im Zuge des europäischen Kolonialismus.

**SPIEGEL:** Warum nicht schon früher?

**Hund:** Bis dahin hat man die Versklavung von Afrikanern mit Rückgriff auf eine manipulierte Bibelstelle gerechtfertigt: den Mythos von Ham, dessen Nachkommen angeblich von Gott schwarz gemacht und zur Sklaverei verurteilt wurden. Im Zeitalter der Aufklärung funktionierten die alten religiösen Erklärungsmuster dann immer weniger. Angesichts der neuen Ideen von Freiheit und Gleichheit bedurfte die Sklaverei einer neuen Legitimation. Die wurde von der Rassentheorie geliefert. Der zentrale von ihr behauptete Gegensatz war der von Schwarzen und Weißen. »Gelbe« und »Rote« gab es da noch nicht.

**SPIEGEL:** Wie wurden denn etwa Asiaten bis dahin wahrgenommen?

**Hund:** Chinesen wie auch Japaner wurden über Jahrhunderte als hellhäutig beschrieben, manchmal sogar als »weiß wie Zucker« oder als »weiß wie die Deutschen«. Die gelbe Farbe wurde ihnen erst im 18. Jahrhundert von der Rassentheorie zugeschrieben. Sie war ein künstliches Signet.

**SPIEGEL:** Woher kam dann die Idee, Asiaten hätten eine gelbe Haut?

**Hund:** Das geht wohl auf das kaiserliche Gelb zurück, das in China die Farbe der Herrschaft und des Hofes war. Nur der Kaiser durfte gelbe Gewänder tragen. Europäische Reisende hatten davon berichtet.

**SPIEGEL:** Mit dem Hautton hatte es überhaupt nichts zu tun?

**Hund:** Nein, weder bei den »Gelben« noch bei den »Roten«. Dass den indigenen Amerikanern eine rote Haut angedichtet wurde, hat schon der Naturforscher und Aufklärer Georg Forster im 18. Jahrhundert moniert. Sie würden sich gern mit Pflanzenfarben bemalen, schrieb er, oft auch in Rot, aber das sei nicht die natürliche Farbe ihrer Haut.

**SPIEGEL:** Trotzdem hat sich das Quartett der Farben im Bewusstsein festgesetzt. Bis heute malt wohl jedes Kindergartenkind Asiaten gelb und Indianer rot.

**Hund:** Die Kinder sind Gott sei Dank nicht mehr alle weiß, und nicht jede Mutter singt ihren Kindern Lieder vor, die unterschwellig Propaganda für den Hautfarbenrassismus machen.

**SPIEGEL:** Diente die Erfindung der Hautfarben immer einzig der Abwertung der anderen?

**Hund:** Ganz eindeutig, ja. Die Rassentheorien legten die Menschenrassen, die sie konstruierten, immer hierarchisch an. Und ganz oben standen stets die Weißen.

**SPIEGEL:** Warum gerade vier Farben?

**Hund:** Das Konzept war leicht zu begreifen, und es entsprach dem an Kontinenten orientierten Weltbild des Kolonialismus: hier die weißen Europäer, dort die ihnen unterlegenen gelben Asiaten, schwarzen Afrikaner und roten Amerikaner. In dieser Reihenfolge hat zum Beispiel Immanuel Kant die Rassen angeordnet.

**SPIEGEL:** Der große Philosoph der Aufklärung war Rassist?

**Hund:** Allerdings. Die Weißen sind letztlich die Einzigen, sagt Kant, »welche im-

### »Die Grundzüge rassistischer Argumentation wurden von den besten Köpfen ersonnen.«

mer in Vollkommenheit fortschreiten«. Ganz unten rangieren bei ihm die indigenen Amerikaner. Er hält sie für kulturlose Wilde, die angesichts der europäischen Zivilisation zum Aussterben verurteilt seien.

**SPIEGEL:** Und die Asiaten?

**Hund:** Die sortiert Kant unterhalb der Europäer ein. Sie seien zwar lernfähig, aber nicht zu »abstrakten Begriffen« imstande, weswegen sie für ihn »immer Schüler« blieben. Dieses Bild wurde lange kolportiert. Schauen Sie mal im SPIEGEL nach – zum Beispiel in Heft 39 von 1964. Da bestand Japans Industrie aus Lizenznehmern, die sich »nicht den Kopf über eigene Erfindungen« zerbrachen. Lieber übernahmen »Japans khakigelbe Arbeitsbienen« ihr Wissen von Europäern und überschwemmten die Welt mit kopierten Produkten...

**SPIEGEL:** Peinlich, aber korrekt zitiert. Was sagt Kant denn zu den Schwarzen?



Wissenschaftler Hund

»Das Schema funktioniert auch ohne Sklaverei«

**Hund:** Die hält er für ewige Kinder, die es mit Anleitung höchstens zu einer »Kultur der Knechte« bringen könnten.

**SPIEGEL:** Schloss das Sklaverei ein?

**Hund:** Kant hat die Sklaverei abgelehnt. Aber das Schema von Herr und Knecht funktionierte auch ohne Sklaverei, zum Beispiel mit angeblich überlegenen »Kolonialherren« aus Europa. Und es wurde bis in die jüngste Vergangenheit propagiert. Der SPIEGEL fragte noch 1992: »Kann nur die Rückkehr der Weißen den verlorenen Kontinent retten?« und forderte »eine Art humanitären Kolonialismus«.

**SPIEGEL:** Sie haben sich gut vorbereitet.

**Hund:** Es geht nicht um den SPIEGEL oder um Kant persönlich, sondern darum, dass Grundzüge rassistischer Argumentation von den besten Köpfen ersonnen und den besten Zeitschriften verbreitet wurden und werden. Es handelt sich im Kern eben nicht nur um verquaste Vorurteile reaktionärer Hinterwäldler, sondern um tief in unserer Kultur verankerte Denkmuster. Die beliebte Faustformel »Rassismus gleich Rechtsextremismus« reicht da nicht aus.

**SPIEGEL:** Entstand das Hautfarbenschema der Rassentheorie letztlich als Rechtfertigung der Sklaverei?

**Hund:** Ja. Frühere Formen der Sklaverei wurden mit anderen Argumenten legitimiert. Die Griechen in der Antike zum Beispiel versklavten überwiegend hellhäutige Menschen. Äußere Merkmale eigneten sich also nicht zu deren Herabminderung. Aristoteles behauptete deshalb, alle Barbaren seien von Natur aus Sklaven, denn sie verfügten über keine Vernunft. Ihre Stellung zu den Griechen gleiche der von Tieren zu Menschen.

**SPIEGEL:** Die Hautfarbe spielte dabei keinerlei Rolle?

**Hund:** Nein. Und ganz ähnlich wurde das auch im übrigen Europa gesehen, wo es seit der Antike durchgehend Sklaverei gegeben hat, bis ins 15. Jahrhundert hinein. Damals befand sich der größte Sklavenmarkt des Kontinents auf der Krimhalbinsel. Auch die Sklavinnen und Sklaven, die dort gehandelt wurden, waren zum großen Teil hellhäutig. Erst im Zuge des europäischen Kolonialismus wurden die Sklaven Schwarze und die Hautfarben damit zu einem Kriterium, das mit Herrschaft und Unterwerfung verbunden war. Erst dann entstand auch die Vorstellung eines rassistisch überlegenen »Weißseins«.

**SPIEGEL:** Wer durfte sich denn alles zu den Weißen zählen?

**Hund:** Die vier Großrassen wurden von Anfang an selbst wiederum unterteilt, auch die der Weißen. Die Engländer hielten die Iren für nicht »richtig« weiß, die Deutschen taten die Slawen als untergeordneten Teil der weißen Rasse ab. Kant

rechnete die Araber und Türken zwar zur weißen Rasse, erklärte sie aber gleichzeitig zu Orientalen, die kulturell stagnierten. Und er diskriminierte die Juden wegen ihrer angeblich unvernünftigen Religion.

**SPIEGEL:** Aber äußerlich ließen sich die einen von den anderen kaum unterscheiden. Wie ging man damit um?

**Hund:** Das Problem hat der Antisemitismus schon im Mittelalter auf seine Art gelöst. Da wurden die Juden gezwungen, »Judenflecke« oder »Judenhüte« zu tragen, in Gettos zu wohnen oder andere Stigmatisierungen zu erdulden. Letztlich gingen auch die Nazis so vor. Sie waren zwar überzeugt, Juden seien eine eigene Rasse, konnten aber keine körperlichen Merkmale dafür finden. Stattdessen erzeugten sie ein Zerrbild mithilfe von Karikaturen und verordneten schließlich das Tragen des »Judensterns«.

**SPIEGEL:** Wie kann die weiße Haut als Zeichen der Überlegenheit funktionieren, wenn gleichzeitig auch Weiße diskriminiert werden?

**Hund:** Historische Entwicklungen verlaufen oft in Widersprüchen. In der Frühzeit des Rassedenkens wurde sogar den eigenen Unterschichten das Weißsein nicht ohne Weiteres zugesprochen.

**SPIEGEL:** Arbeiterinnen und Arbeiter galten also als nicht richtig weiß?

**Hund:** Sie mussten sozusagen erst in die weiße Rasse integriert werden. Das geschah, als im 19. Jahrhundert die koloniale Ausplünderung zunehmend auch den Unterschichten zugutekam. Sie konnten jetzt ihren Tee mit Zucker süßen, sie trugen Stoffe aus Baumwolle, sie rauchten Ta-

bak – alles Kolonialprodukte, die aus Sklavenarbeit stammten. Das förderte die Bereitschaft, eine prokoloniale Einstellung zu entwickeln.

**SPIEGEL:** Haben sich die Unterdrückten Europas nicht auch mit den Unterdrückten Amerikas oder Afrikas solidarisiert?

**Hund:** Doch, durchaus. Aber die Kolonialpropaganda tat alles, um den Rassismus attraktiv zu machen. Nehmen Sie die Weltausstellung 1851 im berühmten Kristallpalast in London: Dort stellte Europa seine technischen Errungenschaften aus, die Kolonien präsentierten ihre Rohstoffe. In der Arbeiterschaft wurden eigene Sparvereine gegründet, um den Besuch der Ausstellung zu finanzieren. Als diese später noch um lebenswerte Figuren von »Wilden aus aller Welt« ergänzt wurde, war die Kolonialreklame perfekt. Besucher aus den Unterschichten konnten sich durch Abgrenzung zugehörig fühlen. Ganz so wie wenig später bei den hagenbeckschen Völkerschauen in Hamburg. Das waren regelrechte Menschenzoos, die Besuchern aller Schichten und Klassen die Möglichkeit boten, sich angesichts der Inszenierung von Exoten, Wilden oder gar Kannibalen als höherstehend und zusammengehörig zu begreifen.

**SPIEGEL:** Läuft Rassismus immer darauf hinaus, sich mit einer fiktiven »Volksgemeinschaft« zu identifizieren?

**Hund:** Genau das ist seine Funktion. Er vermittelt die Vorstellung, dass noch das niedrigste und ärmste Mitglied der eigenen Gemeinschaft über dem ranghöchsten Mitglied der Diskriminierten steht. Der schwarze Soziologe W. E. B. Du Bois nannte das den »psychologischen Lohn« des

Weißseins. George Fitzhugh, ein Befürworter der Sklaverei aus den Südstaaten der USA, erklärte ganz unverblümt: Wenn sich alle Weißen zur »Herrenrasse« zählen könnten, schwinde der Neid der Armen auf die Reichen, und es gebe weder Zusammenrottungen noch Streiks.

**SPIEGEL:** Dauerhaften Frieden hat der Rassismus den Weißen trotzdem nicht gerade beschert.

**Hund:** Nein, die Konkurrenz der imperialistischen Nationen blieb ja bestehen, sie führte in den Ersten Weltkrieg. Und in der Arbeiterbewegung brachen innere Konflikte auf – trotz der Losung »Proletarier aller Länder und unterdrückte Völker, vereinigt euch«. Englische Arbeiter grenzten sich gegen irische Kollegen ab, deutsche gegen Zuwanderer aus Oberschlesien und Polen. Und in Frankreich oder Italien verunglimpften die Norden den Süden.

**SPIEGEL:** Entzieht sich der Rassismus im Dauerstreit um die Frage, wer richtig weiß ist, nicht am Ende selbst den Boden?

**Hund:** Leider nicht, denn die inneren Konflikte hinderten die streitenden Gruppen nie am gemeinsamen Handeln, sobald es gegen rassistisch diskriminierte Andere ging, seien es Schwarze oder Juden. Die Aggressivität des Rassismus nach außen blieb immer bestehen.

**SPIEGEL:** Wieso ist der Rassismus so zählebig? Halten Sie es für möglich, dass wir ihn mit der Zeit quasi verlernen?

**Hund:** Das ist nicht so einfach, schon weil der Rassismus in der sozialen Ungleichheit strukturelle Ursachen hat. Aber selbst wenn wir davon absehen: Den Deutschen wird ja international zugebilligt, sie hätten aus dem nationalsozialistischen Unrecht Lehren gezogen. Aber aus unserem Bewusstsein getilgt ist der Rassismus damit noch lange nicht. Der Antisemitismus hat in Deutschland eine Tradition, die mindestens bis zu den Pogromen während des Ersten Kreuzzugs im elften Jahrhundert zurückreicht. Deutschen Kolonialrassismus gab es seit Beginn der europäischen Expansion. Der Dominikanermönch Bartolomé de Las Casas widmet in seinem Bericht über die Gräueltaten im neu entdeckten Amerika den »deutschen Barbaren« und ihren »Grausamkeiten und Mordtaten« ein ganzes Kapitel. Wir haben, was das Lernen in Sachen Rassismus angeht, viel nachzuholen.

**SPIEGEL:** Das sollte nicht strittig sein.

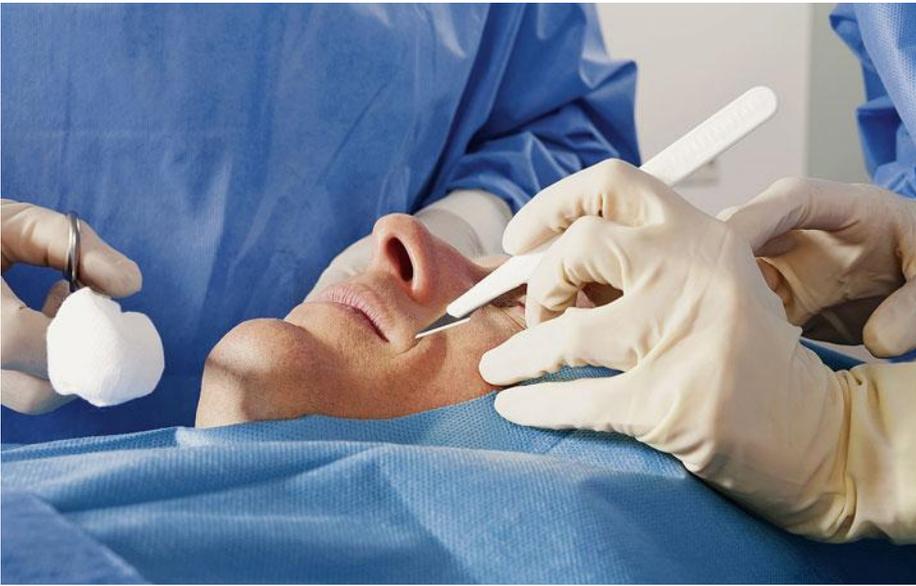
**Hund:** Und doch gibt es da erhebliche Widerstände. Viele Deutsche meinen, sie hätten schon genug gelernt. Dabei stehen wir eher am Anfang eines Prozesses, für den es noch nicht einmal ein Curriculum gibt.

**SPIEGEL:** Herr Professor Hund, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



SMB Kunstbibliothek / bpk

Rassenklischee in der Werbung, 1904: Rote, Weiße, Schwarze, Gelbe – Gott hat sie alle lieb



WESTEND61 / GETTY IMAGES

# Schön unter der Maske

**Medizin** Plastische Chirurgen profitieren offenbar von der Krise – viele Patienten nutzen die Zeit im Homeoffice für kosmetische Eingriffe.

**S**tefanie Eisleben ging es wie vielen: Beruflich stark eingespannt, war die Marketingmanagerin aus Frankfurt abends oft platt von der Arbeit. Alles Routine. Dann kam Corona. Eisleben war auf einmal zu Hause; erst anderthalb Wochen in Kurzarbeit, ab Mitte März drei Monate im Homeoffice. Sie hatte Zeit, sich mit sich selbst zu beschäftigen; sich zu »resetten«, wie sie sagt. Zu diesem Neustart gehörte für die 39-Jährige auch ein frisches Gesicht.

Denn wann immer Eisleben zu Hause an einem Spiegel vorbeiging, so erzählt sie es, sagte ihr Spiegelbild zu ihr: »Du bist bald vierzig. Diese Knitterfältchen gehen nicht mehr weg.« Zumindest nicht auf natürlichem Weg.

Eisleben fand Abhilfe für ihr vermeintliches Problem in der Darmstädter Klinik des Dermatologen Gerhard Sattler. Sie ließ sich von ihm Botulinumtoxin A in die Stirn spritzen, besser bekannt als Botox.

Sattler, 64, ist seit 31 Jahren im Schönheitsgeschäft. Über die Corona-Zeit sagt der Arzt: »Der Zuspruch zu kosmetischen Eingriffen ist plötzlich so ungehemmt.«

Normalerweise kenne seine Branche so etwas wie ein Sommerloch. In den Anfangsjahren der Klinik habe auch er einen Kredit aufnehmen müssen, um seine An-

gestellten bezahlen zu können. Doch das Corona-Jahr sei für seinen Betrieb ein gutes Jahr – »bei der allgemeinen wirtschaftlichen Depression vollkommen antizyklisch«.

Was treibt die Leute in die Kliniken? Ist die Selbstbespiegelung im Homeoffice schlecht fürs Selbstbewusstsein? Ist es die Langeweile einer gut verdienenden Schicht?

Sattler widerspricht: »Die Leute haben wirklich einen dringenden Bedarf, sich von einer Last zu befreien.« Ähnlich sieht es sein Kollege Dennis von Heimburg, Präsident der Vereinigung der Deutschen Ästhetisch-Plastischen Chirurgen. Nach seiner Beobachtung stehen seit Beginn der Coronakrise vor allem »Gesichtschirurgie aller Art, Lidkorrekturen, Lippenvergrößerungen und -liftings, Faceliftings, Augenbrauenkorrekturen« hoch im Kurs.

Von Heimburg führt das auch auf das Maskentragen zurück. Zum einen könnten hinter dem Mund-Nasenschutz manche Eingriffe mehr oder weniger unbemerkt verheilen. Zum anderen sagten seine Patienten, dass durch die Maske der Fokus auf die obere Gesichtshälfte falle. Dazu komme, dass sie sich wegen der vielen Videokonferenzen plötzlich permanent auf dem Bildschirm sehen würden. »Da erkennen die Patienten, dass sie sich so nicht mehr gefallen.«

Wer sich nach dieser Erkenntnis unters Messer legt, muss nur noch eine plausible Erklärung finden, warum die Kamera am Laptop vorübergehend abgeschaltet bleibt – im Zweifel ist es die schlechte WLAN-Verbindung. Denn obwohl sich in Deutschland 2019 rund 80 000 Menschen chirurgisch optimieren ließen, bleibt es ein Tabu, sich dazu zu bekennen.

»Seit dem 19. Jahrhundert gibt es die Idee, dass alles, was die Natur macht, das Wahre, das Gute ist: natürliche Kosmetik, natürliche Bewegung«, sagt die Soziologin Paula-Irene Villa Braslavsky von der Ludwig-Maximilians-Universität in München. »Die Paradoxie ist, dass wir ganz vieles tun – zum Beispiel schminken, Haare färben, Sport treiben –, damit der Körper natürlich, also wie unbearbeitet schön ist.«

Es gebe eine »Verachtung für Menschen, die sich operieren lassen«, sagt die Soziologin. Man unterstelle diesen Leuten quasi, dass sie versagt hätten: Wer nicht dem gängigen Schönheitsideal entspreche, habe nicht genug Sport getrieben, dem mangle es an Disziplin oder an der richtigen Einstellung. »Wir haben ja diese Idee, dass sich innere Schönheit auf magische Weise außen widerspiegelt«, sagt Villa Braslavsky. Und: »Wir moralisieren Schönheit.« Dabei wollten die meisten Menschen, die sich operieren lassen, gar nicht aussehen wie Barbie oder ein Pornostar. »Sie wollen Anerkennung, sie wollen dazugehören.«

Offenbar umso mehr, je länger ihre sozialen und beruflichen Kontakte eingeschränkt sind. Beim Schönheitschirurgen von Heimburg beträgt die Wartezeit für eine Erstvorstellung nach eigenen Angaben aktuell vier bis fünf Monate. »Und wenn Sie heute eine OP buchen, liegen Sie im Januar.«

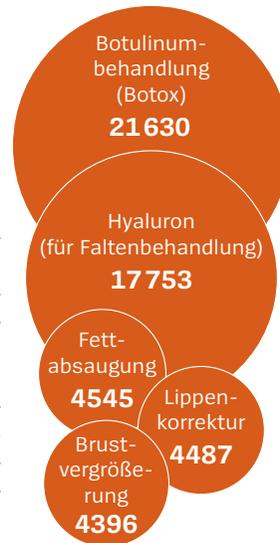
Dabei hätten es manche eilig. Auch weil man sich jetzt zu Hause eine Weile verstecken kann. Kurzarbeit und Homeoffice erweisen sich da als Glücksfall, denn kosmetische Eingriffe gelten in der Regel nicht als Grund für eine Krankschreibung.

Die Frankfurter Marketingmanagerin Stefanie Eisleben macht inzwischen wieder Kundenbesuche. Seitdem bekam sie schon mehrmals zu hören: »Dir hat der Lockdown aber gutgetan.«

Philipp Löwe, Nina Weber

Häufigste ästhetisch-plastische Eingriffe in Deutschland, 2019

bei Frauen



bei Männern



mit weiteren Eingriffen insges. 83338; Quelle: Vereinigung der Deutschen Ästhetisch-Plastischen Chirurgen

# DER SPIEGEL

## 5 Sommerprämien zur Wahl

Jetzt einen neuen Leser werben und Ihre Prämie sichern!



**bonvelo**

**bonvelo BLIZZ Singlespeed Bike**

Stabiler Stahlrahmen, Flip-Flop-Nabe für Freilauf und Fixed Gear. 4 Farben und 4 Größen zur Wahl. Zuzahlung: € 199,-.

Wählen Sie Ihre Lieblingsfarbe:





**Neu: Stand-up-Paddle-Surfboard im Set**

Hochwertiges Allround-Board für Anfänger und Fortgeschrittene. Maße: 320 x 76 x 15 cm. Zuzahlung: € 139,-.



**JBL Flip 5 Bluetooth-Lautsprecher**

Robust und wasserdicht. Bis zu 12 Stunden Spielzeit. Maße: 181 x 69 x 74 mm. Ohne Zuzahlung.



**Kärcher-Hochdruckreiniger K2**

Modell »Full Control Home« mit Druckregulierung. Ideal für größere Flächen rund ums Haus. Ohne Zuzahlung.



**Neu: Polar-Fitnessuhr »Ignite«**

Die neue Generation mit GPS, Farb-Touch-TFT-Display und vielen nützlichen Funktionen. Ohne Zuzahlung.

**Einfach jetzt bestellen:**

 **abo.spiegel.de/p20**

oder telefonisch unter: 040 3007-2700

DER SPIEGEL zum Vorzugspreis von nur €5,30 statt €5,50 je Ausgabe.



Szene aus »Pandemie«

Busch Media Group

## Seuchenschocker

**Kino** Was spannend beginnt, wirkt angesichts der Realität bald klischeehaft.

● Endlich bekommen wir sie mal zu sehen, die Feinde, vor denen wir seit Monaten gewarnt werden, die aber viel zu klein sind, um sie mit bloßem Auge zu erkennen: die Aerosole. In dem südkoreanischen Film »Pandemie«, der in seinem Entstehungsland bereits 2013 anlief und nun vom Verleih Busch Media in die deutschen Kinos gebracht wird, fliegen sie wie winzige Bläschen zwischen ahnungslosen Menschen hin und her. Regisseur Kim Sung-su erzählt von einer besonders aggressiven Form der Vogelgrippe, die sich in einem Stadtteil der Metropole Seongnam rasend schnell ausbreitet und weite Teile der Bevölkerung dahintrafft. Er zeigt seinen Zuschauern Bilder von Panikkäufen in

Supermärkten und überfüllten Krankenhäusern. Doch was als Virenthriller anfängt, entwickelt sich zum Seuchenschocker, der sich an Blut spuckenden Menschen kaum sattsehen kann. Leider ist in diesem Film alles so offensichtlich wie die Aerosole: Die Helden sind edel und selbstlos, die Bösen gemein und brutal, und die politische Führung agiert so chaotisch, dass Donald Trumps Krisenmanagement dagegen fast besonnen wirkt. In Südkorea fand der Film, der im Original einfach nur »Die Grippe« heißt, beim Erscheinen mehr als drei Millionen Zuschauer. Im Hier und Jetzt wird er mit der echten Pandemie zu kämpfen haben – und die ist viel komplexer. **LOB**

### Serien

#### Heiter bis düster

● Mitten in der Nacht rufen die Kleinen nach ihrem Beschützervater, beim kürzesten Ausflug in die Nachbarschaft mahnen die Helikoptereltern ihre Brut mit spitzen Schreien zur Vorsicht: Die Serie »Breeders«, die am Dienstag bei Sky anläuft, schildert das Drama

der Kinderaufzucht als grelle, aber oft realistische Komödie. Zehn Folgen lang spielen die britische Schauspielerin Daisy Haggard und ihr als Sherlock-Holmes-Assistent Watson berühmt gewordener Kollege Martin Freeman ein schwer gestresstes Großstadtelternpaar. »Wer mit Kindern, die unter sieben Jahre alt sind, ist eigentlich nicht unglücklich?«,

heißt es einmal in der zeitweise erstaunlich düsteren Serie über die heitere Plackerei der Erziehungsberechtigten. »Breeders« wurde von Freeman miterdacht und beschäftigt sich mit so aktuellen Fragen wie der, wie sich in einem Haushalt mit zwei kleinen Kindern halbwegs ungestört Homeoffice-Arbeit erledigen lässt. Die von George Wakeman und Jayda Eyles

gespielten Kinder sind natürlich zuckersüß. Und ihre Mutter und ihr Vater, oft von Zweifeln an ihren pädagogischen Fähigkeiten geplagt, sind spätestens in jenen Momenten ein tolles Team, in denen konkurrierende Eltern mit ihrem Nachwuchs prahlen. »Wir sind die Besten«, lautet der Spruch, zu dem sich das Heldenpaar dann abklatscht. **HÖB**

## Jugendliteratur

### Bis(s) zum Ende des Hypes

● In die Kleinstadt Forks im Norden der USA träumten sich etwa acht Jahre lang Teenager aus aller Welt. Sie hofften, dort auf den schönen Vampir Edward zu treffen oder auf Bella, die schüchternste Schülerin. Denn Schriftstellerin Stephenie Meyer hatte Forks als Kulisse ausgesucht für ihr Teenagerpos, das Bestsellerlisten und Kinocharts lange dominierte: »Twilight«. Noch Jahre nachdem der letzte Film in die Kinos gekommen war, grüßten die Schauspieler Robert Pattinson und Kristen Stewart dort von vergilbten Postern. Und in einem kleinen Museum warteten angestaubte Filmkostüme darauf, bestaunt zu werden. Doch die Teenager von einst sind (fast) erwachsen, Forks ist das Freiluftmuseum eines vergangenen Hypes. Das könnte sich jetzt ändern: Stephenie Meyer veröffentlicht nach mehr als zehn Jahren einen weiteren Band der Vampir-Saga. In »Bis(s) zur Mitternachtssonne«, das am Diens-



»Vampirometer« bei Forks

tag erscheint, soll alles noch mal von vorn erzählt werden – aus Edwards Perspektive. Das erste Kapitel stellte die Autorin bereits 2008 auf ihre Website. Andere Passagen wurden illegal verbreitet. Schließlich verkündete Meyer, ihre Arbeit einzustellen, und lud die Manuskripte, wohl aus Frust, selbst hoch. Seitdem habe sie jedoch an dem Buch geschrieben, sagt sie nun. Sie sei in diesen Jahren eine andere geworden. Ob das auch auf Edward und Bella zutrifft? Der Verlag hat »einige dunkle Wendungen« angekündigt. EVH

Stephenie Meyer: »Bis(s) zur Mitternachtssonne«. Aus dem Englischen von Henning Ahrens, Sylke Hachmeister, Alexandra Rak, Annette von der Weppen. Carlsen; 848 Seiten; 28 Euro. Erscheint am 4. August.

## Biografien

### Ein deutsches Gelehrtenleben

● Wenig von dem, was dieser Denker schrieb, kann man mit nach Hause nehmen als Erkenntnis abgepackt. Und Hans Blumenberg schrieb viel, darunter sprichwörtlich gewordene Buchtitel wie »Die Sorge geht über den Fluß«, »Lebenszeit und Weltzeit« oder »Schiffbruch mit Zuschauer«. Man könnte die Lektüre seiner Werke, ist man auf Lebensweisheit und Gesinnung aus, auch als Raubbau an der Lebenszeit begreifen – wären sie nicht so schön und, bei aller kompakten Bildungslast, so leicht geschrieben, dass man daran ein einzigartiges Vergnügen haben kann.

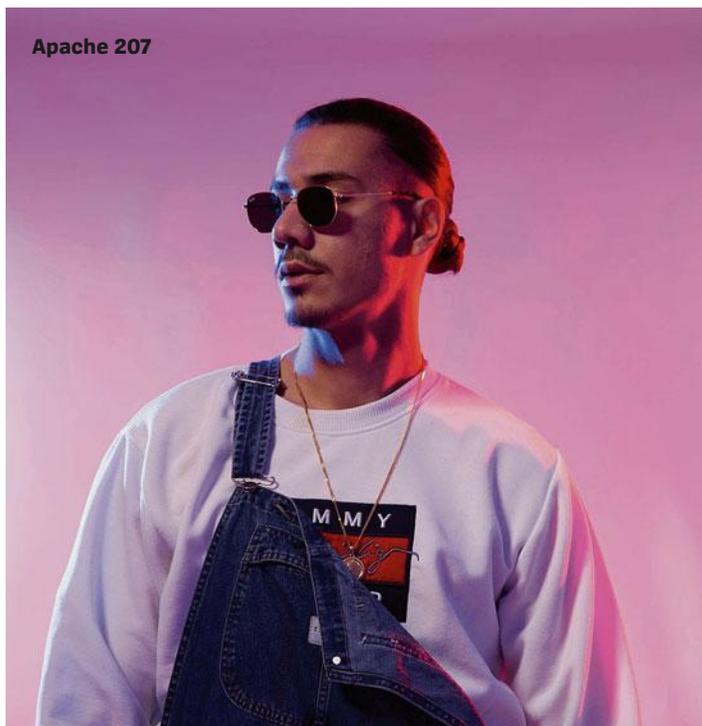
Ähnliches gilt für eine nun erschienene Biografie über den 1920 in Lübeck geborenen, 1996 im westfälischen Altenberge verstorbenen Professor der Philosophie, dessen legendäre Zurückgezogenheit im Alter seine Aura noch zu verstärken schien. Rüdiger Zill, Refe-

rent am Potsdamer Einstein Forum, beschreibt Leben und Werk Blumenbergs mit so viel Eleganz, dass leichte Schwindelgefühle des laienhaften Lesers eher zu Beschwingtheit als zum Gefühl des Ungenügens führen. Blumenbergs Interesse galt den Bedingtheiten des Denkens, jenen historischen Paradigmen, die dazu führen, dass der Mensch sich mal für ein Kind der Götter, dann für einen Vollstrecker des Willens Gottes oder auch für ein Wesen ohne transzendentes Obdach halten kann. Wie Hans Blumenberg wiederum selbst, als »Halbjude« im Nationalsozialismus Angst und Schikanen ausgesetzt, mit den wechselnden

deutschen Weltbildern umging, das beschreibt Zill mit durchdringender Klarheit. ES



Rüdiger Zill: »Der absolute Leser. Hans Blumenberg – eine intellektuelle Biographie«. Suhrkamp; 816 Seiten; 38 Euro.



Apache 207 / Instagram

## Pop

### Hitmix für alle Lebenslagen

● Apache 207 ist kein neues Kampfhubschraubermodell, sondern ein singender Rapper aus Ludwigshafen am Rhein. Und zwar einer der erfolgreichsten in Deutschland: In diesem Jahr landeten alle sechs Singles des 22-Jährigen, dessen bürgerlicher Name Volkan Yaman lautet, in den Top Five der Charts. Das mag auch daran liegen, dass Apache 207 wie ein optischer Hitmix aus vermeintlichen Alleinstellungsmerkmalen daherkommt: die samtige, dunkle Mähne. Das enge Unterhemd. Die Basketballgröße. Und natürlich der Sound, der sich souverän zwischen Straße und ausverkauftem Stadion bewegt. Dem

bleibt Apache 207 auf seinem Debütalbum »Treppenhaus« treu, wendet sich darauf allerdings noch ein bisschen mehr R & B und Pop zu als auf seiner EP »Platte« aus dem vorigen Jahr. Er ist jedenfalls wieder »Unterwegs«, denn »die Straße, sie ruft«. Er fährt in »Kolonnen durch meine Gegend« oder zu zweit in dem Auto, an dem der Deutschrapper von Welt erkannt wird – im Mercedes-AMG, der »ab Werk so laut« ist. Und auf dem »Beifahrersitz«, da sitzt eine Frau: »Ich kenn' ihren Namen nicht / Aber sie ist da für mich«. »Treppenhaus« ist Stoff zum Tanzen und zum Flexen. Aber auch zum Kuscheln. SKR

# Gestörte Welt

**Ruhm** Kanye West ist einer der größten Popstars unserer Zeit, bipolar, hochbegabt. Jetzt will er US-Präsident werden und irritiert mit Größenwahn und kruden Ansichten. *Von Philipp Oehmke*

**E**s gab diesen Moment in einer Interviewsendung der Late-Night-Ikone David Letterman im vergangenen Jahr, da sprach Kanye West plötzlich über seine bipolare Störung. Er redete auch davon, was geschehe, wenn er mit all der Macht seiner Prominenz etwas äußere oder tue, das dem Mehrheitskonsens widerspreche. Wenn er etwa mit der roten »Make America Great Again«-Kappe von Donald Trump herumlaufe, wenn er Batterien von inkohärenten Tweets durchs Netz feuere oder Sklaverei als einen frei gewählten Zustand bezeichne. »Die Leute sagen dann: Oh, he's just crazy«, erklärte West damals dem Interviewer Letterman. »Denn wenn sie nicht glauben könnten, ich sei verrückt, gäbe es vielleicht ein Problem.«

Kanye West ist Rapper, Internetikone, Ehemann von Kim Kardashian. Ein Megastar, hochbegabt, ein nervöser Wanderer zwischen den Welten aus Musik, Film, Mode, Kunst, Reality-TV und natürlich den sozialen Medien. Der ultimative moderne Künstler, selbstreflexiv, narzisstisch, hochsensibel.

Schon länger flirtet West öffentlich aber auch mit der Idee, Donald Trump als US-Präsident beerben zu wollen, als Ziel gab er 2024 aus. Vor einigen Wochen kündigte er an, er wolle bereits dieses Jahr kandidieren, gegen Trump. Eine Begründung: Es habe ihm nicht gefallen, dass Trump sich während der Proteste nach dem Tod von George Floyd zeitweise im Bunker des Weißen Hauses versteckt habe.

Mit seiner Kandidatur scheinen sich in Wests Person viele der Konflikte zu spiegeln, die gerade die USA zerreißen.

Sein politisches Programm ist dünn, er spricht sich gegen das Recht auf Abtreibung aus und gegen Corona-Impfungen, die Pandemie ist für ihn eine Strafe Gottes. Zuletzt reichte ein Rechtsanwalt in New Jersey zudem Beschwerde ein: Von den 1300 Unterschriften, die West gesammelt hatte, sähen 600 aus, als seien sie von ein und derselben Hand geschrieben.

Abtun kann man seine Ambitionen trotzdem nicht. Denn all das geschieht in einem Amerika, in dem Nacht für Nacht Regierungstruppen auf »Black Lives Matter«-Aktivisten aus Tränengaskanonen feuern; in dem ein tödliches Virus auch

deshalb so wütet, weil die Regierung den Menschen vorgespielt hat, sie müssten sich keine Sorgen machen; in dem keiner mehr weiß, was wahr ist und was Verschwörungstheorie, und in dem von der Wahl im November das weitere Schicksal der Nation abzuhängen scheint.

Dort hinein sticht nun einer der wirkmächtigsten Künstler des Landes. Und so vermischen sich in seiner angestrebten Präsidentschaftskandidatur Politik, digitale Celebrity-Kultur und Krankheit zu einem toxischen Gemenge. Bei seiner Wahlkampfauftaktveranstaltung vor zwei Wochen in South Carolina erschien West in einer schuss sichereren Weste. Auf der Bühne schrie und weinte er. Am Ende blieb die Frage, wer hier eigentlich verrückt ist: er oder das Land, in dem er lebt? Oder beide?

Einmal traf ich West 2015, ein Jahr bevor er die Diagnose bekam. Bei dem einstündigen Treffen wirkte wie ein hyperintelligentes Kind und hatte nur ein Ziel: Er wollte mir meine Reisetasche abquatschen, in die er sich verliebt hatte. Ja, eine Tasche.

Bipolare Störungen werden umgangssprachlich manische Depressionen genannt. Phasen von größter Euphorie, Tatendrang und Extrovertiertheit wechseln sich ab mit abgründiger Niedergeschlagenheit. Die Weltgesundheitsorganisation zählt die bipolare Störung zu einer der zehn Krankheiten, die das Leben der Erkrankten am schwerwiegendsten verändern. 10 bis 20 Prozent der Betroffenen sterben durch Suizid.



**Präsident Trump, Rapper West 2018**  
Alles ist eine Verschwörung

Damals im Fernsehen hatte Letterman West nach Medikamenten gefragt. Der Moderator sagte, er selbst nehme seit Jahren einen Serotonin-Wiederaufnahmehemmer, doch er habe immer Angst, dass das Mittel seine Kreativität betäube. Es ist die gleiche Angst, aufgrund derer der Schriftsteller David Foster Wallace seine Medikamente abgesetzt hatte. Als diese seinen Kopf nicht mehr beruhigten, wurde es schwarz. Wallace ging in die Garage und erhängte sich. Er war vielleicht der begabteste Schriftsteller seiner Generation, litt aber unter einer bipolaren Störung.

Als Musiker ist Kanye West herausragend, vielleicht der einflussreichste der vergangenen 15 Jahre. Er begann als Produzent für Jay-Z, veröffentlichte 2004 sein erstes eigenes, gleich brillantes Rap-Album. 2010 lieferte er mit »My Beautiful Dark Twisted Fantasy« ein maximalistisches Popmeisterwerk ab.

Zuletzt hielt West wöchentliche »Sunday Services« ab, Gospeltreffen mit Gastmusikern und Chören, ein korrespondierendes Album heißt »Jesus Is King«. West meint das genau so: Inmitten der Volatilität von Social Media, Reality-TV und bipolarer Störung hat er Halt in Gott gefunden, mit dem er sich mindestens als verwandt empfindet.

West entwarf für Adidas Schuhe, die viel zu verrückt für den bayerischen Sporthersteller waren, heiratete in die TV-Dynastie der Kardashians ein, wo man ihn eine Zeit lang in der Reality-Soap »Keeping Up with the Kardashians« völlig deplatziert durch die Ultraneureichenwelt der Vororte von Los Angeles tapsen sah. Viele hielten das anfangs für ein Kunstprojekt. Doch mit der Zeit lernte das Publikum, dass bei West nichts ironisch ist. Auch in dieser Eigenschaft ist er eine bedingungslos moderne Figur.

Natürlich waren Künstler auch schon früher feinfühlig und mitunter labile Menschen. Doch da gab es kein Twitter und kein Instagram. In der modernen Aufmerksamkeitsökonomie ist die ständige Präsenz ein Pakt mit dem Teufel. Man kann einiges gewinnen, doch auch darin verbrennen. Soziale Medien befördern exhibitionistisches und ichobsessives Verhalten, denn darum geht es ja: ungefragt etwas mitzuteilen und sich dann dafür feiern zu lassen.

Wer in einer manischen Phase ist, für den ist Twitter ein Fluch. Nur ein Tweet



Calla Kessler / NYT / Redux / iaf

**Musiker West:** Der ultimative moderne Künstler

und die Reaktionen darauf reichen aus, um Liebe oder Hass (meistens Hass) zu triggern.

Zu besichtigen war das vergangene Woche. Etwa ein Jahr nachdem Kanye West bei Letterman in wunderbarer Klarheit über seine Krankheit gesprochen hat, ist er wieder beim »ramping up«. So hatte er den Übergang in eine manische Episode bei Letterman genannt. In nächtlichen Tweets beschimpfte er seine Ehefrau Kim Kardashian und ihre Mutter Kris Jenner, sprach von Betrug, Scheidung sowie »Play-boy«-Fotos und warf Gattin und Schwiegermutter vor, sie versuchten, ihn einweisen zu lassen. Er löschte die Tweets jeweils ein paar Stunden später.

Bei Letterman hatte West davon berichtet, wie das ist, eingewiesen zu werden. »Sie isolieren dich. Sie fesseln dich in Handschellen. Sie betäuben dich, stecken dich ins Bett.« Was man sage, bedeute nicht mehr viel. »Sie schneiden dir das Wort ab, mitten im Satz.«

Und so redet die Welt, zumindest der Teil, der auf Social Media ist, in diesen Tagen wieder davon, ob und wie verrückt Kanye West ist, wobei verrückt natürlich eine sehr saloppe Umschreibung für eine bipolare Störung ist. Oh, he's just crazy.

Für seine eigene Präsidentschaftskandidatur ist es angesichts des Wahltermins am 3. November eigentlich zu spät, aber Termine haben West noch nie interessiert. Das Wahlkampfkomitee Kanye 2020 hat bei der Federal Election Commission Wests Kandidatur offiziell hinterlegt. Er kandidiert für die Birthday Party.

Bei jeder US-Wahl treten neben den beiden Hauptkandidaten viele unabhängige Kandidaten an, die meisten bleiben völlig unbekannt und stehen nur in ausgewählten Staaten auf dem Wahlzettel. Kanye West aber ist ein Milliardär und Weltstar mit Millionen loyaler Fans. In Oklahoma ist es ihm gelungen, auf den Stimmzettel zu kommen. In anderen Staaten sind die Anträge eingereicht, in wieder anderen hat er die Frist verpasst.

Bei der Auftaktveranstaltung zum Wahlkampf in South Carolina begann West zu weinen, als es um Abtreibung ging. Er weinte darüber, dass er und seine Frau beinahe ihre inzwischen siebenjährige Tochter North abgetrieben hätten. Noch stärker liefen West die Tränen, als er erzählte, dass auch sein Vater ursprünglich einen Schwangerschaftsabbruch gewollt habe. »Dann hätte es keinen Kanye gegeben.« Narzisstischer kann man wahrscheinlich nicht über das Thema Abtreibung sprechen. Die Rezeption der Veranstaltung sprengte beinahe Twitter. Oh, he's just crazy.

Doch Wests angestrebte Präsidentschaftskandidatur hat auch einen erschreckend realen Aspekt. Träte West als Kan-

didat neben Donald Trump und Joe Biden an, könnte er dem Herausforderer wichtige Stimmen der afroamerikanischen Bevölkerung nehmen und so Trump zum Sieg verhelfen.

Vielleicht ist es auch deshalb zu einfach, West bloß als krank abzutun. Das ging ja schon bei Trump schief.

Auch Wests Frau Kim Kardashian, die bisher bedingungslos zu ihm gestanden hat, soll sich zu Hause in Los Angeles Sorgen um seinen Zustand machen. Sie wandte sich auf Instagram an ihre 182 Millionen Follower, berichtete von Wests bipolarer Störung, warb um Nachsicht. Es sei unglaublich kompliziert und schmerzhaft, diese Krankheit zu verstehen.

### Wer in einer manischen Phase ist, für den ist Twitter ein Fluch.

West entschuldigte sich später – auf Twitter – bei seiner Frau (»Please forgive me«), und kurz darauf fuhr ein Krankenwagen auf seiner Ranch in Wyoming vor, in der er sich seit Wochen verschanzt hatte. Es hieß, er habe akute Angstzustände.

Das inmitten all des Wahnsinns angekündigte neue Album erschien erst mal nicht – auch deshalb ist es schwierig, Wests Gebaren als reine PR-Aktion abzutun. Es sollte, nachdem West es schon ein paarmal umbenannte hatte, »Donda: With Child« heißen – nach seiner Mutter, die vor gut zwölf Jahren nach Komplikationen bei einer Schönheitsoperation ums Leben kam und deren Verlust, so schreibt es zumindest Karda-



Ehepaar Kardashian, West 2015

»Please forgive me«

shian in ihrem jüngsten Tweet, ihr Mann bis heute nicht verwunden habe. Als Kandidaten für die Vizepräsidentschaft wollte West seinen einstigen Freund Jay-Z ernennen, mit dem er sich in den vergangenen Jahren überworfen hatte. Doch er hatte vergessen, dass er den Job bereits einer Onlinepredigerin versprochen hatte.

Aus der Ferne mag das alles nach Irrsinn klingen. Wenn man West ein paarmal getroffen hat, weiß man, dass er alles ernst meint.

Bei unserem Treffen vor fünf Jahren in London wollte ich mit ihm über ein neues Album reden, das dann nie erschienen ist. Doch West hatte tausend andere Themen zu besprechen. Er redete über den chilenischen Experimentalfilmer Alejandro Jodorowsky, über Montessori-Schulen, über das Kunstwerk, das den Hintern von Kim Kardashian darstellt – und vor allem über meine Reisetasche. Er war zugewandert, er lachte laut, seine Gedanken rasten in großer Geschwindigkeit, bildeten Assoziationsketten, vieles verstand ich nicht, nickte aber.

Und dann eben begann West, meine Tasche zu fotografieren. Er kniete sich auf den Boden, beäugte sie, gab Ausrufe der Begeisterung von sich. Die Reisetasche war von Marc Jacobs, darin befand sich alles, was ich für den Tagestrip nach London brauchte. West war damals in einer Phase, in der er dachte, er würde der größte Modeschöpfer der Welt werden. Ob er sie ausleihen könne? Oder abkaufen? Schließlich tauschten wir. Ich bekam eine Louis-Vuitton-Tasche von ihm.

Was in Kanye West im Moment vorgeht, weiß wohl nur er selbst. Wenn er in eine manische Episode hineinrutscht, sagte er bei Letterman, sehe er überall nur noch Agenten. Er habe dann das Gefühl, die Regierung hätte Chips in sein Gehirn gepflanzt.

Noch nie kursierten so viele Verschwörungstheorien. Daran haben die sozialen Medien natürlich einen Anteil. Man könnte aber auch sagen, die gesunde Welt nähert sich der Krankheit an, imitiert ihre Auswüchse. Die wenigsten Verschwörungstheoretiker leiden unter einer bipolaren Störung oder an klinischer Paranoia. Sie glauben den Unsinn trotzdem. Wahn und Ideologie scheinen eine immer stärkere Verbindung einzugehen.

Kanye West hat zuletzt seine Kandidatur weiter vorangetrieben. Während er im Krankenhaus lag, reichte sein Wahlkampfteam die Zulassungsunterlagen in New York und in New Jersey ein. In New York bleiben ihm noch ein paar Tage, um 30 000 Unterschriften zu sammeln. Normalerweise ist das kein Problem für jemanden, der in wenigen Minuten die größten Arenen ausverkauft.

**SPIEGEL+**

# Ihr Plus: inklusive digitales Magazin



Mit SPIEGEL+ lesen Sie die digitale Ausgabe des SPIEGEL schon freitags ab 13 Uhr und sind besser informiert. Sie genießen exklusive SPIEGEL+-Artikel, Beiträge aus den SPIEGEL-Magazinen und Videos auf [spiegel.de](https://www.spiegel.de). Das neue Design gibt Ihnen Klarheit und Orientierung. Dazu erhalten Sie den wöchentlichen SPIEGEL+-Newsletter der Redaktion.

**Starten Sie jetzt Ihren kostenlosen Probemonat!**

 [abo.spiegel.de/plus](https://abo.spiegel.de/plus)

**Jetzt  
1 Monat  
gratis**

# Der Gefühlsmann

**Literatur** Robert Seethaler schreibt Bestseller über Lebensschicksale der Weltgeschichte. Kritiker werfen ihm Kitsch vor, Leser lieben ihn.

**R**obert Seethaler sagt, dass er sich für keinen guten Redner halte, oft ins Stottern gerate. Vielleicht hat er deshalb das Schreiben gewählt, um sich der Welt mitzuteilen. Vielleicht stapelt er aber auch tief. Beim Interview widerlegt er sich sofort selbst: »Ich muss die Antworten erst

suchen. Ich habe keine fertig präparierten Antwortziegel, aus denen ich mir ein intellektuelles Haus der Sicherheit baue.« Merkwürdig gedrechselte Sätze wie diesen schält Seethaler, 53, ein fast zwei Meter großer Mann mit bedächtiger Stimme, aus sich heraus beim Treffen in einem Berliner



**Autor Seethaler:** »Am liebsten würde ich den ganzen Tag nur im Gras sitzen«

Park. Egal ob er kokettiert: Sprache ist sein Handwerk. Und er beherrscht es gut.

Nach humorigen Coming-of-Age-Romanen gelang Seethaler 2012 der literarische Durchbruch mit »Der Trafikant«. Der Roman über die Freundschaft eines Lehrlings zu Sigmund Freud in Wien der Dreißigerjahre hielt sich mehr als 70 Wochen lang auf der Bestsellerliste, ist mittlerweile Schullektüre.

Zwei Jahre später erschien »Ein ganzes Leben«, das inzwischen als Taschenbuch in der 22. Auflage in den Buchhandlungen zu finden ist. Die Geschichte eines einfachen Mannes, der sein Leben und sein Glück in einem Dorf in den Alpen findet, brachte Seethaler eine Nominierung für den Man Booker International Prize ein. 2018 legte er den Erzählband »Das Feld« nach, in dem er Tote über ihr Leben berichten ließ. Kommende Woche soll sein neues Werk in den Regalen stehen, »Der letzte Satz«, Bestsellerstatus ist vorprogrammiert.

In seinen früheren Romanen erzählt Seethaler oft kleine Schicksale groß, die von Trafikanten, Seilbahnbauern, Tankwarten. Jetzt widmet er sich einem großen Leben im Kleinen: Auf 126 Seiten imaginiert Seethaler die letzte Reise Gustav Mahlers im Jahr 1911, die Lebensdaten des Musikers stimmen grob: Mahlers Ehe mit Alma, der Tod seiner ersten Tochter im Kleinkindalter, das frühe Ableben von Mahler selbst mit 50 an einer Herzerkrankung. Alles dazwischen aber füllt Seethaler mit Fantasie auf.

Der Komponist befindet sich in »Der letzte Satz« auf dem Dampfer »Amerika«, der ihn über den Atlantik von New York zurück nach Europa bringen soll. Aber eigentlich bringt das Schiff ihn nur dem Tod näher. Mahler ist erkrankt, am Leben, an der Liebe und vor allem an sich selbst. Fanatischem Ehrgeiz folgend, hat er sein Leben der Musik unterworfen – und damit sich selbst verbrannt, aber auch seine Frau Alma und diverse Orchester mit in den Abgrund gezogen. Lebte dieser Mahler heute, er müsste sich wohl wegen toxischer Männlichkeit verantworten.

»Er war ein aufbrausender Charakter, wütend, ständig gekränkt, krank und krank machend und auch sehr liebevoll. Er war schwierig und faszinierend«, sagt Seethaler über den Musiker. Warum er auf die Idee kam, Mahlers letzte Reise zum Thema zu machen? »Mir ging es nicht darum, biografische Meilensteine abzuwandern«, sagt er.

Aber was fand er an ihm interessant? Seethalers Antwort ist eine Mahler-Geschichte aus seinem eigenen Leben: Zum ersten Mal habe er Musik des Komponisten in Israel gehört. Vor vielen Jahren habe er in einem Kibbuz gearbeitet, gemeinsam mit einem alten Mann, der dem KZ entkommen war, sagt er. »Und dieser Mann hörte auf

# Geld ganz einfach



MAGNO / Interfoto

## Ehepaar Mahler 1909

Ein bisschen tragisch, etwas magisch

einem kleinen Radio Musik. Mahler. Nur der Schönheit der Sinfonien lauschend.«

Diesen Moment aus seinem Leben habe er nie wieder vergessen. Er könnte aber auch einer seiner Geschichten entstammen: Aus Augenblicken wie diesem, knapp am Klischee vorbeigeschrammt, ein bisschen tragisch, etwas magisch und wahnsinnig flüchtig, baut Seethaler seine Texte. Deshalb bezeichnen manche Kritiker sie als schnulzig und platt, Leser als bewegend und unvergesslich.

Seine Sprache jedoch ist besonders. Mit schnörkellosen Sätzen schält Seethaler alles Beiwerk ab, bis der Kern offenliegt. Das, was vom Leben eben so übrig bleibt, wenn man mit Abstand daraufguckt. Liebe etwa, die Figuren bebend und wund zurücklassend, Arbeit, die verzehrt und zugleich erfüllt, Familie, Glück und vor allem: Tod. Interessiert ihn der Tod mehr als das Leben?

Seethaler winkt ab. Das sei eine romantische Projektion. »Es geht natürlich immer um das Leben in meinen Büchern, gerade deshalb muss der Tod miterzählt werden. Ohne ihn wäre das Leben eine sinnlose Angelegenheit.« Er deutet auf einen Golden Retriever, der im Park selbstvergessen einem roten Ball nachjagt. »Dieser Hund macht es richtig.«

Ob er Angst gehabt habe, sich an einer realen Person zu vergreifen? Er schüttelt den Kopf. Es gebe bestimmt Menschen, die mehr über die historische Person Mahler wüssten als er. Er sei ein Träumer, deshalb habe er immer Angst, aber auch immer Hoffnung. »Und der will ich lieber nachgehen«, sagt er. Und fragt dann: »Ach, das war jetzt schon wieder zu gefühlig, oder?« Sein Gustav Mahler verliert sich in seinem Streben, in seiner Sehnsucht, »ein Flämmchen im Sturm der eigenen Verzweiflung«, schreibt Seethaler.

Vielleicht liegt für ihn das Thema des hadernden Künstlers so nahe, weil es sich

auch in seinem Leben wiederfindet: Seethaler besuchte eine Schauspielschule in Wien, trat früher in Filmen und auf Theaterbühnen auf. Aber dort habe er sich unwohl gefühlt: »Ich hatte die Idee, dass ich mich im Scheinwerferlicht verstecken könne.« Er habe aber die Scham nicht ablegen können, dass ihm so viele Menschen ins Gesicht starren, sagt er und formt die Hände zu schützenden Segeln.

Seethaler kam mit einem Augenfehler auf die Welt, von ihr sah er zunächst kaum etwas. Er besuchte eine Grundschule für sehbehinderte Kinder, wurde operiert, bekam Brillen. Auch heute sieht er nicht gut, Gesichter aus der Ferne kann er kaum erkennen. Und auch das Lesen muss er stark einschränken.

Wie verändert eine verschwommene Außenwelt den Blick nach innen? »Ich fühle mich mit mir allein schon sicher«, sagt er. Zu diesem Gefühl habe er mit Mitte dreißig wieder zurückgewollt. »Deshalb fing ich mit dem Schreiben an.« Heute, als Autor, kondensiert er den Wirrwarr einzelner Menschenschicksale auf das Wesentliche.

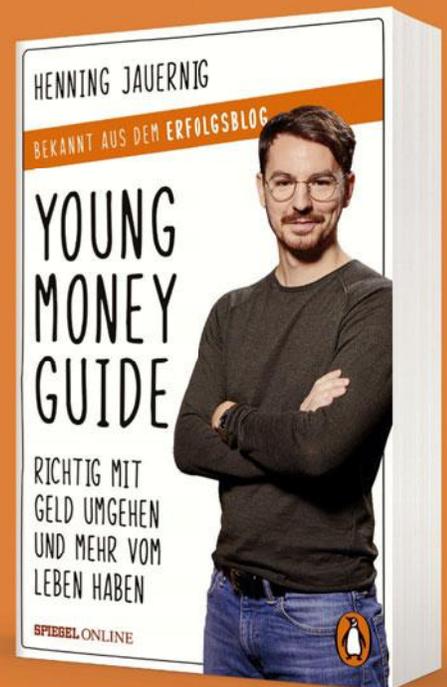
Es gehe ihm um Klang, Bild, Ton, Atem, sagt Seethaler. Und Plot? »Ach, der Plot«, winkt er ab. Literatur entwickle sich aus der Sprache, nicht aus dem Schicksal, die Geschichte sei das, was nebenbei passiere. Ein großer Geschichtenerzähler ist er trotzdem.

Seethalers Romane werden immer kürzer. Was vom Leben übrig bleibt, wenn man das Geäst weghobelt, ist häufig eben nicht viel. Schnitzen, hämmern, Sätze modellieren, so spricht Seethaler über das Schreiben. Er möge das, sagt er, weil sein Vater Holzschnitzer ist. Und vielleicht auch, weil es sich ganz gut anhört, nach Arbeit statt nach Wortklauberei. Er sei eigentlich ein disziplinloser Mensch. »Am liebsten würde ich den ganzen Tag nur im Gras sitzen«, sagt er.

Aber vielleicht ist auch das wieder Koketterie. Seethaler hat in den vergangenen Jahren zu viele Geschichten geschrieben, in zu vielen Buchhandlungen gelesen, auf zu vielen Bestsellerlisten gestanden. Wer nicht gesehen werden will, sucht keine Bühne. Und wer nichts zu sagen hat, schreibt keine Bücher.

Robert Seethalers Blick auf die Welt erklärt sich wohl am besten über seine Geschichten, in denen sich jeder wiederfinden kann: wenn er von einem Mann erzählt, der die Berge betrachtet, einem Jungen, der zum ersten Mal liebt und darüber in so große Verzweiflung gerät, dass er Sigmund Freud um Rat fragt, oder von einem Komponisten, der Sinfonien schreibt, aber die eigenen Gefühle mit Distanz betrachtet. So wenig, so viel, so banal, so menschlich. So wahr, würde Seethaler sagen.

Elisa von Hof



272 Seiten mit s/w/Abb. | € 10,00 (D) | € 10,00 (A) | CHF 14,50 (empfl. VK-Preis)

Mit Bausparvertrag, Steuererklärung und Altersvorsorge fühlen sich viele überfordert – oder haben einfach keine Lust, sich darum zu kümmern. Der SPIEGEL-Redakteur Henning Jauernig macht endlich Schluss mit dem schlechten Gewissen. In diesem Buch beantwortet er die drängendsten Fragen seiner Leser – und zeigt unter anderem, welches Vermögen auf den wartet, der auf seinen täglichen Coffee to go verzichtet.





Steffen Jäncke / DER SPIEGEL

**Autor Gabriel:** »Die Menschheit musste arg stolpern, um sich endlich zu fragen, ob sie sich auf dem richtigen Weg befindet«

# »Das Virus ist ein Warnschuss der Natur«

**SPIEGEL-Gespräch** Was die Menschheit aus der Pandemie lernen kann?  
Der Philosoph Markus Gabriel fordert ein Nachdenken  
über eine neue Moral, statt einfach ins alte Leben zurückzukehren.

*Ausgerechnet Philosoph will der Junge werden? Wohin soll das führen? Markus Gabriel ahmt den rheinischen Singsang seiner Eltern nach, als er wiedergibt, was sie zu ihm sagten: »Dat Studium zahle ma dir nit.« Also musste Gabriel nach dem Abitur jobben, bis er bei der Studienstiftung des Deutschen Volkes angenommen wurde. Er versprach seinen Eltern, dass er mit 30 Professor sein würde. Seine erste unbefristete Stelle als Professor hatte der Remagener mit 28 in New York, mit 29 wurde er Lehrstuhlinhaber in Bonn. Einmal war er zu einem Kongress beim Papst*

*eingeladen, beeindruckt seien die Seinen da aber immer noch nicht gewesen. Die gläubigen Katholiken in der Familie fanden, der Papst solle ihm mal etwas über die richtige Lehre erzählen – die christliche. Jetzt fordert Gabriel, 40, in seinem Buch »Moralischer Fortschritt in dunklen Zeiten« die Besinnung auf moralische Werte\*. Aber er meint Werte, die einen Gott zwar nicht ausschließen, ihn jedoch auch nicht brauchen.*

\* Markus Gabriel: »Moralischer Fortschritt in dunklen Zeiten«. Ullstein; 368 Seiten; 22 Euro.

**SPIEGEL:** Herr Professor Gabriel, in Ihrem aktuellen Buch fordern Sie eine neue Moral, letztlich eine neue Aufklärung ein. Aber wir hatten doch schon eine im 18. Jahrhundert, die die Vernunft zum obersten Prinzip erhob und die Grundlagen zur Idee der Menschenwürde legte. Wenn wir nun eine neue Aufklärung brauchen – heißt das, dass wir ins Mittelalter zurückgefallen sind?

**Gabriel:** Es gibt rückwärtsgewandte Entwicklungen in der heutigen Zeit, eine Verdunkelung des Denkens: Die Krise der liberalen Demokratien ist nicht zu über-

sehen. Seit der Pandemie ist endgültig klar: Wir müssen die Welt neu denken.

**SPIEGEL:** Wann fing es an, dass die alte Aufklärung ihre Wirkung verlor?

**Gabriel:** Startschuss der Moderne war natürlich die Französische Revolution: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit – mit diesem Slogan kam der Augenblick, in dem die Ideale der Aufklärung wirksam wurden. Aus dieser Modernisierung des Denkens entstand die erste Industrialisierung. Die Kombination von technischem und moralischem Fortschritt hat alles verändert und beschleunigt. Der naturwissenschaftlich-technologische Fortschritt entkoppelte sich aber vom moralischen. Und heute haben wir auf der ökonomischen Ebene das, was ich einen Burn-out-Kapitalismus nenne: Er kennt keine Moral mehr, und die Krise zeigt uns jetzt noch mal deutlich, dass es so nicht weitergeht. Wir müssen den aufklärerischen Zusammenhang zwischen Markt und Moral wiederherstellen.

**SPIEGEL:** Warum sollte das Leben für die meisten von uns nach der Krise nicht genauso weitergehen wie zuvor?

**Gabriel:** Jeder von uns hat während der Pandemie merkwürdige Erfahrungen gemacht. Ich wollte für meine Kinder ein bewährtes fiebersenkendes Mittel in der Apotheke kaufen, aber dort hieß es, durch Corona sei es nicht mehr zu bekommen, es werde aus Indien zurzeit nicht geliefert. Natürlich war ich abstrakt bereits vorher über globale Produktions- und Lieferketten informiert. Aber dass wir derartig abhängig geworden sind von Märkten, in denen es sozial und moralisch ungerecht zugeht, dass wir diese Zustände überhaupt erst herstellen, wurde für mich in dieser Situation sichtbar wie unter dem sprichwörtlichen Brennglas. Schon vor der Pandemie wurden Fragen immer drängender, die in eine ähnliche Richtung gingen, zum Beispiel: Welche Ethik brauchen wir angesichts der drohenden Klimakatastrophe?

**SPIEGEL:** Die Pandemie hat die Menschheit doch regelrecht überfallen. Eine Besinnung auf den Kern der Aufklärung – das Prinzip der Vernunft, der Menschenwürde – braucht jedoch Zeit.

**Gabriel:** Aber das Nachdenken darüber, wie wir leben wollen und jetzt handeln sollten, ging doch sofort los! Die ersten Talkshows zu dem Thema waren wie philosophische Seminare. Fast jeder Landeschef, fast jede Landeschefin hat sich profiliert. Und zwar nicht nur aus politischem Gewinnstreben, sondern als Krisenmanager, die sich fragten, welche Strategie die moralisch richtige sei. Das führte zu einem neuen Vertrauen in die Demokratie.

**SPIEGEL:** Die Krise hat wahrscheinlich ein Ende, wenn ein zuverlässiger Impfstoff gefunden wird. Was wird dann aus Ihrem

Nachdenken über eine neue Ethik? Wozu braucht man die dann noch?

**Gabriel:** Diese Krankheit wird nicht verschwinden, wir werden uns nur besser vor ihr schützen können. Natürlich verstehe ich aber auch die Sehnsucht nach der alten Zeit, auf die Sie anspielen. Alle reden zurzeit über Mallorca. An der Insel zeigt sich symbolisch der Wunsch, zurückzukehren zu den Verhältnissen im Vorjahr. Jetzt hat man aber auch Angst vor den Rückkehrern – als wären sie Zombies aus dem Leben von früher, Untote des Burn-out-Kapitalismus, die herkommen, um uns wieder zu infizieren. Die Rückkehr zu dem alten Leben wird uns neue Pandemien bringen. Deswegen entsteht der Wunsch, tief greifend etwas ändern zu wollen.

**SPIEGEL:** Wenn uns das Virus über ein moralisch besseres Leben nachdenken lässt, wäre es folgerichtig, die Pandemie zu begrüßen. Ist ein solcher – zynischer – Gedanke zulässig?

**Gabriel:** Natürlich ist jeder Tote zu beklagen, aber es scheint schon so zu sein, dass die Menschheit arg stolpern musste, um sich endlich zu fragen, ob sie sich auf dem richtigen Weg befindet. Etwas Unsichtbares hat die Schwächen unseres Systems sichtbar gemacht. Wir wissen, wie anfällig die Menschheit insgesamt geworden ist für neue Krankheiten, wir wissen, wie wichtig radikale Formen der Hygiene sind. Und dieses Virus bringt im Grunde ideale Bedingungen für Veränderungen mit sich: Es ist eindeutig zu gefährlich, um es laufen zu lassen. Aber zum Glück nicht so tödlich wie Ebola. Wenn man so will, ist es ein Warnschuss der Natur.

**SPIEGEL:** Eine Katastrophe erfordert oft Besinnung: Nach der Erfahrung des Zweiten Weltkriegs wurde das Grundgesetz formuliert, die Europäische Union als Friedensprojekt gegründet. Doch hat der EU-Gipfel in Brüssel gerade erst gezeigt, dass nicht alle Mitglieder dieselben Werte teilen. Ist eine gemeinsame Moral überhaupt zu finden?

**Gabriel:** Alles, worüber in Europa schon länger diskutiert wird, lässt sich auf rein ökonomische Weise nicht beantworten. Digitalisierung, Klimaschutz, Populismus, das Ende des Westens, der Aufstieg Chinas. Wir brauchen gemeinsame Werte, um auf diese Herausforderungen Antworten formulieren zu können.

**SPIEGEL:** Wie soll das gehen? Ungarns Premier Viktor Orbán etwa teilt die demokratischen Werte der anderen Europäer nicht.

**Gabriel:** Erst einmal war es wichtig, dass der Wiederaufbaufonds steht. Jetzt, da das gelungen ist, muss die EU die progressiven Kräfte stützen. In Polen etwa, einem anderen europäischen Sorgenkind, hat wohl fast die Hälfte der Menschen ähnliche rechtsstaatliche Anschauungen wie die meisten Europäer.

**SPIEGEL:** Dennoch kann die EU gar nicht anders, als immer wieder Kompromisse finden zu müssen. Faktisch folgt daraus eine permanente Verwässerung jener

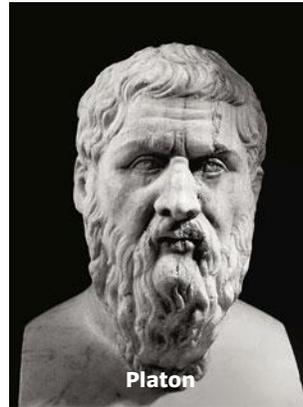
demokratischen Werte, deren Stärkung Sie fordern. Ähnlich ging es beim Klimaschutz: Sinnvolle Forderungen wurden zugunsten ökonomischer Erwägungen verwässert.

**Gabriel:** Ich glaube, die Demokratie, so wie sie bei uns entworfen ist, gibt uns alles an die Hand – weil wir diesen ausgezeichneten Verfassungstext haben. Antike Philosophen wie Platon und Aristoteles hätten gestaunt über unser Grundgesetz, weil es am Anfang schon losgeht mit dem Ruf nach Menschenwürde. Bei uns können sich »Fridays for Future«-Aktivisten so frei äußern, so wirksam sein, dass sogar ein konservativer Landeschef wie Markus Söder, der eine Weile nahe daran war, die AfD nachzuahmen, mittlerweile redet

wie ein Grüner. Es gibt keine Partei, außer der AfD, die nicht versucht, sich am ökologischen Imperativ zu orientieren. Das ist gelingende Demokratie. Außerdem hat doch die Pandemie gezeigt, dass wir in der Lage sind, ökonomische Erwägungen nicht immer an die erste Stelle zu setzen.

**SPIEGEL:** Aber es gibt Fragen, bei denen es das absolut Richtige oder Falsche nicht gibt. Und selbst wenn wir uns sicher sind, was richtig wäre, schaffen wir in der Demokratie immer nur Annäherungen an moralische Werte.

**Gabriel:** Wenn wir nur das absolut Gute als Zielvorstellung zuließen und alle Teilsysteme der Gesellschaft danach ausrichteten, hätten wir eine Diktatur, wie sie sich der antike Philosoph Platon vorgestellt hat: Es regiert der Philosophenkönig. Da sind wir zwar mit Angela Merkel sehr nah dran, weil sie häufig das Gute vor Augen hat und versucht, alle Teilsysteme der Gesellschaft danach auszurichten, aber natürlich



G. Bagli/Oni/De Agostini/Getty Images

»Antike Philosophen wie Platon und Aristoteles hätten gestaunt über unser Grundgesetz.«

ist sie keine Königin, sondern muss den Kompromiss suchen. Und das führt zur Verwässerung. Aber das Wasser ist meines Erachtens nicht so trübe.

**SPIEGEL:** Sie gehören eindeutig zu den Optimisten unter den Philosophen.

**Gabriel:** Ich habe dafür Gründe. Wir haben ja – historisch vielleicht zum ersten Mal in dieser Größenordnung – das moralisch Richtige getan und uns für die Gesundheit entschieden, und zwar um beinahe jeden ökonomischen Preis. Wenn ich ein Vertreter von »Fridays for Future« wäre, würde ich jetzt den Regierenden sagen: Ihr habt in der Pandemie bewiesen, dass alles schnell gehen kann. Es ist deshalb eine politische Lüge zu behaupten, dass wir das Klimaproblem mit demokratischen Mitteln nicht lösen können. Denn bei dem weniger gefährlichen Problem einer viralen Krise konnten wir das auch.

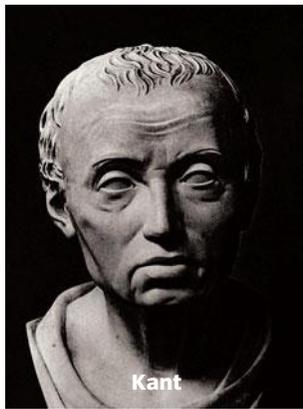
**SPIEGEL:** Letztlich ist die Aufklärung ein Projekt des Westens. Bleibt somit Ihre Forderung nach einer Besinnung auf Werte wie Freiheit und Menschenwürde auf diesen Teil der Welt beschränkt?

**Gabriel:** Überhaupt nicht. Das sind universelle Werte.

**SPIEGEL:** Da stoßen Sie in Zeiten, in denen vielerorts das Überlegenheitsgefühl des Westens als postkoloniale Pose empfunden wird, auf Empfindlichkeiten. In Asien, in Afrika, auch in Osteuropa heißt es: Ihr denkt immer, dass das, was ihr erfunden habt, für die ganze Welt gut sei.

**Gabriel:** Die Behauptung, universelle Werte seien eine europäische Erfindung, halte ich für Nonsense, denn dann wären sie ja nicht universell. Ich arbeite eng mit Philosophen in Japan, China, Lateinamerika zusammen. Letztlich lautet das moralische Urteil darüber, was wir tun sollten – nämlich das Gute – und unbedingt unterlassen sollen – nämlich das Böse –, überall sehr ähnlich. Das ist keineswegs Produkt einer Tradition, die einige jüdisch-christlich nennen.

**SPIEGEL:** Aber selbst innerhalb christlicher Wertegemeinschaften gibt es Streit, in der katholischen Kirche etwa bei Fragen der Gleichstellung von Mann und Frau. So einfach ist die Einigkeit über universelle Werte also doch nicht herzustellen.



»Die Vernunft im Sinne von Kants kategorischem Imperativ dringt nicht mehr durch.«

viele Debatten über Verletzungen von Identitäten und um richtige und falsche Sprache: das Binnen-I, das Gendersternchen, die Frage nach der richtigen Bezeichnung von Hautfarben.

**Gabriel:** Ich habe in meinem neuen Buch ein ganzes Kapitel gegen die Identitätspolitik geschrieben. Einer Minderheit, die sich zu Wort meldet und sagt, dass sie das Maß der Gleichheit verlangt, das ihr zusteht, müssen wir erst einmal zuhören. Aber es ist nicht automatisch so, dass sie recht hat. Meines Erachtens ist es sogar moralisch verwerflich, Menschen, die unter Ungleichheit in der Vergangenheit gelitten haben oder in der Gegenwart noch

**Gabriel:** Es ist aber doch universell offensichtlich falsch, wenn es keine Gleichberechtigung von Mann und Frau gibt. Es ist universell offensichtlich falsch, wenn früher in China Frauen die Füße abgebunden wurden. Es ist universell offensichtlich falsch, dass es Genitalverstümmelungen gibt an Frauen in Afrika. Es ist universell moralisch falsch, dass wir bis vor Kurzem in Deutschland in Krankenhäusern Kindern, die geschlechtlich nicht zuzuordnen waren, eindeutige Geschlechtsmerkmale operiert haben.

**SPIEGEL:** Aber noch einmal: Wenn es so einfach wäre, das offensichtlich Falsche vom offensichtlich Richtigen zu unterscheiden, hätten wir nicht so

leiden, deswegen eine eigene Identität zuzuschreiben.

**SPIEGEL:** Es gibt für Sie keine klar voneinander abgrenzbaren Identitäten?

**Gabriel:** Genau. Es gibt gewisse Aspekte, die wir zum Beispiel als männlich und weiblich benennen, aber damit sind unsere Vorstellungen von Identitäten gemeint. Aber ob ich eine Identität als Mann habe, ist meines Erachtens moralisch wenig bedeutsam. Ich bin ein Mensch, und vor dem Grundgesetz sind alle Menschen gleich.

**SPIEGEL:** Aber um Tendenzen zu erkennen, müssen wir manchmal Kategorien bilden. Wie soll etwa die Soziologie arbeiten, wenn sie keine Unterschiede mehr feststellen darf zwischen Mann und Frau, jungen und alten Menschen?

**Gabriel:** Es gibt Unterschiede. Für die ist aber doch ein Begriff wie Differenz viel geeigneter als der Begriff der Identität. Ich bin ein Mann, und Sie sind eine Frau, natürlich gibt es Unterschiede zwischen uns beiden, aber wahrscheinlich sind die Interessen und damit Gemeinsamkeiten zwischen uns größer als die zwischen mir und dem Mann, der gerade vor dem Fenster vorbeiläuft. Natürlich gibt es alte weiße Männer, die sich gewalttätig äußern oder sogar gewalttätig sind. Aber in Subsahara-Afrika sind häufig alte schwarze Männer die Gewalttäter, zum Beispiel afrikanische Diktatoren. Ich sehe nicht, warum alte weiße Männer moralisch verwerflicher sind, wenn sie etwas Böses tun, als junge, schwarze Mädchen.

**SPIEGEL:** Die Anstrengungen, die viele von uns unternehmen, um sich so auszudrücken, dass sich niemand verletzt oder nicht gesehen fühlt, sind für Sie absurd? Sie sprechen also nicht von Ihren »Studentinnen und Studenten«?



Gabriel beim SPIEGEL-Gespräch\*: »Wir müssen die Welt neu denken«

\* Mit der Redakteurin Susanne Beyer in einem Berliner Hotel.

# SPIEGEL Bestseller

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin »buchreport« (Daten: media control); nähere Informationen finden Sie online unter: [spiegel.de/bestseller](http://spiegel.de/bestseller)

**Gabriel:** Doch, ich spreche so, um mich darin zu üben, aufmerksam dafür zu sein, wo ich moralisch falsch urteilen könnte. Die Grundlage einer solchen Sprachkorrektur muss immer moralisch begründet sein. Auf reine Empfindlichkeiten Rücksicht zu nehmen ist erst einmal wenig bedeutsam.

**SPIEGEL:** Was folgt daraus für die heutige Debatte über Moral und Moralismus?

**Gabriel:** Ich plädiere hier für ein Prinzip der Nachsicht. Die Menschen sollten nachsichtiger miteinander umgehen und sich an Shitstorms nicht beteiligen – für den Twitter-Moralismus, wie er heute ist, habe ich null Sympathien.

**SPIEGEL:** Es gehört zum Prinzip der sozialen Medien, Aufmerksamkeit zu generieren, und dafür müssen Nutzer laut sein. Nachsichtige sind nicht laut genug.

**Gabriel:** Ja, die sozialen Medien haben wesentlich zu dem Trump-Problem beigetragen. Ich halte sie für Maschinen, die in ihrem Wesen zur Unterminierung der liberalen Demokratie und der Aufklärung führen. Facebook insbesondere ist eine gefährliche postmoderne Maschine, die zur Zerstörung des Werts der Wahrheit beiträgt. Mark Zuckerberg sagt ja selbst, Facebook sei nicht zuständig für Wahrheitsfindung. Und das ist genau der Grund, warum Donald Trump US-Präsident sein kann. Auch die Suchmaschinen befördern die Probleme.

**SPIEGEL:** Inwiefern?

**Gabriel:** Sie stimulieren unsere Affekte, unsere Emotionen, sodass die Vernunft im Sinne von Immanuel Kants kategorischem Imperativ nicht mehr durchdringt. Der Lehrsatz »Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde« kann in der Google-Welt nicht funktionieren. Google ist aufregend. Es führt einen vom Hölzchen aufs Stöckchen. Warum? Weil die Suchmaschinen darauf ausgerichtet sind, dass wir am Bildschirm hängen bleiben. Wir müssen erkennen, dass diese Systeme so gefährlich sind wie Drogen.

**SPIEGEL:** Was tun?

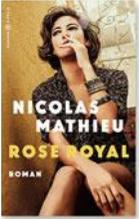
**Gabriel:** Im Grunde müssen die Techkonzerne in jeder erdenklichen Hinsicht reguliert werden. Politisch sowieso, aber auch durch uns Nutzer.

**SPIEGEL:** Viele von uns können sich ein Leben ohne Google nicht mehr vorstellen.

**Gabriel:** Als die Pandemie losging, habe ich als Erstes meine Facebook- und Twitter-Accounts abgeschafft. Und dann habe ich umgestellt auf die Suchmaschine Duck-Duck-Go, was mir wehtut, denn die Reize, die es bei Google gibt, machen natürlich Spaß. Das heißt, ich bin derzeit auf Drogenentzug.

**SPIEGEL:** Herr Professor Gabriel, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

## Belletristik

- 1 (1) **Delia Owens Der Gesang der Flusskrebse** Hanserblau; 22 Euro
- 2 (-) **Bernhard Schlink Abschiedsfarben** Diogenes; 24 Euro
- 3 (3) **Renate Bergmann Dann bleiben wir eben zu Hause!** Ullstein; 8 Euro
- 4 (5) **Marco Balzano Ich bleibe hier** Diogenes; 22 Euro
- 5 (4) **Suzanne Collins Die Tribute von Panem. Das Lied von Vogel und Schlange** Oetinger; 26 Euro
- 6 (2) **Susanne Matthiessen Ozelot und Friesennerz** Ullstein; 20 Euro
- 7 (6) **Donna Leon Geheime Quellen** Diogenes; 24 Euro
- 8 (7) **Laetitia Colombani Das Haus der Frauen** S. Fischer; 20 Euro
- 9 (8) **Pascal Mercier Das Gewicht der Worte** Hanser; 26 Euro
- 10 (11) **Benjamin Myers Offene See** DuMont; 20 Euro
- 11 (10) **Nicholas Sparks Wenn du zurückkehrst** Heyne; 20 Euro
- 12 (14) **Charlotte Wood Ein Wochenende** Kein & Aber; 22 Euro
- 13 (9) **Monika Helfer Die Bagage** Hanser; 19 Euro
- 14 (12) **Lutz Seiler Stern 111** Suhrkamp; 24 Euro
- 15 (-) **Lee Child Der Bluthund** Blanvalet; 22 Euro
- 16 (16) **Elizabeth Strout Die langen Abende** Luchterhand; 20 Euro
- 17 (13) **Adeline Dieudonné Das wirkliche Leben** dtv; 18 Euro
- 18 (19) **Victoria Mas Die Tanzenden** Piper; 20 Euro
- 19 (-) **Nicolas Mathieu Rose Royal** Hanser Berlin; 18 Euro  
Präzise und melancholisch zugleich erzählt der Prix-Goncourt-Preisträger die Geschichte von Rose und dem Revolver in ihrer Handtasche.  

- 20 (17) **Sandra Lüpkes Die Schule am Meer** Kindler; 22 Euro

## Sachbuch

- 1 (1) **Richard David Precht Künstliche Intelligenz und der Sinn des Lebens** Goldmann; 20 Euro
- 2 (2) **Ferdinand von Schirach / Alexander Kluge Trotzdem** Luchterhand; 8 Euro
- 3 (4) **Philippa Perry Das Buch, von dem du dir wünschst, deine Eltern hätten es gelesen** Ullstein; 19,99 Euro
- 4 (3) **Maja Göpel Unsere Welt neu denken** Ullstein; 17,99 Euro
- 5 (5) **Bas Kast Der Ernährungskompass** C. Bertelsmann; 20 Euro
- 6 (7) **Michelle Obama Becoming** Goldmann; 26 Euro
- 7 (9) **Frank Thelen 10 x DNA** Frank Thelen Media; 19,99 Euro
- 8 (6) **Dirk Steffens / Fritz Habekuß Über Leben** Penguin; 20 Euro
- 9 (10) **Kathrin Passig / Aleks Scholz Handbuch für Zeitreisende** Rowohlt Berlin; 20 Euro
- 10 (13) **Peter Hahne Seid ihr noch ganz bei Trost!** Quadriga; 12 Euro
- 11 (-) **Lily Brett Alt sind nur die anderen** Suhrkamp; 15 Euro  
Gesammelte Kolumnen der 73-jährigen Autorin, ohne Schönfärberei, mit schwarzem Humor – und einem liebevollen Blick auf New York.  

- 12 (8) **Mary L. Trump Too Much and Never Enough** Simon & Schuster; circa 25 Euro
- 13 (-) **Hubert Wolf Der Unfehlbare** C. H. Beck; 28 Euro
- 14 (12) **Kübra Gümüşay Sprache und Sein** Hanser Berlin; 18 Euro
- 15 (14) **Rutger Bregman Im Grunde gut** Rowohlt; 24 Euro
- 16 (16) **Stephen Hawking Kurze Antworten auf große Fragen** Klett-Cotta; 20 Euro
- 17 (11) **Tim Pröse Jan Fedder. Unsterblich** Heyne; 22 Euro
- 18 (18) **Daniele Ganser Imperium USA** Orell Füssli; 25 Euro
- 19 (-) **Heinz Schilling Karl V.** C. H. Beck; 29,95 Euro
- 20 (-) **Lori Gottlieb Vielleicht solltest du mal mit jemandem darüber reden** Hanserblau; 25 Euro

# Königin des Zufalls

**Hip-Hop** Haiyti's Rap ist abwechslungsreich und melancholisch. Irre erfolgreich ist sie damit nicht, aber umso interessanter.



**Musikerin Haiyti:** Den Exzess feiern oder verfluchen

**S**eid ihr jetzt wach, Stade?«, fragt sie in einer Songpause. Eine Musikerfloskel. Tausendmal gesagt, von tausend anderen Bühnen aus. Würde die Rapperin sie nicht gleich im nächsten Satz brechen: »Ich noch nicht.«

Haiyti, die ein zu weites Hemd und eine weißblonde Perücke trägt, liebt die Uneindeutigkeit. Wie an diesem Abend Ende Juli, an dem sie daherkommt wie ein Mischwesen aus Diva und Straßenrapper, das jemand aus einem Secondhandladen auf diese Bühne am nordöstlichen Rand Niedersachsens gebeamt hat.

Der Open-Air-Auftritt im Stader Lichtspielgarten, einer Wiese mit Bühne und Fressbuden, ist das erste Konzert seit fünf Monaten für Haiyti, die eigentlich Ronja Zschoche heißt und nicht verrät, wie alt sie ist. Was sie verrät: dass sie aus einem Hamburger Außenbezirk kommt und heute in Berlin lebt, im Wedding.

Zwischendrin, als Haiyti auf St. Pauli wohnte und frühe, raue Tracks veröffentlichte, in denen sie den Exzess feierte oder verfluchte, ist ein Hype um ihre Musik entstanden. Der »Musikexpress« schrieb 2017, dass Haiyti auf dem Weg sei, zu einer »Königin des ›neuen‹ Deutschraps« zu werden, bei der »Zeit« redigierte niemand die Überhöhung »Pop-Revolution« heraus. Die Hip-Hop-Zeitschrift »Juice« zeigte auf dem Cover sechs Männer und Haiyti.

Ihre Musik klingt nicht nach dem gradlinigen Rap, der meist in den Charts ganz oben steht oder auf den Schulhöfen läuft. Haiyti teilt nicht so brutal aus wie der Düsseldorf Farid Bang. Sie hat keinen Hang zum Kuseln mit Schlagermelodien wie der Bietigheim-Bissingener Bausa, sie macht keine Wortspiele zum Markenzeichen wie früher die Münchner Rapcombo Blumentopf. Sie tritt auch nicht explizit feministisch auf wie die Berlinerin Sookee.

Haiytis Stil ist abwechslungsreicher, vom Zufall geleitet. Darin liegt ihre Stärke, aber auch ein möglicher Grund dafür, dass ihr bis heute der ganz große Erfolg verwehrt geblieben ist. »Montenegro Zero«, Haiytis erstes Album beim größten Musikkonzern Deutschlands, landete für eine Woche in den Top 100 der Albumcharts, auf Platz 25. Anfang Juli ist ihr neues Album »Sui Sui« erschienen. Es stieg auf Platz 34 ein. Für aktuelle Deutschraps-Verhältnisse ist das kein beachtlicher Erfolg.

Haiyti sagt selbst, einige Stunden vor dem Auftritt in Stade: »Bei mir ist es halt die ganze Zeit so: Ich hab das Gefühl, ich hab's fast geschafft. Das ist immer so kurz vorm Durchbruch, und der kommt aber irgendwie nicht.«

Auf den ersten Plätzen der Charts finden sich heute zwar mehr Frauen als früher, nur sind das eher Social-Media-Stars wie Loredana oder Shirin David, die im

Rap oft quer eingestiegen sind. Und Rapper, die Trap machen, eine abgründige Spielart des Genres aus dem Süden der USA. Haiyti nutzte sie schon, als die meisten in Deutschland das Wort noch googeln mussten. Sie sagt: »Jeder, der heute Popstar sein will, fängt an zu rappen.«

Der Auftritt im Lichtspielgarten ist nicht nur für sie das erste Konzert seit Monaten, sondern auch für viele Fans. Junge Frauen mit orange gefärbten Haaren und große Jungs in Trainingsjacke sitzen vor ihr, auf Stühlen, festen Kartons oder leeren Colakästen, mit Abstand zueinander; dann auch ohne Maske. Ansonsten ist Masketragen Pflicht. Als Haiyti wieder rappet, wippen die Fans, nicken mit dem Kopf, es riecht nach Regen und Marihuana. Ein bisschen Festivalatmosphäre für den Sommer ohne Festivals. Marie ist aus Hamburg gekommen, weil sie eine Frau in der »Männerdomäne« Hip-Hop unterstützen wolle. Und Jala, die vielleicht auch Jana heißt, die Maske schluckt den Konsonanten, ist da, weil Haiyti »anders« sei. »Nicht dieses Nullachtfünfzehn-Gehabe.«

Haiytis Texte funktionieren über Assoziationen und Übertreibungen, wie Memes, wirken teils, als hätte sie sich die Spontaneität bei WhatsApp-Sprachnachrichten abgeguckt. Die Bedeutung des Zufalls für ihr Schaffen betonte sie schon vor ein paar Jahren. »Das ist immer noch so«, sagt sie jetzt. Auch wenn bei ihr nie klar ist, wo die Pose der Bühnenfigur Haiyti aufhört und die Privatperson Zschoche beginnt, nimmt man es ihr ab. Ein paar Minuten vor dem Auftritt zieht sie eine Kappe über die weißblonde Perücke und fragt ihren Booker: »Mit oder ohne?« Als solle der den Zufall mimen.

»Wenn man den Moment mitnimmt, dann ist das ehrlich«, sagt sie. »Und Ehrlichkeit spüren die Leute immer.«

Woher stammt eigentlich der Name des neuen Albums, »Sui Sui«?

Zufall.

Und der des alten, »Montenegro Zero«? Sie wissen schon.

Aber Haiyti, der Name, ist der inspiriert von dem Inselstaat ohne y?

Nein, das habe sie einfach so dahergesagt, und schon sei sie Haiyti gewesen.

Wieso überhaupt der Umzug von Hamburg nach Berlin?

»Aus Versehen.«

»Audrey« heißt der letzte Song auf »Sui Sui«, der auch der letzte im Lichtspielgarten sein soll. Doch dann durchkreuzt der Zufall oder das Schicksal oder ein Wackelkontakt den Plan, Haiyti und ihr DJ haben jedenfalls technische Probleme, der Autotune-Gesang von »Audrey« gerät auf die schiefe, schrille Bahn. Das könnte sich zu einem unangenehmen Augenblick verdichten. Tut es aber nicht, weil »Audrey« ohnehin von einer Zerbrechlichkeit er-

zählt, die so noch mehr nachschwingt: »Der Montepulciano verdorben«, singt Haiyti, und so kaputt das klingt, so ehrlich wirkt das.

»Sui Sui« ist wohl immer noch nicht Haiytis Durchbruchalbum, aber es ist eines der größten deutschen Rap-Pop-Alben der vergangenen Jahre, die sich mit der Sollbruchstelle zwischen Erfolgsgesten und Melancholie befassen.

Sieht Haiyti ihren »Namen auf Fassaden«, sind »Staub und Scherben« nicht weit. Trägt sie »tausend Ketten«, heißt das nicht unbedingt, dass sie reich ist, sondern dass sie sich gefangen und vergessen fühlt. Und »die Kilos«, im Rapsprech oft Metapher für Drogen oder Luxus, sind bei ihr versunken, »sie funkeln im Meer / Und wo bleibt der Schampus, die Flaschen sind leer«.

»Sui Sui« habe ihr geholfen, sagt Haiyti. Ah. Und wie?

»Ich habe meiner Mutter gesagt: ›Ich muss mich einweisen lassen.‹ Da meinte sie: ›Nein, wir sind Künstler, wir müssen das anders lösen.‹ Und dadurch kam ›Sui Sui.‹«

Zschoches ostdeutsche Mutter arbeitet als musikalische Früherzieherin, ihr Vater ist ein kroatischer Musiker und Produzent. Ihr Großvater Herrmann Zschoche war Regisseur und Drehbuchautor für die Defa. Seine Enkelin sei zu ihrer Kunst, dem Rap, in einer Garage gekommen, sagt sie, und nicht bei Hip-Hop-Partys auf der Reeperbahn. »Früher haben uns die Leute dafür ausgelacht. Heute ist alles, was ich gemacht hab, Mainstream geworden.«

Unter den erfolgreichsten Rappern in Deutschland gibt es gerade einige, die sich auf Trap spezialisiert haben, Fler, Ufo361, Loredana und Shirin David spielen zumindest mit Trap. Haiyti sagt: »Shirin oder Ufo haben ausgesorgt, weißt du?«

Sie könne zwar von der Musik leben. Aber in einem Block im Wedding. Und einen Mercedes-AMG wie die Rapper habe sie nicht. Dass sie, die ihre Texte selbst schreibt, dem Drang danach, Ungeplantes zum Teil der Kunst zu machen, Platz einräumt, statt es zugunsten eines leichter vermarktbareren Produkts wegzubügeln, bringt sie vielleicht nicht auf Platz eins. Aber es macht sie zu einer der interessantesten Rapperinnen in Deutschland.

Nach der kaputten »Audrey« spielt Haiyti in Stade den Song noch mal, ohne Knacks, und zwei Zugaben. In einer singrappt sie: »Ich hab Angst / Ich zieh wieder durch die Nacht / Ich trink viel mehr als ich kann«. Haiyti wippt, hüpfst fast. Als das viele der sonst meist brav sitzenden Fans nachmachen, ist das kein Zufall.

Jurek Skrobala  
Twitter: @skrobala



Evolutionärsbiologe Frank Blattner

## PLAN B

SAMSTAG, 1. 8., 17.35 – 18.05 UHR, ZDF

### Vielfalt säen – Saatgutretter im Einsatz

HochleistungsSaatgut und Monokulturen verdrängen die Vielfalt unserer Obst-, Gemüse- und Getreidesorten – und damit auch die auf unseren Tellern. In den vergangenen hundert Jahren haben wir 80 Prozent unseres Kulturpflanzenschatzes verloren. Dagegen kämpfen Landwirte, Gärtner und Wissenschaftler. Sie wollen eine möglichst vielfältige Ernährungsgrundlage erhalten.

## SPIEGEL TV WISSEN

SAMSTAG, 1. 8., 22.15 – 23.50 UHR, SKY und bei allen führenden Kabelnetzbetreibern

### Abenteuer Costa Rica

Der kleine Staat ist nicht nur berühmt für seine traumhaften Strände und Naturschutzgebiete mit vielen Tier- und Pflanzenarten, seine Einwohner zählen auch zu den glücklichsten Menschen der Welt. Und er gilt als globales Ökoverbild. Ein Großteil der Stromversorgung kommt aus erneuerbaren Energien, deren Quelle brodelnde Vulkane und reißende Flüsse sind.



Wissenschaftsjournalistin Gaia Vince

## SPIEGEL GESCHICHTE

SONNTAG, 2. 8., 20.15 – 22.35 UHR, SKY

### Die Australien-Saga

Ein faszinierender Blick auf die spannende Geschichte Australiens und seine Menschen: von Ureinwohnern und Sträflingen, Goldgräbern, Arbeitern und Surfern. Die Serie beginnt mit der Kolonisierung durch die britische Krone und der Verschiffung Zehntausender Strafgefangener nach Down Under und reicht bis ins wohlhabende Australien von heute.



QAnon-Anhänger

## SPIEGEL TV

MONTAG, 3. 8., 23.25 – 0.00 UHR, RTL

### Wer glaubt denn so was?

Die Verschwörungsfans von QAnon glauben an geheime Eliten, Blut trinkende Promis und an Donald Trump als den nächsten Messias. Was sind das für Menschen?

**Steigende Corona-Fallzahlen und sinkende Vorsichtsmaßnahmen – auf deutschen Partymeilen wird wieder gefährlich viel gefeiert**

Lässt sich das Chaos kontrollieren?

# Liberales Wunschdenken

**Filmkritik** Jon Stewart träumt in seinem Kinofilm »Irresistible« von einem versöhnten Amerika. Zu simpel, trotzdem schön.

Kinostart: 6. August

Jon Stewart kennt man nur verärgert, zumindest öffentlich. Als Moderator der US-Satiresendung »The Daily Show« machte er seine Empörung über die US-Politik zum Markenzeichen. So brachte er zur Jahrtausendwende mit der »Daily Show« aus dem Nischensender Comedy Central heraus eine neue Tonalität in die Politikberichterstattung ein: schneidende Satire, befeuert von echter Wut, Empörung über den Irakkrieg und die Bush-Regierung, unterfüttert allerdings von minutiösen Recherchen.

Die »Daily Show« lieferte Entertainment und Aufklärung so perfekt ausbalanciert, dass sich eine ganze Zuschauer- generation neu ausrichtete und Satireformate zu ihrer Lieblingsquelle für Nachrichten erkor. Gut ein Jahr vor Donald Trumps Wahlsieg gab Stewart die Moderation der »Daily Show« ab. Das Erbe seiner kleinen TV-Revolution hat jedoch



Darsteller Carell, Byrne in »Irresistible«: Erotik der Macht

noch immer Bestand: In den USA wird es von John Oliver und seiner HBO-Show »Last Week Tonight« gepflegt, in Deutschland von der »heute-show«, von Jan Böhmermann und in Do-it-yourself-Schwundform von YouTuber Rezo.

Auch Stewart selbst kann in seiner zweiten Regiearbeit »Irresistible«, für die er zudem das Drehbuch verfasste, nicht von seinem alten Stil lassen und spitzt die Politsatire mächtig zu. Der Plot: Nach der Niederlage Hillary Clintons gegen Donald Trump ist die Führung der Demokraten in heller Aufregung. Wie kann ein Kandidat gefunden werden, der Wählerinnen und Wähler über die politischen Gräben hinweg anspricht? Als ein junger Mitarbeiter den demokratischen Kampagnenleiter Gary (Steve Carell) auf den Onlinemitschnitt einer Gemeinderatssitzung im tiefsten Wisconsin aufmerksam macht, scheint die Lösung gefunden zu sein.

In dem Clip ergreift ein pensionierter weißer Marineoberst leidenschaftlich Partei für die illegalen Migranten im Ort. Das ist neu, das ist ungewohnt, das ist – im Kleinen – womöglich die Neuerfindung der Demokraten. Keine 24 Stunden später ist Gary unterwegs nach Deerlaken, Wisconsin, um den Oberst davon zu überzeugen, für die Demokraten bei den nächsten Bürgermeisterwahlen anzutreten.

Vor Ort stellt sich Gary zunächst reichlich ungeschickt an. In der Kneipe bestellt er Burger und Budweiser, offensichtlich in der Überzeugung, dass der Mittlere Westen nur Fast Food und Flaschenbier zu bieten habe. Die Zapfhähne der Kneipe und das Augenrollen der anderen Gäste übersieht Gary. Hauptsache, er hat mit seinem Anliegen Erfolg bei Oberst Jack Hastings (Chris Cooper).

Und tatsächlich: Der Veteran lässt sich darauf ein, gegen den langjährigen Amtsinhaber der Republikaner anzutreten, und ist auch einverstanden, als die Parteispitze aus Washington, D. C., so viel Wahlkampfmaterial und Personal schickt, dass damit eine Gouverneurswahl bestritten werden könnte.

Allerdings ruft das den Gegner auf den Plan. Faith Brewster (Rose Byrne), Kampagnenprofi der Republikaner, schlägt in Deerlaken auf und beginnt, jeden Schritt der Demokraten mit eigenen Spendenaktionen und TV-Auftritten zu kontern. Sind Wahlkämpfe nur noch Streitereien über mediale Deutungshoheit, hyperinszenierte Scheingefechte, bei denen es nicht mehr um die Bürger geht? Ist die Erotik der Macht stärker als jede politische Überzeugung?

Was Jon Stewart hier nahelegt, ist alles andere als neu. Filme wie »Wag the Dog« von 1997 waren mit ähnlichen Diagnosen früher dran, Comedyserien wie »Veep« haben sie schärfer formuliert. Trotzdem macht der Film einen wichtigen Punkt. Denn im Unterschied zu vielen anderen liefert »Irresistible« den Gegenentwurf zu dieser Misere.

Erst beiläufig, dann immer emphatischer erzählt Stewart von einer Gesellschaft der Bürgerinnen und Bürger, die sich unbehelligt von Parteien und Medien durchaus darauf einigen können, was gut für alle ist.

Es ist eine herrlich versöhnliche Sicht auf die USA, der sich Stewart da hingibt, abgesehen vielleicht von den grobschlächtigen Witzen über Milliarden und das WLAN auf dem Land.

Aber natürlich ist seine Perspektive auch zu einfach: Dass sich die Menschen nicht mehr über Grenzzäune und Abtreibung, Polizeigewalt und Krankenversicherung streiten, sobald Fox News den Ton mäßigt, mag das Wunschdenken sein, mit dem man als Liberaler vier Jahre Trump-Regierung übersteht. Als Gesellschaftsanalyse kann man es vergessen.

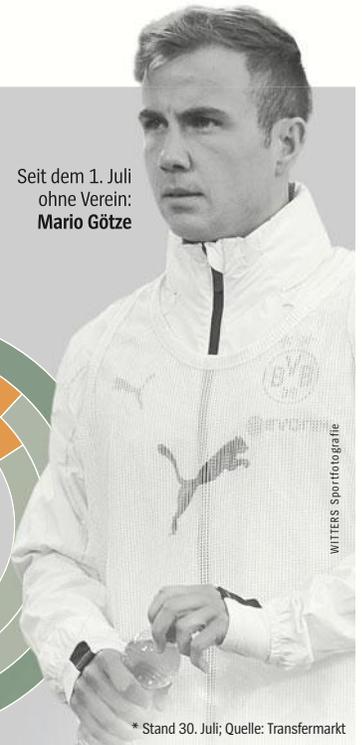
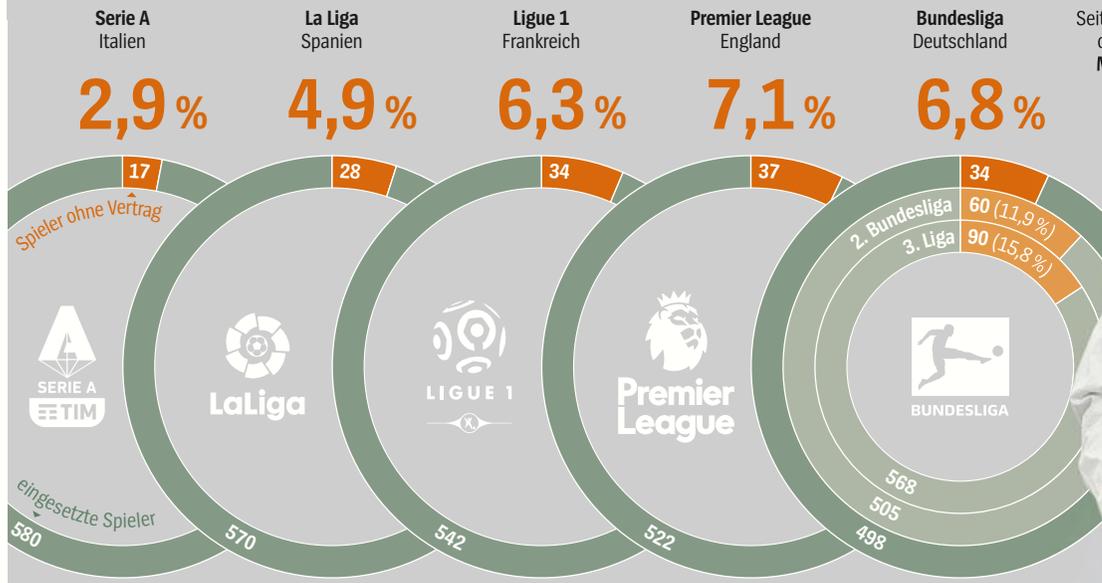
Eigentlich hätte man als Zuschauer von Beginn an vor Stewarts Nachsichtigkeit gewarnt sein müssen: »Still the Same« von Bob Seger erklingt im Vorspann. In der melancholisch grundierten Midtempo-Nummer singt Seger von einer alten Liebe, einer Spielernatur, die mit ihren Tricksereien immer wieder durchkommt und sich allen Widerständen zum Trotz nicht unterkriegen lässt.

Im Film ziehen dazu Bilder von US-Präsidenten und Präsidentschaftsanwärtern vorbei, angefangen mit John F. Kennedy bis zu Donald J. Trump. Stewarts alte Liebe, das macht »Irresistible« sofort klar, sind die USA: verschlagen, verlobt und trotzdem mit festem Platz in seinem Herzen.

Hannah Pilarczyk

# Sport

**Arbeitslose Kicker** Anteil der Spieler, die nach der Saison 2019/20 ohne Vertrag sind\*



**Der Fußballtrainer Peter Neururer** wird ab kommender Woche Profis fit halten, die derzeit arbeitslos sind. Die Vereinigung der Vertragsfußballspieler rechnet damit, dass in diesem Sommer aufgrund der Coronakrise viele Spieler keinen Arbeitgeber finden werden. Derzeit haben fast sieben Prozent der Bundesligafußballer keinen Vertrag. Die Transferperiode steht aber am Anfang, in anderen Ländern wurde die Saison gerade erst abgeschlossen.

## Wie ein Schütteltrauma bei Säuglingen

**Gut zu wissen** Wieso erleiden Schlittensportler Gehirnschäden?

● Auch für Rennrodler, die mit teilweise mehr als 100 Stundenkilometern durch einen Eiskanal rasen, gibt es Grenzen des Zumutbaren. Im Februar boykottierten deutsche Spitzenfahrer ein Weltcuprennen im sauerländischen Winterberg, weil ihnen die Strecke zu holprig und damit nicht sicher genug erschien. In Trainingsläufen waren mehrere Athleten gestürzt.

Doch auch bei guten Bedingungen bleibt der Sport gefährlich. Beim Bobfahren, Rennrodeln und Skeleton, bei dem der Pilot bäuchlings und mit dem Kopf voraus auf dem Schlitten liegt, können kleinste Lenkfehler zu schweren Unfällen führen. Messungen ergaben zudem, dass an Kurveneingängen für Sekundenbruchteile Kräfte auf Sportler einwirken, die mehr als neunmal so hoch sind, wie jene die Piloten von Kampfjets erfahren.

Besonders der Kopf ist gefährdet. Auswertungen von olympischen Winterspielen zeigen, dass Gehirnerschütterun-

gen rund 15 Prozent aller Verletzungen in diesen Disziplinen ausmachen. Degenerative Erkrankungen des Gehirns wie die chronisch traumatische Enzephalopathie, die als Spätfolge häufiger Kopfverletzungen gilt, sind bislang eher aus dem American Football oder Eishockey bekannt. Doch in den vergangenen Jahren begin-



Deutscher Rennrodelndoppelsitzer 2019

gen mehrere ehemalige Bobfahrer Suizid, bei denen zuvor psychische oder neurologische Störungen diagnostiziert worden waren. Ob es einen generellen Zusammenhang zwischen Schlittensport und Hirnschäden gibt, ist bislang aber noch nicht hinreichend erforscht.

Dabei geht es nicht nur um Unfälle. »Größere Sorgen bereiten Symptome, wie man sie von Gehirnerschütterungen kennt, die durch die hohen Geschwindigkeiten und die Krafteinwirkungen bei den Fahrern entstehen«, sagte der Sportmediziner Brian Benson vergangene Woche der »New York Times«. Laut Benson, der den kanadischen Bobsportverband berät, ist die Belastung für die Piloten im Eiskanal vergleichbar mit der Wirkung eines Schütteltraumas bei Säuglingen. Viele Fahrer klagten über Kopfschmerz und Schwindel. Unter den Profis hat sich dafür ein Begriff etabliert: »Sled Head«, Schlittenkopf.

Bessere Dämpfungssysteme an den Schlitten und Bobs oder ein Schutzschild aus Plexiglas könnten das Risiko für die Athleten mindern – doch das ginge zulasten des Faktors, den die Sportler anstreben: Geschwindigkeit. TNE

# »Der Fußball hat sich brutal entwickelt. Und dabei distanziert von den normalen Fans«

**SPIEGEL-Gespräch** Benedikt Höwedes, der Weltmeister von 2014, beendet seine Karriere.

Er verabschiedet sich aus einer Branche, die ihm höchste Glücksgefühle beschert hat, aber auch die schlimmsten Enttäuschungen seines Lebens.

**B**enedikt Höwedes, 32, sieht aus wie ein Urlauber. Auf dem Kopf trägt er ein rotes Cap, die Ärmel des weißen Hemds hat er hochgekrempelt, die Füße stecken in Birkenstock-Sandalen. Zu dem Treffen in seiner Heimatstadt Haltern am See am nördlichen Rand des Ruhrgebiets kommt Höwedes mit dem Fahrrad. Seine Frau habe leider den Schlüssel des Wagens mit zur Arbeit genommen, sagt er, aber eigentlich sei es bei dem Wetter auch viel schöner zu radeln.

Höwedes ist sichtlich entspannt. Er ist gekommen, um zu erzählen, warum er seine Karriere als Fußballprofi beendet hat. Nach André Schürrle ist er der zweite Spieler aus der Weltmeistermannschaft von 2014, der in diesem Jahr zurücktritt. Der Abwehrspieler spielte 16 Jahre lang für Schalke 04, bevor er vor drei Jahren zu Juventus Turin wechselte. Zuletzt trat er für zwei Jahre bei Lokomotive Moskau an, dort hat er vor einigen Wochen seinen bis 2021 laufenden Vertrag vorzeitig aufgelöst.

**SPIEGEL:** Herr Höwedes, Sie haben Ihr halbes Leben für den FC Schalke 04 gespielt, derzeit ist der Verein in einer schweren finanziellen und sportlichen Krise. Hat es Sie nicht gereizt, dort auszuhelfen?

**Höwedes:** Daran habe ich immer wieder gedacht. Ich hatte auch einige Anfragen von Vereinen aus dem In- und Ausland, aber ich wollte mich nicht mehr abhängig machen von den Entscheidungen anderer. Ich wollte jetzt einen Schlussstrich ziehen.

**SPIEGEL:** Weil Sie nicht mehr gut genug sind?

**Höwedes:** Nein, ich habe in den vergangenen zwei Jahren 50 Spiele für Lokomotive Moskau gemacht, unter anderem in der Champions League, wir sind Pokal- und Supercupsieger geworden. Ich merke natürlich, dass ich länger brauche, um zu regenerieren. Das könnte ich noch eine ganze Zeit mit meiner Erfahrung ausgleichen. Aber ich war vor Kurzem mit meiner

Frau und meinem Kind mit einem Campingbus in Südfrankreich unterwegs. Da habe ich gemerkt, wie krass es mich erfüllt hat, meinen Sohn hautnah zu erleben. Da wurde Fußball plötzlich so unwichtig für mich. Unser Sohn ist jetzt 21 Monate alt, und in meiner Zeit in Moskau habe ich leider nicht viel von ihm gehabt. Darunter habe ich als Familienmensch sehr gelitten.

**SPIEGEL:** So ein klarer Schnitt ist ungewöhnlich, die meisten Profis ziehen ihre Karriere zäh in die Länge.

**Höwedes:** Es ist ja auch ein schwerer Schritt. Ich habe bis zuletzt gern Fußball gespielt. Es ist schwer, auf diesen Moment zu verzichten, in einem ausverkauften Stadion aufzulaufen. So etwas pusht dich auch noch nach vielen Jahren. Da waren die Corona-Zeiten mit den Geisterspielen vielleicht ein Wink mit dem Zaunpfahl.

**SPIEGEL:** Sie verzichten mit dieser Entscheidung auf etliche Millionen.

**Höwedes:** Es hört sich vielleicht doof an, weil ich unheimlich von dem Fußballgeschäft profitiert habe, aber: Geld ist mir nicht wichtig. Teure Uhren und Autos passen nicht zu meinem Lebensstil. Ich habe genug verdient, und ich habe nicht vor, mich auf die faule Haut zu legen, nur weil ich kein Profifußballer mehr bin.

**SPIEGEL:** Sie haben sich jahrelang in dieser Fußballblase aufgehalten, in der Privatjachten, protzige Autos und Brillis in den

Ohren zum Alltag gehören. Wie konnten Sie sich dort wohlfühlen?

**Höwedes:** Jeder Mensch ist anders. Für mich haben diese Sachen nie eine Bedeutung gehabt. Am Anfang meiner Karriere hatte ich einen Sportwagen, den habe ich mit einer matten Folie und Alufelgen aufgemotzt. Nach einigen Tagen war mir das Ding so peinlich, dass ich es zurückgegeben habe. Man muss Fehler machen, um zu verstehen, wer man ist.

**SPIEGEL:** Wie haben Sie es geschafft, die Bodenhaftung zu behalten?

**Höwedes:** Mithilfe meiner Eltern und meiner Freunde hier in Haltern am See. Auch wenn die Verführungen im Fußball groß sind. Ich gebe Ihnen ein Beispiel: In meinem ersten Profijahr spielten wir mit Schalke in der Champions League in Barcelona. Ich habe meinem Trainer gesagt, ich könne nicht mitkommen, weil ich am nächsten Tag die letzte Abiklausur im Leistungsfach Mathe schreiben müsse. Die Lösung bestand darin, dass mich der damalige Schalke-Aufsichtsratsvorsitzende Clemens Tönnies direkt nach dem Spiel in seinem Privatjet nach Hause hat fliegen lassen. Um vier Uhr morgens war ich in Haltern.

**SPIEGEL:** Sie waren damals 20 Jahre alt – gibt es solchen Irrsinn heute auch noch.

**Höwedes:** Ich habe damals 4000 Euro im Monat verdient. Das war gutes Geld, aber das ist nichts gegenüber dem, was heute jungen Kerlen bezahlt wird. Die Gefahr ist groß, dabei durchzudrehen. Und es wird immer schlimmer. Bei den Spielen der Bundesliga-Nachwuchsmannschaften tummeln sich am Rand oft mehr Berater als Zuschauer. Sie locken mit Verträgen und erzählen jedem, dass er der nächste Weltstar sei. Ich musste deshalb mit 21 unbedingt da mal raus und habe mich für



Studio Marco Fischer

**Höwedes-Trikots\***

»Für Schalke 04 aufgezehrt«

\* Von FC Schalke 04, der deutschen Nationalmannschaft, Juventus Turin, Lokomotive Moskau, aufgehängt in der Kabine des TuS Haltern am See. Das Gespräch führte der Redakteur Udo Ludwig in Haltern am See.



»Es ist schwer, auf diesen Moment zu verzichten, in einem ausverkauften Stadion aufzulaufen.«

eine Woche im Achtbettzimmer in einem Hostel in Kopenhagen eingemietet. Nur auf mich selbst angewiesen zu sein, war sehr wichtig für mich.

**SPIEGEL:** Schalke-Boss Tönnies schien Sie lange Zeit sehr gemocht zu haben, er nannte Sie einmal das »Gesicht Schalkes« – aber dann hat er nicht verhindert, dass man Sie vor drei Jahren dort abserviert hat.

**Höwedes:** Tatsache ist, dass ich mich immer für Schalke 04 aufgezehrt habe, ich wollte meine Karriere dort beenden, habe den Fans einmal versprochen, nie für einen anderen Bundesligisten aufzulaufen. Nur ein Beispiel: In der Saison vor meinem Abschied habe ich mich für jedes Spiel fit spritzen lassen, um trotz eines Leistenbruchs auflaufen zu können. Es gab Druck von Vereinsseite und vom Trainer, die Mannschaft nicht im Stich zu lassen. Natürlich war es deshalb nicht meine beste Saison. Erst anschließend habe ich mich operieren lassen. Und dann kommt ein neuer Trainer, es geht in die neue Spielzeit, und plötzlich bin ich weg vom Fenster. Das hat mich kalt erwischt, weil ich mich immer sehr für die Werte dieses Klubs eingesetzt habe, für Verlässlichkeit und Vereinstreue.

**SPIEGEL:** Waren Sie zu naiv?

**Höwedes:** Das muss man wohl so sehen. Ich wusste, dass es in dem Geschäft knallhart zugeht, aber ich hatte immer nur die Sonnenseite kennengelernt. Dann habe ich die volle Breitseite bekommen. Ich kann ja verstehen, wenn eine Klubführung nicht mehr mit einem Spieler plant. Aber ich habe Schalke verkörpert, die Fans standen hinter mir.

**SPIEGEL:** Man hat den Eindruck, danach hat sich der Verein nie wieder erholt.

**Höwedes:** Der Verein hat zum damaligen Zeitpunkt geglaubt, dass er, wenn er die Identifikationsfigur Höwedes abgibt, eine andere, neue Hierarchie aufbauen kann. Das Problem ist: Sie haben weitere Identifikationsfiguren gehen lassen: Ralf Fährmann, Naldo und einige andere – die hatten alle Bock, auf Schalke Fußball zu spielen.

**SPIEGEL:** Dann stimmt es also, dass das Geschäft das Vereinsleben bestimmt?

**Höwedes:** Der Fußball hat sich brutal entwickelt. Und sich dabei immer weiter distanziert von den normalen Fans. Früher kamen in Schalke in den Ferien schon mal 5000 Leute zum Training, heute allenfalls ein paar Hundert. Da geht etwas verloren. Schalke 04 ist für viele Menschen immer noch ein Lebensinhalt, einen solchen Verein muss man anders führen als einen Retortenklub.

**SPIEGEL:** Inzwischen beklagen viele Kritiker die Verhältnisse im Kommerzfußball. Wie haben Sie das Business wahrgenommen?



**Finalgegner Lionel Messi, Höwedes 2014**  
»Ich möchte nicht der alleinige Held sein«

**Höwedes:** Wir sind Teil des Systems und profitieren davon, wenn viel Geld von neuen Investoren in die Ligen gepumpt wird. Wir drehen das Rad mit, uns gefällt der Luxus. Und man darf nicht vergessen: Es gibt durchaus Abzocker unter den Spielern, denen es egal ist, wo sie spielen. Als Mannschaftskapitän habe ich versucht, auf diese Leute zuzugehen, sie mitzunehmen. Aber ich bin derzeit zwiespalten: Einerseits sollen gute Spieler gutes Geld verdienen, Topspieler stehen ständig in der Öffentlichkeit, müssen immer abliefern. Andererseits hat uns die Coronakrise gezeigt, dass wir die Gehälter zurückfahren müssen. Die Schwierigkeit

»Am meisten ist mir  
in Erinnerung geblieben,  
wie ich nach dem Tor  
von Mario geheult habe.«

besteht darin, die richtige Balance zu finden. Vermutlich sollten wir uns an dem Beispiel der amerikanischen Ligen mit dem Draft-System und Gehaltsobergrenzen orientieren. Um zurück zu dem Fußball zu finden, der uns allen so viel Spaß gemacht hat.

**SPIEGEL:** Ihr Weltmeisterkollege André Schürrle hat jüngst gesagt, die Nationalmannschaft sei immer eine Art Nest für ihn gewesen, wenn es im Verein nicht gut lief. War dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit letztlich der Grund dafür, dass Deutschland 2014 Weltmeister geworden ist?

**Höwedes:** Auf jeden Fall, wir hatten in Brasilien ja nicht die besten Einzelspieler aller Mannschaften, aber wir waren das beste Team. Irgendwann waren wir so

ein verschworener Haufen, dass für uns klar war: Uns kann keiner schlagen, wir können nicht verlieren. Das fühlte sich gigantisch an.

**SPIEGEL:** Gibt es dieses Teamgefühl heute noch?

**Höwedes:** Man findet es selten, aber das gibt es auch im Profifußball noch. Die meisten wissen ja, dass gute Leistungen immer abhängig sind von der Stimmung in der Mannschaft. Das kann man bis zu einem gewissen Grad steuern, aber es muss sich auch unter den Spielern entwickeln. Es muss eine Hierarchie geben zwischen Anführern, Individualisten, Ersatzspielern. In Brasilien war Jogi Löw der Dirigent, aber wichtig war auch Hansi Flick, der nah bei den Spielern war und Vertrauen geschaffen hat.

**SPIEGEL:** Im Endspiel hätten Sie in der regulären Spielzeit fast das 1:0 geköpft, Sie wären vielleicht der Matchwinner gewesen. Ärgern Sie sich noch, dass der Ball kurz vor Halbzeit nur an den Pfosten ging?

**Höwedes:** Im Gegenteil, ich bin bis heute heilfroh, dass ich nicht der Schütze des entscheidenden Tores gewesen bin. Dann wäre die große Aufmerksamkeit auf mich gefallen. Ich habe nie gern allein im Rampenlicht gestanden. Ich möchte nicht der alleinige Held, sondern ein Teil der Mannschaft, ein Teil einer Erfolgsstory sein.

**SPIEGEL:** Mario Götze ist es anders ergangen. Er schoss den Siegtreffer, hat seine frühere Form danach aber nie wieder zeigen können, derzeit ist er ohne Verein.

**Höwedes:** Dazu kann ich wenig sagen. Ich bin zu weit weg, um beurteilen zu können, was die Gründe dafür sind. Aber ich weiß, wie wir Deutschen mit unseren Stars umgehen. Wir sind genauso schnell darin, Spieler niederzumachen, wie wir sie kurz zuvor hochgejubelt haben. Da ist die Wertschätzung im Ausland oft eine andere. Erst kürzlich habe ich in diversen Medien vom Fall der Weltmeister von 2014 gelesen. Aber ist es nicht logisch, dass die meisten von uns sechs Jahre nach dem Titelgewinn eher im Herbst als im Frühling ihrer Karriere stehen?

**SPIEGEL:** Auch Bundestrainer Löw ist vor gut einem Jahr respektlos mit den Weltmeistern Jérôme Boateng, Mats Hummels und Thomas Müller umgegangen, als er sie aus der Nationalmannschaft entfernt hat.

**Höwedes:** Verstehen Sie mich nicht falsch. Natürlich darf und muss man Profis kritisieren, wenn sie schlecht spielen. Und der Bundestrainer hat das Recht, sich von Spielern zu trennen. Über die Art und Weise, wie es gemacht wurde, kann man aber diskutieren. Da waren die Kommunikation und der Zeitpunkt sicherlich nicht zu 100 Prozent ideal. Auch bei verdienten Spielern handelt es sich um Menschen, die mit ihren Gefühlen und der Öffentlichkeit

umgehen müssen. Ich weiß noch genau, dass die Erwartungshaltung nach dem WM-Titel riesengroß war. In jedem Spiel wurde von uns, wurde von Jogi Löw etwas Besonderes erwartet, was wir gar nicht erfüllen konnten.

**SPIEGEL:** Können Sie sich noch an die schönen Momente in Brasilien erinnern?

**Höwedes:** Ich habe mir die Spiele nachher nie wieder angesehen, das gucke ich mir irgendwann zusammen mit meinen Kindern an. Ich habe viele Momente genossen und wollte sie einfach so in meinen Gedanken behalten. Am meisten ist mir in Erinnerung geblieben, wie ich nach dem Tor von Mario geheult habe. Mir liefen schon die Tränen auf meinem Weg zur Jubeltraube, und beim Zurückgehen liefen sie immer noch.

**SPIEGEL:** Nun ist Ihre Karriere vorbei. Müssen Sie als ehemaliger Profifußballer abtrainieren, um keine gesundheitlichen Schäden davonzutragen?

**Höwedes:** Ja, aber das fällt mir nicht schwer, ich laufe, fahre mit dem Mountainbike und will außerdem bei meinem Heimatverein TuS Haltern ein bisschen mitspielen.

**SPIEGEL:** Nach Ihrem Wechsel von Schalke zu Juventus Turin vor drei Jahren haben Sie begonnen, sich vegan zu ernähren. Was war der Anlass?

**Höwedes:** Ich hatte zu dem Zeitpunkt mit Verletzungen zu kämpfen. Ich hatte mich eigentlich immer gut ernährt, aber in Hotels ist der Anteil von Fleisch und Fisch am Essen immer sehr hoch. Ich habe viele Studien gelesen und erkannt, dass durch Fleisch und Milch Entzündungen entstehen können. Als ich es weggelassen habe, habe ich unheimlich schnell gemerkt, wie gut mir das tut. Ich bin leistungsfähiger, erhole mich nach Belastungen besser, bin kaum noch verletzt.

**SPIEGEL:** Behalten Sie die vegane Ernährung nach dem Karriereende bei?

**Höwedes:** Die Auswirkungen des Fleischkonsums für die Umwelt, allein durch die Methangase der Rinder, und das Tierwohl kommen als Gründe für eine vegane Ernährung ja noch hinzu. Ich will mich nicht mehr anders ernähren.

**SPIEGEL:** Wie geht es beruflich weiter?

**Höwedes:** In der kommenden Woche fange ich als Management-Trainee in der Agentur für gesellschaftliche Kommunikation und Sport von Raphael Brinkert an. Und dann bewerbe ich mich für das Masterstudium für Sportmanagement der Uefa. Das ist besonders für ehemalige Nationalspieler ausgelegt. Ich will dem Sport treu bleiben, mich für Werte einsetzen. Ich möchte gern etwas davon einbringen, wie ich den Sport sehe.

**SPIEGEL:** Herr Höwedes, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

# Porsche, Krupp, Oetker

Wie Familien große Unternehmen  
schufen – und welchen Preis sie zahlten

Jetzt  
im Handel

SPIEGEL

Ausgabe 4/2020

## GESCHICHTE



# Widerstand im Freizeitpark

**Basketball** Inmitten der Pandemie will die NBA ihre Saison in Disney World zu Ende bringen – und dabei ein Zeichen gegen Rassismus setzen. Ist das Opportunismus oder Beginn einer echten Veränderung?

**S**tephen Jackson lag zu Hause in Atlanta auf seiner Couch, als er auf seinem Smartphone ein Video anklickte. Es war der 26. Mai. Jackson, 42, einst Basketballprofi in der nordamerikanischen Profiligen NBA, sah dort, wie ein weißer Polizist auf dem Hals eines schwarzen Mannes kniete.

Dann las Jackson die Nachricht eines Freundes: »Hast du gesehen, was sie deinem Zwilling angetan haben?«

Der Zwilling war nicht Jacksons leiblicher Bruder, sondern George Floyd, den er »Twin« nannte, weil er ihm so ähnlich sah. Die Männer, beide um die zwei Meter groß und von kräftiger Statur, waren mehr als 20 Jahre lang eng befreundet, hatten kleine Töchter im gleichen Alter.

Nun hatte Jackson, der Millionär und ehemalige NBA-Meister mit den San Antonio Spurs, mit ansehen müssen, wie Floyd, der Mann aus einem Armenviertel in Houston, von einem Polizisten ermordet wurde.

Jackson sagt, als er seinen Freund in dem Video erkannte, habe er vor Wut geschrien, wild um sich geschlagen und geweint. »Seit diesem Tag bin ich nicht mehr derselbe.«

Ein Satz, der auch für sein Heimatland steht. Nach der Tat erlebten die USA die schwersten Proteste gegen Rassismus und Polizeigewalt seit Jahrzehnten. Jackson wurde Sprecher der Familie Floyd und zum Gesicht der Demonstranten. Er sprach in TV-Kameras und teilte seine Wut auf Instagram. »Sie behandeln uns wie Tiere«, sagte er, »wir haben die Schnauze voll.«

Auch viele von Jacksons ehemaligen Kollegen beteiligten sich an den Protesten. NBA-Profis hakten sich bei Trauermärschen und Mahnwachen unter, appellierten an ihre Millionen Follower in den sozialen Netzwerken, die Stimme zu erheben. Zeit dafür war genug – seit Mitte März hatte die Liga ihren Spielbetrieb wegen der Covid-19-Pandemie unterbrochen.

Nun aber stehen viele Spieler wieder auf dem Parkett. In dieser Woche setzt die NBA die Saison fort, unter besonderen Umständen: 22 der 30 Teams haben sich auf dem Gelände von Disney World in Florida einquartiert, um bis in den Oktober hinein die Meisterschaft auszuspielen,

weitgehend abgeschottet von der Außenwelt. Während die Zahl der Infizierten in den USA weiter ansteigt, versucht die Liga, ihr Produkt in einer künstlichen Blase am Leben zu halten.

Kann das gelingen? Profisport in einem Vergnügungspark, während draußen eine Pandemie wütet und in Städten wie Portland schwer bewaffnete Sicherheitskräfte gegen Demonstranten vorgehen?

Nein, sagt Stephen Jackson, der ehemalige Profi und heutige Aktivist; die Fortsetzung der Saison lenke nur ab von der Black-Lives-Matter-Bewegung. »Die Beachtung, die wir gerade bekommen, kriegen wir nie wieder«, meint er.

Ja, heißt es dagegen aus der Führungsetage der Liga. Das Spektakel auf dem Feld biete die beste Chance, »die Aufmerksamkeit auf soziale Gerechtigkeit zu lenken«, argumentiert NBA-Chef Adam Silver. »Die Welt schaut auf die NBA.«

---

**Ein Spieler äußerte,  
die Isolation sei  
»wie eine Haftstrafe«.**

---

Tatsächlich wirkte es in den vergangenen Wochen, als stellte sich die Liga an die Spitze einer Bewegung, die die amerikanische Gesellschaft verändern könnte. Die NBA überließ zudem jedem Akteur die Entscheidung, ob er an der Endrunde teilnimmt. Wer daheimbleibe, verletze keine Vertragspflichten, hieß es. Nur wenige Profis nahmen das Angebot an, trotz fortlaufender Gehaltszahlungen den Spielen fernzubleiben.

Rund 1500 Spieler, Trainer, Betreuer und Journalisten befinden sich seit gut drei Wochen in dem Vergnügungspark. Die NBA verfasste dafür ein 113 Seiten langes Konzeptpapier. Gewohnt und gespielt wird in drei Hotels und drei Sporthallen auf dem Disney-Areal, jeder Spieler wird täglich auf das Virus getestet. Familienangehörige und Partner der Spieler dürfen erst Ende August nachreisen. »Wie eine Haftstrafe« sei das, verkündete Damian Lillard, einer der Stars der Liga.

Maximilian Kleber dagegen hat sich in seinem Hotelzimmer gemütlich eingerichtet. »Es fühlt sich nicht viel anders an als eine lange Auswärtsreise«, sagt der Würzburger, der bei den Dallas Mavericks spielt, »nur dass du diesmal eben nicht nach zehn Tagen wieder zu Hause bist, sondern im Idealfall erst nach drei Monaten.« Kleber, 28, hat sich ein E-Piano liefern lassen, mehrere Bücher eingepackt, darunter eine Albert-Einstein-Biografie.

Andere Profis sind unvorsichtiger. In der vergangenen Woche fiel etwa ein Spieler der Los Angeles Clippers auf, weil er in einem Striplokal gesichtet wurde; die NBA verordnete ihm zehn Tage Quarantäne.

»Ich glaube, dass wir in der Bubble wesentlich sicherer sind als an vielen anderen Orten«, sagt Kleber, »wenn ich in Dallas vor die Tür gehe, um Essen zu holen, bin ich gefährdeter als hier.«

Wie hoch die Ansteckungsgefahr in den USA ist, hat die Baseballliga MLB erfahren müssen. Diese nahm am 23. Juli ihren Spielbetrieb auf, dezentral über das ganze Land verteilt. Bereits nach wenigen Tagen mussten die ersten Partien abgesagt werden, nachdem mehrere Spieler und Betreuer positiv getestet worden waren.

Die NBA will dies um jeden Preis vermeiden. Mehr als 150 Millionen Dollar soll das Projekt in Disney World kosten. Die Wahl des Vergnügungsparks als Austragungsort ist kein Zufall. Disney ist der lukrativste Geschäftspartner der NBA. Knapp anderthalb Milliarden Dollar zahlt der Konzern jährlich, um die Spiele auf den hauseigenen Fernsehsendern ESPN und ABC zu übertragen.

Die Liga versucht viel, um dem Eindruck entgegenzuwirken, die Spiele fänden nur statt, um Geld zu verdienen. Und so eigenartig es klingt: Die politisch aufgeheizte Lage spielt ihr dabei sogar in die Karten. Man wolle die Partien »als Plattform nutzen«, sagen die Verantwortlichen, um auf Themen wie soziale Gerechtigkeit aufmerksam zu machen. Die Hoffnung ist offenbar, dass das gut ankommt bei der NBA-Kundschaft. Die Zuschauer gelten als liberal – anders als die Fans anderer amerikanischer Profiligen.

Als Zeichen der Solidarität schmücken in den Disney-Arenen Black-Lives-Matter-Schriftzüge den Parkettboden. Zudem dürfen Spieler bis zum Ende der Saison politische Botschaften auf ihrem Trikot tragen. 29 Slogans stehen zur Auswahl, darunter »Peace«, »Anti-Racist«, »Justice Now«. Mavericks-Spieler Kleber wird statt seines Namens das Wort »Gleichberechtigung« auf dem Rücken tragen, auf Deutsch.

Doch was die NBA als großzügige Geste verkauft, empfinden einige Spieler als Gängelung. Etwa weil ihnen nicht gestattet wurde, den Namen von Trayvon Martin auf dem Trikots zu zeigen. Der junge Afro-



Profi James (weißes Trikot) bei Trainingsspiel in Disney World: Nicht seine Mission

amerikaner wurde 2012 von einem Wachmann niedergeschossen, 45 Autominuten von Disney World entfernt.

LeBron James, der größte Star der Liga und Kritiker des US-Präsidenten Donald Trump, verzichtet auf einen Trikotslogan. Die Aktion spiegele nicht seine »Mission« wider, sagte er. James engagiert sich seit Jahren für soziale Zwecke, zuletzt trat er als Mitbegründer einer Initiative auf, die sich für die Wahlrechte von Afroamerikanern einsetzt. Andere Profis haben angekündigt, ihr Gehalt, das sie für die Dauer des Disney-World-Aufenthalts beziehen, an karitative Projekte zu spenden.

Das sind Aktionen, die Kritiker wie Harry Edwards, 77, auch von den Ligachefs erwarten. »Mir ist egal, ob die NBA »Black Lives Matter« proklamiert«, sagt der Soziologe, »denn die wirklich wichtige Frage ist doch: Was tut die Liga, um das Problem der weißen Vorherrschaft in diesem Land zu bekämpfen?« Bislang habe er davon nichts gesehen.

Edwards weiß um die Macht der Bilder. Die wohl berühmteste Protestaktion der Sportgeschichte, bei der die 200-Meter-Läufer John Carlos und Tommie Smith bei den Olympischen Spielen 1968 den Black-Power-Gruß zeigten, soll seine Idee gewesen sein. Die Athleten wurden daraufhin

für viele Jahre öffentlich geächtet, doch ihre Botschaft wirkt bis in die Gegenwart.

Die Themen von damals seien die gleichen wie heute, sagt Edwards. So wie den beiden Leichtathleten Carlos und Smith ergehe es momentan dem Footballspieler Colin Kaepernick, der 2016 vor NFL-Spielen während der Nationalhymne kniete, um gegen die Unterdrückung von Schwarzen zu protestieren. Als Kaepernicks Vertrag auslief, bekam er kein neues Angebot, bis heute ist er arbeitslos.

Die NBA-Funktionäre haben zwar nichts dagegen, wenn sich Spieler gegen Trump positionieren, aber auch sie greifen ein, sobald sie ihre finanziellen Interessen bedroht sehen. Ein Manager der Houston Rockets solidarisierte sich im Oktober auf Twitter mit der Demokratiebewegung in Hongkong und griff damit die Außenpolitik Chinas indirekt an. Damals wies ihn die Liga sofort zurecht, Einbußen im größten ausländischen Absatzmarkt, wo jährlich rund 800 Millionen Zuschauer die Spiele verfolgen, wollte man wohl nicht riskieren. Eilig entschuldigte sich der Funktionär aus Texas bei den Chinesen.

Nun, im Zuge der Black-Lives-Matter-Bewegung, stelle sich die NBA zwar hinter ihre demonstrierenden Angestellten, doch Soziologe Edwards fürchtet, dass der Pro-

test über die Zeit versiegen wird: »Solange die Liga das Problem nicht aktiv bekämpft, sind die Solidaritätsbekundungen nur Schönfärberei.«

Schließlich bestimme weiterhin die Hautfarbe über Macht und Einfluss, zumindest abseits des Spielfelds. Zwar sind rund drei Viertel der Spieler schwarz, von den 30 NBA-Teams ist aber nur eines im Besitz eines Afroamerikaners: Die Charlotte Hornets gehören Michael Jordan, dem wohl besten Spieler der Geschichte. Auch im höheren Management der Teams und der Liga sitzen vorzugsweise Weiße.

Schicksale wie die des Footballspielers Kaepernick sind der Grund, weshalb sich amerikanische Profisportler bislang häufig zurückhaltend politisch geäußert haben. Vorgemacht hatte es einst ausgerechnet Jordan. Zu seiner aktiven Zeit vermied er es konsequent, politische Stellung zu beziehen. Offenbar aus Furcht, die Absatzzahlen seiner Schuhe könnten sinken.

Heute hingegen sagt Jordan, er wolle mit seiner Firma in den kommenden zehn Jahren 100 Millionen Dollar an verschiedene Organisationen spenden. Für den Kampf gegen »den tief verwurzelten Rassismus« in den USA.

Matthias Fiedler, Thilo Neumann

# DER SPIEGEL

Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, Telefon 040 3007-0 · Fax -2246 (Verlag), -2247 (Redaktion) · Mail [spiegel@spiegel.de](mailto:spiegel@spiegel.de)

## Impressum

**HERAUSGEBER** Rudolf Augstein (1923–2002)

**CHEFDIREKTOR** Steffen Klusmann (V.i.S.d.P.), Dr. Barbara Hans, Clemens Hüsgen

**BLATTMACHER** Thorsten Dörting, Juliane von Mittelstaedt, Oliver Trenkamp

**NACHRICHTENCHEF** Stefan Weigel

**MANAGING EDITOR** Susanne Amann, Birger Menke

**CREATIVE DIRECTOR** Judith Mohr, Nils Küppers (stellv.)

**CHEF VOM DIENST** *Print:* Anke Jensen, Thomas Schäfer, Jörn Sucher, Gesine Block (stellv.) *Online:* Patricia Dreyer, Anselm Waldemann; Melanie Alheimer, Lisa Erdmann, Björn Hengst, Olaf Kanter, Nicolai Kwasiński, Jonas Leppin, Florian Merkel, Dr. Jens Radt (Multimedia), Daniel Radecke, Janko Tietz, Martin Wolf

**REDAKTIONELLE ENTWICKLUNG** Matthias Streitz, Christina Elmer (stellv.); Friederike Freiburg, Beate Kirscht, Udo Reifmann, Dr. Susanne Weingarten

**SPIEGEL** Jule Lutteroth, Alexander Neubacher; Malte Müller-Michaelis

**REPORTER** Ulrich Fichtner

**HAUPTSTADTBÜRO** Dirk Kürbiuwiet *Leitung:* Dr. Melanie Amann, Sebastian Fischer, Martin Knobbe, Philipp Wittrock. Wolf Wiedemann-Schmidt (Teamentleitung Innere Sicherheit), *Redaktion:* Nicola Abé, Maik Baumgärtner, Florian Gathmann, Kevin Hagen, Julia Amalia Heyer, Valerie Höhne, Timo Lehmann, Veit Medick, Marius Mestermann, Ann-Katrin Müller, Anna Reimann, Sven Röbel, Lydia Rosenfeldt, Jonas Schaible, Christoph Schult, Christian Tevs, Severin Weiland. *Autoren, Reporter:* Susanne Beyer, Markus Feldenkirchen, Matthias Gebauer, Konstantin von Hammerstein, Christoph Hickmann, Christiane Hoffmann

*Politik Hamburg:* Benjamin Schulz (Nachrichtenchef); Milena Hassenkamp, Alwin Schröder

**DEUTSCHLAND/PANORAMA** *Leitung:* Jörg Diehl, Cordula Meyer, Hendrik TERNIEDEN, Dr. Markus Verbeut, Simone Salden (stellv.). *Redaktion:* Birte Bredow, Annette Bruns, Lisa Duham, Katrin Elger, Sarah Heidi Engel, Silke Fokken, Michael Fröhlingsdorf, Hubert Gude, Kristin Haug, Armin Himmelrath, Charlotte Klein, Annette Langer, Günther Latsch, Roman Lehberger, Benjamin Maack, Peter Maxwell, Miriam Olbrisch, Alexander Preker, Ansgar Siemens, Andreas Ulrich, Jens Witte, Jean-Pierre Ziegler. *Autoren, Reporter:* Jürgen Dahlkamp, Annette Großbongardt, Julia Jüttner, Beate Lakotta, Katja Thimm, Alfred Weizier, Dr. Clara Wiegand. *Berlin:* Andreas Wassermann. *Autor:* Stefan Berg

**WIRTSCHAFT/NETZWEIL** *Leitung:* Markus Brauck, Yasmin El-Sharif, Judith Horchert (Netzweil), Isabel Hülsen, Stefan Kaiser (stellv.). *Redaktion:* Benjamin Biddler, Markus Böhm, Florian Diekmann, Kristina Gierke, Simon Hage, Hans-Juergen, Alexander Jung, Dr. Matthias Kaufmann, Nils Klawitter, Matthias Kemp (Teamentleitung Netzweil), Alexander Kühn, Hans Marquart, Martin U. Müller, Anton Rainer, Stefan Schultz, Carolin Wahnbaeck, Robin Wille. *Autoren, Reporter:* Michaela Schiefel *Berlin:* Christian Reiermann (Teamentleitung); Patrick Beuth, Simon Book, Markus Dettmer, Max Hoppenstedt, Michael Krüger, Conalia Thomsen, Anne Seith, Gerald Trautetter. *Autoren, Reporter:* David Böcking, Marcel Rosenbach, Michael Sauga

**AUSLAND** *Leitung:* Mathieu von Rohr, Britta Kollenbroich (stellv.), Dr. Dominik Peters (stellv.), Maximilian Popp (stellv.), Christoph Scheuermann (stellv.). *Redaktion:* Fiona Ehlers, Lena Greiner (Teamentleitung Globale Gesellschaft), Katrin Kuntz, Steffen Lüdke, Katharina Graça Peters, Jan Puhl, Dr. Isabella Reichert, Alexandra Rojko, Raniah Salloum, Anna-Sophie Schneider, Maria Stöhr, Helene Zuber. *Autoren, Reporter:* Marian Blasberg, Susanne Koelbl, Dietmar Pieper, Christoph Reuter

**WISEN** *Leitung:* Michail Hengstenberg, Olaf Stampf, Kurt Stukenberg (stellv.). *Redaktion:* Dr. Philip Bethge, Manfred Dworschak, Marco Evers, Susanne Götze, Johann Grolle, Dr. Veronika Hackenbroch, Guido Kleinhubbert, Julia Koch, Julia Köppe, Kerstin Kullmann, Julia Merlot, Emil Netzler, Jörg Römer, Hilmar Schmuddi, Nils-Viktor Sorge (Teamentleitung), Frank Thomsen. *Autoren, Reporter:* Jörg Blech, Rafaela von Bredow, Christoph Seidler

**KULTUR** *Leitung:* Sebastian Hammelehle, Eva Thöne, Laura Backes (stellv.). *Redaktion:* Felix Bayer, Tobias Becker, Lars-Olav Beier, Christian Buß, Ulrike Knöfel, Carola Padberg, Hannah Pflanzky, Tobias Rapp, Katharina Stiegelmann, Claudia Voigt, Takis Würger. *Autoren, Reporter:* Andreas Borchelt, Dr. Martin Doerry, Lothar Gorriss, Wolfgang Hädel, Dr. Nils Minkmar, Elke Schmitter, Volker Weidermann

*Reporter* *Leitung:* Özlem Gezer, Hauke Goos (stellv.), Britta Stuff (stellv.). *Redaktion:* Mail: Großkathöfer, Barbara Hardinghaus, Timofey Neshitov, Diakula Neufeld, Jonathan Stock. *Autoren, Reporter:* Uwe Buse, Marc Hujer, Alexander Smolczyk, Barbara Sapp

**SPORT** *Leitung:* Udo Ludwig, Lukas Rilke, Jörn Meyn (stellv.). *Redaktion:* Peter Ahrens, Anne Armbrecht, Jan Göbel, Benjamin Knack, Marcus Krümer, Danial Montazeri, Thilo Neumann, Gerhard Pfeil, Antje Windmann, Christoph Winterbach

**INVESTIGATION** Sven Becker, Rafael Buschmann, Roman Höfner, Nicola Naber, Philipp Seibt, Michael Wulzinger

**MEINUNG UND DEBATTE** Lothar Gorriss, Stefan Kuzmany

**LEBEN** *Leitung:* Anke Dürr, Frauke Lüpke-Narberhaus. *Redaktion:* Irene Berres, Antje Blinda (Teamentleitung Reise), Markus Degercher, Detlef Hacke, Maren Keller, Heike Klovert, Nike Laurenz, Dr. Heike Le Ker (Teamentleitung Gesundheit), Eva Lehnen, Philipp Lühr, Bettina Musall, Sandra Schulz, Julia Stanek, Nina Weber. *Autoren:* Enrico Ippolito, Marianne Wellershoff

**JOB & KARRIERE (BEREITGESTELLT VON MANAGER MAGAZIN NEW MEDIA)** *Leitung:* Hilsene Endres. *Redaktion:* Florian Gontek, Maren Hoffmann, Verena Töpfer

**GESCHICHTE** *Leitung:* Jochen Leffers, Dr. Eva-Maria Schnurr. *Redaktion:* Solveig Grothe, Christoph Gunkel, Dr. Katja Iken, Uwe Klüfmann, Dr. Danny Kringiel, Joachim Mohr, Frank Patalong, Dr. Johannes Saltzwedel

**DEIN SPIEGEL** *Leitung:* Bettina Stiebel. *Redaktion:* Antonia Bauer, Claudia Beckesche, Alexandra Klaußner, Marco Wedig

**SCHLUSSREDAKTION** Christian Albrecht, Gertald Alfeis, Regine Brandt, Lutz Diedrichs, Ursula Junger, Birte Kaiser, Dörte Karsten, Sylke Kruse, Katharina Lükens, Stefan Moos, Sandra Pietsch, Fred Schlotterbeck, Sebastian Schulin, Sandra Waage

**PRODUKTION** Petra Thormann, Reinhard Wilms; Kathrin Beyer, Michele Bruno, Sonja Friedmann, Linda Grimmecke, Petra Gronau, Rebecca von Hoff, Ursula Overbeck, Britta Romberg, Martina Treumann, Katrin Zabel

**BILDREDAKTION** *Leitung:* Claudia Jeczawitz, Mascha Zuder, Mareile Mack (stellv.), Kathrin Rinne (stellv.), Claudia Apel, Julian Busch, Tinka Dietz, Sabine Dötting, Torsten Feldstein, Philine Gebhardt, Thorsten Gerke, Christina Gransow, Niklas Hauser, Daniel Hoffmann, Andrea Huss, Rosa Kaiser, Elisabeth Kolb, Petra Konopka, Matthias Krug, Theresa Lettmann, Nasser Manouché, Parvin Nazemi, Peer Peters, Jens Rensing, Oliver Schmitt, Ireneus Schubial, Erik Seemann, Maxim Sergienko, Martin Trilk, Anke Wellnitz

*Mail:* [foto@spiegel.de](mailto:foto@spiegel.de)

*SPIEGEL Foto USA:* Susan Wirth, Tel. +1 917 3998184

**LAYOUT** *Leitung:* Reinhilde Wurst; Michael Abke, Lynn Dohrmann, Claudia Franke, Bettina Fuhrmann, Ralf Geilhuhe, Kristian Heuer, Elsa Hundertmark, Louise Jessen, Jens Kuppi, Annika Loebel, Barbara Rödigger

**TITELBILD** *Teamentleitung:* Katja Kollmann, Johannes Unselt; Suze Barrett, Iris Kullmann

**INFOGRAFIK** *Teamentleitung:* Cornelia Baumermann, Ferdinand Kuchlmayr; Ludger Bollen, Thomas Hammer, Max Heber, Anna-Lena Kornfeld, Gernot Matzke, Cornelia Pfauter, Michael Walter

**INTERACTIVE** *Teamentleitung:* Olaf Heuser, Hanz Sayami; Alexander Epp, Guido Grigat, Frank Kalinowski, Marco Kasang, Chris Kurt, Aida Marquez Gonzales, Michael Niestedt, Dawood Ohada, Bernhard Riedmann

**DESIGN/UX** *Teamentleitung:* Alexander Trempler; Katja Braun, Anna van Hove

**KORREKTUR** Sebastian Hofer

**TEXTPRODUKTION** *Leitung:* Helke Grusdas, Stefan Schütt (stellv.); Christoph Brüggemeier, Angela Ölscher, Gesche Sager, Holger Uhlig, Valerie Wagner

**DATENJOURNALISMUS** *Leitung:* Marcel Pauly; Holger Dambreck, Patrick Stotz, Achim Tack

**SOCIAL MEDIA UND LESERDIALOG** *Leitung:* Anja Kiran, Angela Gruber (stellv.). *Redaktion:* Sarah Angerstein, Kai Bonte (Forum), Veronique Brüggemann, Dennis Deuermeyer, Fabian Domeyer, Inken Dworak (Projektleitung Snapchat), Ariane Fries (Teamentleitung Community), Eva Horn, Ties Kozok, Petra Matier, Jonathan Miske, Lina Moreno, Christina Neeb, Johanna Röhr, Robert Schlösser, Mara Veigel

**SEO** *Leitung:* Maximilian Rau. Bastian Midasch, Insa Winter

**BENTO** *Leitung:* Viktoria Bolmer, Julia Rieke. Franziska Bulban (Teamentleitung), Helene Flachsenberg (stellv.), Katharina Höller (Teamentleitung), Sebastian Maas, Jan Petter, Sophia Schirmer (Teamentleitung), Maximilian Senff, Carolina Torres, Hanna Zobel, Lou Zucker. *Reporter:* Marc Röhlig, *Video:* Sarah Klöfer, Hoai Phuong Tran Thi

**VIDEO** *Leitung:* Franke Böger, Anne Martin (stellv.). *Redaktion:* Benjamin Braden, Sven Christian (Leitung Technik), Benjamin Denes (Leitung Formatentwicklung), Birgit Großekathöfer, Janita Hämäläinen, Martin Jäschke, Heike Janssen, Carolin Katschak, Erhard Klein, Fabian Pieper, Rachelle Poupilier, Charlotte Schönberger, Leonie Voss, Katharina Zingerle

**CHEF VOM DIENST BEWEGTBILD** Bernd Czaya, Dirk Schulze, Martin Stümening

*Redaktion:* Sandra Sperber, Yasemin Yüksel. *Redaktion:* Lenne Kafka, Matthias Kirsch, Christina Pohl, Sabine Schaper, Sebastian Spallek

## REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND

**BERLIN** Alexanderufer 5, 10117 Berlin; Deutsche Politik, Wirtschaft Tel. 030 886688-100; Deutschland, Wissenschaft, Kultur, Gesellschaft Tel. 030 886688-200

**DRESDEN** Steffen Winter, Wallgäßchen 4, 01097 Dresden, Tel. 0351 26620-0

**DÜSSELDORF** Frank Dohmen, Lukas Eberle, Fidelis Schmid, Jägerhofstraße 19–20, 40479 Düsseldorf, Tel. 0211 86679-01

**FRANKFURT AM MAIN** Matthias Bartsch, Tim Bartz, Dr. Felix Bohr, An der Welle 5, 60322 Frankfurt am Main, Tel. 069 9712680

**KARLSRUHE** Dietmar Hipp, Waldstraße 36, 76133 Karlsruhe, Tel. 0721 22737

**MAGDEBURG** Christopher Piltz, Tel. 0391 54428740, [christopher.piltz@spiegel.de](mailto:christopher.piltz@spiegel.de)

**MÜNCHEN** Anna Clauf, Dinah Deckstein, Jan Friedmann, Martin Hesse, Thomas Schulz, Rosental 10, 80331 München, Tel. 089 4545950

## REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND

**ACCRA** Anne Backhaus, [anne.backhaus@spiegel.de](mailto:anne.backhaus@spiegel.de)

**BANGALORE** Laura Höflinger, [laura.hoeffinger@spiegel.de](mailto:laura.hoeffinger@spiegel.de)

**BOSTON** Martin Schläp, Tel. +1 929 2172432

**BRÜSSEL** Peter Müller (Büroleitung), Markus Becker, Rue Le Titiën 28, 1000 Brüssel, Tel. +32 2 6796108, [rv\\_brussel@spiegel.de](mailto:rv_brussel@spiegel.de)

**KAPSTADT** Fritz Schaap, P.O. Box 15107, Vlaeberg 8018, Cape Town, South Africa, [fritz.schaap.extern@spiegel.de](mailto:fritz.schaap.extern@spiegel.de)

**LONDON** Jörg Schindler, [joerg.schindler@spiegel.de](mailto:joerg.schindler@spiegel.de)

**MEXIKO-STADT** Jens Glüsing, Tel. +52 55 56035026

**MOSKAU** Christian Esch, Christina Hebel, Glasowskij Perelouk Haus 7, Office 6, 119002 Moskau, Tel. +7 495 22849-61

**NEW YORK** Philipp Oehmke, Marc Pitzke, Samiha Shafy, 233 Broadway, Suite 1460, New York, NY 10279, Tel. +1 212 2247583, [rv.newyork@spiegel.de](mailto:rv.newyork@spiegel.de)

**PARIS** Britta Sandberg, 137 Rue Vieille du Temple, 75003 Paris, Tel. +33 1 58625120

**PEKING** Georg Fahrion, Bernhard Zand, Tel. +86 10 65232541

**ROM** Frank Hornig, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. +39 06 6797522

**SAN FRANCISCO** Guido Mingles, Tel. +1 212 2217583, [rv.newyork@spiegel.de](mailto:rv.newyork@spiegel.de)

**SYDNEY** Anna-Lena Abbott, Johannes Korge, Charlene Optenstein

**TEL AVIV** Alexander Osang, Tel. +972 3 6835339

**TIJUANA** Sonja Peteranderl, [sonja.peteranderl@spiegel.de](mailto:sonja.peteranderl@spiegel.de)

**WARSAU** Tel. +48 22 61792925

**WASHINGTON** Roland Nelles, Ralf Neukirch, René Pfister, 1202 National Press Building, Washington, D.C. 20045, Tel. +1 202 3475222

**WIEN** Walter Mayr, [walter.mayr@spiegel.de](mailto:walter.mayr@spiegel.de)

**STÄNDIGE FREIE AUTOREN** Giorgos Christides, Arno Frank, Jochen-Martin Gutsch, Dr. Claus Hecking, Felix Hutt, Juan Moreno, Wiebke Ramm, Anja Rützel, Aleksandar Sarovic, Jurek Skrobal

**DOKUMENTATION** *Leitung:* Cordelia Freiwald, Kurt Jansson; Zahra Akhgar, Dr. Susmita Arp, Eva Bräth, Viola Broecker, Dr. Heiko Buschke, Almut Gieschinger, Johannes Eitzschig, Klaus Falkenberg, Carina Fandja, Janine Große, Imko Han, Thorsten Hapke, Susanne Heitker, Carsten Hellberg, Stephanie Hoffmann, Bertolt Hunger, Stefanie Jockers, Michael Jürgens, Tobias Kaiser, Renate Kemper-Gussek, Ulrich Klötzer, Ines Köster, Anna Kovac, Mara Küpper, Peter Lakemeier, Julia Lange, Dr. Walter Lehmann-Wiesner, Rainer Lübbert, Sonja Maaß, Nadine Markwald, Dr. Andreas Meyhoff, Gerhard Minich, Cornelia Moormann, Tobias Mulot, Claudia Niesen, Sandra Öner, Dr. Vasilios Papadopoulos, Ulrike Preuß, Axel Rentsch, Thomas Riedel, Andrea Sauerbier, Maximilian Schäfer, Marco Schlarow, Mirjam Schlossarek, Dr. Regina Schlüter-Ahrens, Mario Schmidt, Andrea Schumann-Eckert, Ulla Siegenthaler, Meike Stapf, Tuisko Steinhoff, Dr. Claudia Stodie, Rainer Szimm, Dr. Marc Theodor, Andrea Tholl, Nina Ulrich, Peter Wahle, Peter Wetter, Holger Wilkop, Karl-Henning Windelbandt, Anika Zeller, Malte Zeller

**NACHRICHTENDIENSTE** AFP, AP, dpa, Los Angeles Times/Washington Post, New York Times, Reuters, sid

**SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG**

Anzeigen: André Pätzold  
Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 75 vom 1. Januar 2020  
Mediaunterlagen und Tarife: [www.spiegel.media](http://www.spiegel.media)  
Vertrieb: Christoph Hauschild  
Herstellung: Silke Kasuba

**Druck:** Die Inhaltsseiten dieser  
**Stark Druck, Pforzheimer** SPIEGEL-Ausgabe sind auf  
Recyclingpapier gedruckt.

**GESCHÄFTSFÜHRUNG** Thomas Hass (Vorsitzender), Stefan Oltitz

**INTERNET** [www.spiegel.de](http://www.spiegel.de)

**TWITTER** @derspiegel

**FACEBOOK** facebook.com/derspiegel

## Service

### Leserbriefe

SPIEGEL-Verlag, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg  
[www.spiegel.de/leserbriefe](http://www.spiegel.de/leserbriefe), Fax: 040 3007-2966,  
Mail: [leserbriefe@spiegel.de](mailto:leserbriefe@spiegel.de). Vorschläge für die Rubrik  
»Hohlspiegel« nehmen wir auch gern per Mail entgegen:  
[hohlspiegel@spiegel.de](mailto:hohlspiegel@spiegel.de)

### Hinweise für Informanten

Falls Sie dem SPIEGEL vertrauliche Dokumente und Informationen zukommen lassen wollen, stehen Ihnen folgende Wege zur Verfügung: Post: DER SPIEGEL, c/o Investigativ, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg; Telefon: 040 3007-0, Stichwort »Investigativ«; Mail (Kontakt über Website): [www.spiegel.de/investigativ](mailto:www.spiegel.de/investigativ). Unter dieser Adresse finden Sie auch eine Anleitung, wie Sie Ihre Informationen oder Dokumente durch eine PGP-Verschlüsselung geschützt an uns richten können. Der dazugehörige Fingerprint lautet: 6177 6456 98CE 38EF 21DE AAAA AD69 75A1 27FF 8ADD

### Ombudsstelle

Der SPIEGEL hat für Hinweise zu möglichen Unregelmäßigkeiten in der Berichterstattung eine Anlaufstelle eingerichtet: [ombudsstelle@spiegel.de](mailto:ombudsstelle@spiegel.de). Sollten Sie als Hinweisgeber dem SPIEGEL gegenüber anonym bleiben wollen, schreiben Sie bitte an den Rechtsanwalt Tilmann Kruse unter [hinweisgeber-spiegel@bmz-recht.de](mailto:hinweisgeber-spiegel@bmz-recht.de)

### Redaktioneller Leserservice

Telefon: 040 3007-3540 Fax: 040 3007-2966  
Mail: [leserservice@spiegel.de](mailto:leserservice@spiegel.de)

**Nachdruckrechte / Lizenzen für Texte, Fotos, Grafiken**  
Nachdruck und Speicherung in digitalen Medien nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlages. Für Deutschland, Österreich, Schweiz: Mail: [syndication@spiegel.de](mailto:syndication@spiegel.de), Telefon: 040 3007-3540, Fax: 040 3007-2966. Für alle anderen Länder: The New York Times Licensing, Mail: [julie.ho@nytimes.com](mailto:julie.ho@nytimes.com), Telefon: +1 212 556-5118

**Nachbestellungen** SPIEGEL-Ausgaben der letzten Jahre sowie alle Ausgaben von SPIEGEL GESCHICHTE und SPIEGEL WISSEN sind unter [www.amazon.de/spiegel](http://www.amazon.de/spiegel) innerhalb Deutschlands nachbestellbar.

**Historische Ausgaben** Historische Magazine Bonn [www.spiegel-antiquariat.de](http://www.spiegel-antiquariat.de), Telefon: 0228 9296984

**Abonnement für Blinde** Audioversion: Deutsche Blindenstudienanstalt e. V., Telefon: 06421 606265; elektronische Version: Frankfurter Stiftung für Blinde, Telefon: 069 9551240

**Abonnementspreise**  
Inland: 52 Ausgaben € 275,60, Studenten Inland: 52 Ausgaben € 197,60, Auslandspreise unter [www.spiegel.de/ausland](http://www.spiegel.de/ausland), Mengenpreise unter [abo.spiegel.de/mengenpreise](http://abo.spiegel.de/mengenpreise)

**Abonnementspreise** Persönlich erreichbar  
Mo.–Fr. 8.00–19.00 Uhr, Sa. 10.00–18.00 Uhr  
SPIEGEL-Verlag, Abonnement-Service, 20637 Hamburg  
Telefon: 040 3007-2700 Fax: 040 3007-3070  
Mail: [aboservice@spiegel.de](mailto:aboservice@spiegel.de)

## Abonnementsbestellung

bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an:  
SPIEGEL-Verlag, Abonnement-Service, 20637 Hamburg –  
oder per Fax: 040 3007-3070, [www.spiegel.de/abo](http://www.spiegel.de/abo)

Ich bestelle den SPIEGEL  
 für € 5,30 pro gedruckte Ausgabe  
 für € 0,70 pro digitale Ausgabe (der Anteil für das  
E-Paper beträgt € 0,60) zusätzlich zur gedruckten Ausgabe.  
Der Bezug ist zur nächsterreichbaren Ausgabe kündbar.  
Alle Preise inkl. MwSt. und Versand. Das Angebot gilt  
nur in Deutschland.  
Bitte liefern Sie den SPIEGEL an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten

Straße, Hausnummer oder Postfach

PLZ, Ort

Mail (katschend, falls digitaler SPIEGEL erwünscht)

Ich zahle nach Erhalt der Rechnung. Hinweise zu  
AGB, Datenschutz und Widerrufsrecht finde ich unter  
[www.spiegel.de/agb](http://www.spiegel.de/agb)

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten

SP-IMPR, SD-IMPR (Upgrade)



USA: DER SPIEGEL (USPS no 01544520) is published weekly by SPIEGEL VERLAG. Known Office of Publication: Data Media (A division of Cover-All Computer Services Corp.), 221 Kenmore Avenue, Suite 106, Buffalo, NY 14207-1306. Periodicals postage is paid at Buffalo, NY 14205. Postmaster: Send address changes to DER SPIEGEL, Data Media, P.O. Box 155, Buffalo, NY 14205-0155. e-mail: [service@roltek.com](mailto:service@roltek.com), toll free: +1-877-776-5835; Canada: SUNRISE NEWS, 47 Silver Shadow Path, Toronto, ON, M9C 4Y2, Tel. +1 647-219-5205, e-mail: [sunriseorders@bell.net](mailto:sunriseorders@bell.net)

# Nachrufe



Laura Stevens / Camera Press / laif

## Olivia de Havilland, 104

Die Schauspielerin veränderte die Machtverhältnisse in Hollywood grundlegend. In einem Musterprozess sorgte sie dafür, dass Knebelverträge, durch die selbst die größten Stars jahrelang an bestimmte Studios gebunden waren, für unzulässig erklärt wurden. Als ein kalifornisches Gericht 1945 zu ihren Gunsten entschied, war die in Tokio geborene Tochter britischer Eltern bereits zweimal für einen Oscar nominiert worden, unter anderem für die Darstellung der gutmütigen Melanie Hamilton in »Vom Winde verweht« (1939). Olivia de Havilland war der Überzeugung, dass es eine größere Herausforderung sei, aufrichtige Figuren zu spielen als durchtriebene. In mehreren Filmen war sie an der Seite des Hallodris Errol Flynn zu sehen und spielte gern tugendhafte Heldinnen wie Maid Marian in »Robin Hood, König der Vagabunden« (1938). Für die Familiendramen »Mutterherz« (1946) und »Die Erbin« (1949), in denen sie zerrissene, um Selbstständigkeit kämpfende Frauen verkörperte, erhielt sie Oscars als beste Hauptdarstellerin. In den Fünfzigerjahren zog sie nach Frankreich und drehte weniger Kinofilme, um mehr Zeit mit ihrer Familie verbringen zu können. Olivia de Havilland starb am 26. Juli in Paris. **LOB**

## Otto Rettenmaier, 93

Es gibt Familienunternehmen, bei denen nachfolgende Generationen binnen wenigen Jahren ein ganzes Lebenswerk zerstören können. Und es gibt Unternehmer wie Otto Rettenmaier, die die elterliche Firma als Grundstein für ein ganzes Imperium nutzen. Rettenmaier wurde das Faserstoffwerk seiner Eltern im Schwäbischen schnell zu klein. Er kaufte ein Bordeaux-Weingut, baute mehrere Obi-Heimwerkermärkte und ein Einkaufszentrum, entwickelte Windparks im Norden. Mit der Übernahme von Scheuerle und Kamag schuf er einen Weltmarktführer für Vehikel, die schwerste Lasten transportieren können. Der Unternehmer stieg endgültig in die Liga der deutschen Superreichen auf. Auf den Transportern wurden etwa ein Spaceshuttle, aber auch ganze Bohrschiffe, die mehr als 13 000 Tonnen wiegen, transportiert. Rettenmaier behielt seinen Reichtum nicht nur für sich. Er unterstützte die Universität Hohenheim, wurde Mäzen von Heilbronn und finanzierte dort die Ausgestaltung eines Stadtmuseums. Otto Rettenmaier starb am 23. Juli. **MUM**

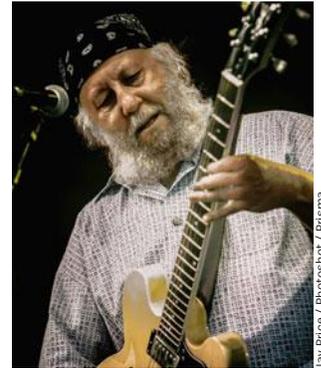
## Gisèle Halimi, 93

Die Anwaltsrobe, die sie während des berühmten Prozesses von Bobigny trug, bewahrte sie bis zum Schluss in ihrer Wohnung auf. In Bobigny hatte die Anwältin 1972 eine 16-jährige Französin verteidigt, die zugab, nach einer Vergewaltigung mit Unterstützung ihrer Mutter abgetrieben zu haben. Damals war das ein Skandal und eine strafrechtlich relevante Tat. Gisèle Halimi machte die Auseinandersetzung vor Gericht zu einem politischen Prozess und gewann mit einem leidenschaftlichen Plädoyer die öffentliche Meinung für sich. Ihre Mandantin wurde freigesprochen, drei Jahre später folgte das Gesetz zur Legalisierung der Abtreibung in Frankreich. Selten verdichten sich in einem einzigen Leben so viele historische Kämpfe. Halimi, in einem Vorort von Tunis geboren, rebellierte nicht nur in ihrer eigenen Familie gegen ihre Zurücksetzung als Frau und setzte durch, dass sie in Paris studieren darf. Sie unterzeichnete auch mit Jean-Paul Sartre und Simone de Beauvoir 1960 während des Algerienkriegs das »Manifest der 121«, in dem Intellektuelle gegen Folter und Misshandlungen durch das französische Militär protestierten. 1978 vertritt sie zwei Belgie-

bestand der Vergewaltigung wird neu definiert und härter bestraft. Ungerechtigkeit hinzunehmen sei ihr einfach physisch nicht möglich, hat die ewige Rebellin einmal gesagt. Gisèle Halimi starb am 28. Juli in Paris. **BSA**

## Peter Green, 73

Er war nicht einmal drei Jahre bei Fleetwood Mac, doch sein Einfluss als Gitarrist und Songschreiber war gigantisch. Der Sohn einer jüdischen Familie kam 1946 in London als Peter Allen Greenbaum zur Welt. Sein



Jay Price / Photoshot / Pitama

Bruder brachte ihm erste Griffe auf der Gitarre bei, alles Weitere fand er selbst heraus. Er nannte sich bald Peter Green und startete mit Mick Fleetwood und John McVie die Band Fleetwood Mac. Dass Green nicht nur ein atemberaubend guter Gitarrist war, sondern auch ein begabter Songwriter, machte er schnell deutlich mit Liedern wie »Black Magic Woman« (später ein Welthit für Santana), »Albatross« oder »Oh Well« – Songs, mit denen Green Fleetwood Mac von einer Blues-Coverband zu einer innovativen Rockband umformte. Künstlerisch war alles wunderbar – trotzdem verfiel der Musiker Alkohol und Drogen. In den Siebziger verbrachte Green viel Zeit in Kliniken, wo ihm Schizophrenie attestiert wurde. Das britische Fachblatt »Mojo« kürte ihn Mitte der Neunziger zum drittbesten Gitarristen aller Zeiten. Peter Green starb am 25. Juli. **RED**



Robert Lakow / Madame Figaro / laif

rinnen, die von drei Männern vergewaltigt worden waren. Die Täter bestreiten die Vorwürfe, werden aber verurteilt. Auch dieser Prozess hat in Frankreich politische Folgen: Der Straftat-

## Geschenkte Zeit

● Für den britischen Spitzensportler **Tom Daley**, 26, eröffneten sich mit der Verschiebung der Olympischen Spiele in Tokio neue Perspektiven. Daley, der bereits dreimal Olympiateilnehmer war – und zwei Bronzemedailles im Turmspringen gewonnen hat –, erlebte die Zeit im Lockdown erstaunlich positiv, wie er der »Sunday Times« berichtete. Er habe seine Trainingsroutinen zwar einerseits vermisst, andererseits habe er aber auch schiere körperliche Erleichterung durch die unfreiwillige Unterbrechung verspürt: »Eine kleine Pause zu haben von diesen Sprüngen, bei denen man mit fast 60 km/h im Wasser landet, bedeutet, dass ich morgens mit weniger Schmerzen aufwache.« Ganz ohne Training ging es dann doch nicht. Daley machte spezielle Workouts, angeleitet von seinen Trainern via Zoom, ging laufen und benutzte ein Fahrradergometer in seinem Londoner Haus, wo er mit Mann, Sohn und seiner Mutter den Lockdown verbrachte. Ob Daley, der sich als »older diver« bezeichnet, noch einmal an den Spielen teilnehmen kann, ist ungewiss. Er bleibt trotzdem gelassen: »Es gibt immer Licht am Ende des Tunnels«, sagte er. Er habe viel mehr Zeit mit dem zweijährigen Robbie verbringen können und schöne Momente miterlebt, die er sonst verpasst hätte. ks



Shamini Tanna / The Sunday Times Magazine / ddp images



Eric Schmitt

## Staffelübergabe

● Regisseurin **Julia von Heinz**, 44, kann sich über einen Erfolg freuen, der fürs deutsche Kino eher selten ist: Ihr Film »Und morgen die ganze Welt« ist zum Wettbewerb der Filmfestspiele von Venedig eingeladen worden. In dem Politdrama erzählt Heinz von einer Jurastudentin, die sich durch Kontakte zur Antifa radikalisiert und im Kampf gegen rechts zur Waffe greift.

Seit 2002 hat Heinz an dem Stoff gearbeitet und immer wieder Absagen von Förderinstanzen kassiert. Dass sie es nun mit dem Film nach Venedig geschafft hat, verdankt sie auch einer Kollegin. »Margarethe von Trotta ›Die bleierne Zeit‹ hat mich bei der Entwicklung und Umsetzung meines Films stark geprägt«, sagte Heinz dem SPIEGEL. Trotta's Drama, das sich unter dem Eindruck des RAF-Terrors mit der Gewaltfrage unter Linken beschäftigt,

gewann 1981 den Goldenen Löwen von Venedig. »Als mein Film fertig war, habe ich Margarethe gefragt, ob sie sich nicht für ihn bei Alberto Barbera, dem Festivalleiter, einsetzen könnte.« Dieser Bitte kam Trotta nach – und stieß bei Barbera auf Begeisterung. Als »Staffelübergabe« im deutschen Kino lobte er Heinz' Film. Ob dazu auch ein Goldener Löwe gehört, wird sich ab dem 2. September zeigen. Dann eröffnen die Filmfestspiele. HPI

## Stille Post

● Manchmal stützt sich die Presse auf Quellen, die sie nicht benennt: »enge Vertraute«, »Kenner des Umfelds« und dergleichen mehr. Die Zitate dieser Zeugen werden oft wie Tatsachen behandelt. Auf dieser Grundlage arbeiteten – auf jeden Fall teilweise – auch die Autoren des »Enthüllungsbuchs«, das erklären will, warum **Prinz Harry**, 35, und seine Frau **Meghan**, 38, dem britischen Königshaus den Rücken zugekehrt haben. »Finding Freedom« soll erst am 11. August erscheinen, Teile wurden bereits häppchenweise von der »Times« und der »Sunday Times« unters Volk gebracht. Die Erkenntnisse halten sich in Grenzen: Harry war schon immer sehr sensibel; Meghan fühlte sich schlecht behandelt; Harry fand, dass Meghan schlecht behandelt wird, sein Bestreben, aus dem goldenen Käfig auszubrechen, bestehe bereits länger, Meghan habe ihn lediglich gestärkt. Nun ja. Dass die königliche Verwandtschaft wenig bis kaum direkt und offen miteinander kommuniziert, ist auch keine Neuigkeit, erklärt aber vielleicht ein wenig, woher das Misstrauen innerhalb dieser dysfunktionalen Familie

rühren könnte. Stille Post über Bedienstete, die zuweilen eigene Interessen verfolgen – das muss ja zu Missverständnissen führen. Falls dann mal Klartext gesprochen wird, ist es aber offenbar auch nicht einfach, glaubt man dem Autorenduo. Bruder William habe Harry demnach geraten, er solle sich erst mal Zeit nehmen, »dieses Mädchen« richtig kennenzulernen, was dieser als »snobistisch« und »herablassend« empfunden habe, heißt es im Buch. Und weiter: William habe Angst gehabt, dass sich sein kleiner Bruder »von Lust geblendet« in eine übereilte Hochzeit stürze. Wer diesen brüderlichen Tipp vernommen hat, ist jedoch nicht bekannt, die Quelle bleibt anonym. Weder Harry noch Meghan wollen mit den Autoren gesprochen haben. »ks



Facundo Arrabalaga / EPE-EFE / REX / Shutterstock



Mat Hayward / Getty Images

## Pop-Poetin

● Angekündigt hatte es die amerikanische Singer-Songwriterin **Lana Del Rey**, 35, schon vor einem halben Jahr, jetzt war es so weit: Am Dienstag erschien ihr Gedichtband »Violet Bent Backwards Over the Grass« als Hörbuch. Eine gedruckte Ausgabe und ein E-Book mit mehr als 30 Gedichten sollen Ende September in den Handel kommen. Die 14 Poeme auf dem Audio-book trägt die Popsängerin persönlich vor, mit musikalischer Begleitung. Sie handeln von Flug- und Segelstunden, die sie genommen hat, ihrer Liebe zu Los Angeles, aber auch vom Klimawandel und ihrer Abneigung

gegen Donald Trump. In »Paradise Is Very Fragile« bezeichnet sie den Präsidenten als »Größenwahnsinnigen«. Im Gedicht »Salamander« heißt es: »Ich will meine Geschichten nicht mehr verkaufen, hört auf, mich zu drängen. Manche Geschichten sind nicht dafür gedacht, verkauft zu werden, manche Worte sollen nicht gesagt werden.« Schon im Dezember hatte Del Rey angekündigt, einen Teil der Einnahmen, die ihre poetische Publikation bringt, zu spenden: an Organisationen, die Native Americans unterstützen. Im Juli präzisierte sie: Das Geld wird einem Navajo-Wasserprojekt zugutekommen. »ks

## Zwei Naturtalente

● Die Vergesslichkeit ihrer Kunden war der Schlüssel zum Ruhm: **Hsu Sho-er**, 84, und Ehemann **Chang Wan-ji**, 83, Betreiber einer chemischen Reinigung und Wäscherei in Taiwan, lassen sich in Kleidung fotografieren, die nicht abgeholt wurde – und wurden so Instagram-Stars. Ihr Account @wantshowasyoung setzte bislang nur 22 Postings ab und hat trotzdem schon mehr als 500 000 Follower. Hinter der Idee steht ein 31 Jahre alter Enkel, der als inoffizieller Stylist, Fotograf und Social-Media-Chef seine Großeltern groß rausgebracht hat: »Ich hatte ja keine Ahnung, dass sich so viele Fremde für sie interessieren«, sagte Reef Chang der »New York Times«. Der Gedanke, Opa und Oma als Models

aufzutreten zu lassen, kam ihm, als das Geschäft in der Wansho Laundry wegen Corona einbrach: »Ich sah, wie gelangweilt sie waren, und wollte sie etwas aufmuntern.« Das ist ihm gelungen. »Das ist besser, als herumzusitzen und fernzusehen oder zu schlafen«, sagt Herr Chang. »Ich bin vielleicht in die Jahre gekommen, aber ich fühle mich nicht alt.« Das sieht man ihm und seiner Frau durchaus an: Das fotogene Paar wirkt lebenslustig und vital, seine Outfits sind oft extravagant. Inzwischen tauchen wieder mehr Kunden auf, die über die Instagram-Aktion plaudern wollen. Ein weiterer positiver Nebeneffekt: Kürzlich kam ein Mann, der von den Hobbymodels erfahren hatte. Seine Sachen lagen seit mehr als einem Jahr herum, die holte er ab – und zahlte endlich seine Rechnung. »ks



Reef Chang / Instagram



»Die Coronakrise hat Donald Trump nicht entzaubert, sondern entlarvt. Diese Krise legt nur allzu deutlich offen, was von Populisten zu halten ist.«

Peter Manthey, Deggendorf

## Da war nie ein Zauber

**Nr. 31/2020** Präsident Trump versagt in der Corona-Pandemie als Krisenmanager und setzt seine Wiederwahl aufs Spiel

Wenn das Titelbild nicht gephotoshopt wurde, darf man es als symptomatisch für die Person Trump bezeichnen. Es zeigt einen verbrauchten, ratlosen alten Mann am Ende seines Traums, den er sich gern auf Kosten anderer verwirklichen wollte.

Jürgen Fehn, Fürth

Mit Ihrem Trump-Titel-Kalauer »The President« haben Sie endgültig das Niveau einer Schülerzeitung erreicht.

Dr. Wolfgang Baur, Wolfratshausen (Bayern)

Falls allein Corona den Ausschlag für eine Abwahl Donald Trumps als US-Präsident und für eine Kür Markus Söders zum Kanzlerkandidaten geben sollte, dann sagt das nicht sehr viel über deren wahre Kompetenz für beide Ämter aus. Bis Corona lag die Arbeitslosigkeit in den USA bei 3,5 Prozent: Das allein interessiert die Menschen und nicht die Außen- oder Umweltpolitik, und erst recht nicht die unbeherrschten Äußerungen eines Politikers, jedenfalls in den USA. Wie sonst hätte ein Mann zum Präsidenten gewählt werden können, der Frauen öffentlich beleidigt und »Hurensöhne« aus dem Football-Stadion jagen will? Jetzt ist Corona Trump in die Parade gefahren. An der Basis der Republikaner wird er aber noch immer verehrt. Es kann durchaus sein, dass wir in Europa in der Wahnacht ein böses Erwachen erleben, wie schon einmal geschehen.

Wilfried Mommert, Berlin

Donald Trump entzaubert? Offensichtlich ist irgendjemand in Ihrem Hause auf Abwege geraten und daher von diesem Herrn bislang verzaubert gewesen. Eine schreckliche Vorstellung für jemanden, der seit 50 Jahren den SPIEGEL liest.

Bernhard Langlotz, Hamburg

Wo niemals ein Zauber war, kann auch nichts entzaubert werden.

Gernot Hilge, Münster (NRW)

Auch wenn die Vorwürfe gegen Trump absolut berechtigt sind, darf nicht übersehen werden, dass Trump »nur« ein Symptom eines weit größeren Problems

ist, nämlich der tiefen Krise der amerikanischen Gesellschaft. Diese hat viele Facetten: die unversöhnliche Polarisierung, ein Drittel der Bevölkerung glaubt an Verschwörungstheorien, die ausufernde Ge-



Kasinoebesitzer Trump 1990

walt mit jährlich Tausenden Toten durch Waffen. Eine Entwicklung, die Trump gefördert hat. Zudem hat die Corona-Pandemie das mangelhafte Sozial- und Gesundheitssystem gnadenlos bloßgelegt. Sollte Joe Biden die Wahl gewinnen, ist das Angehen dieser Krise eine seiner wichtigsten Aufgaben. Aber Trump ist noch nicht geschlagen. Seine Wiederwahl hängt erheblich davon ab, wie viele Amerikaner auf seine zweifellos großen manipulativen Fähigkeiten hereinfallen.

Dr. Michael Florack, Düsseldorf

## Gründen wir eine neue Union!

**Nr. 30/2020** Leitartikel – Warum es keine faulen Kompromisse mehr mit den illiberalen Regierungen in Polen und Ungarn geben sollte

Mehr gibt es zu dem Thema kaum zu sagen. Wenn einzelne Mitgliedstaaten die EU erpressen und dabei ihre Regeln und Werte ignorieren und sie diese Staaten nicht zur Vernunft bringen kann, dann verliert sie ihre Berechtigung.

Wolfgang Richter-Tietel, Altomünster (Bayern)

Die Visegrád-Staaten wollen eine andere EU erzwingen? Geben wir sie ihnen doch. Die Frugal-Staaten wollen sich vom Soli-

daritätsprinzip verabschieden? Lassen wir sie doch. Befreien wir das heute so uneinige Europa doch endlich von seinen schweren Geburtsfehlern und Entwicklungsstörungen. Diejenigen Länder der heutigen Union, für die Demokratie, Rechtsstaatlichkeit, Pressefreiheit und -vielfalt sowie wirkliche und gelebte Solidarität Bedingung für eine gemeinsame Zukunft sind, gründen eine neue Union mit einem Vertrag über die Verfassung von Europa, der die Erreichung dieser Ziele endlich möglich macht. Hätte es noch eines Beweises bedurft, dass es jetzt wirklich reicht, Verlauf und Ergebnis der Brüsseler Haushaltsverhandlungen haben ihn erbracht. Ich glaube, schon das laute Nachdenken Frankreichs und Deutschlands über einen solchen Weg könnte einige der Visegrád- und Frugal-Herrschaften in arge Bedrängnis bringen.

Bernhard Langlotz, Hamburg

## Nachts ist Ruhe

**Nr. 30/2020** Viele Moscheen würden gern lautstark zum Gebet rufen

Allein der Gedanke, dass aus jeder der vielen zahlreichen Moscheen eventuell sogar tagtäglich der Ohrweh-fördernde Muezzin-Gesang zu hören ist, treibt meine Nackenhaare steil bergauf. Hoffentlich kommt es nicht so, denn sonst fühle ich mich in meinem Land nicht mehr heimisch und garantiert nicht mehr wohl.

Ingrid Dietz, Saarbrücken

Ich bin Moslem. Ich bin aber gegen den öffentlichen Aufruf zum Gebet. Das ist zum Teil Vergangenheit. In manchen Ländern ist er sogar verboten. Jeder hat heute Handy, Wecker, Radio und TV.

Samir Soliman, Maintal (Hessen)

Im Zeitalter der medialen Dauerberieselung durch Radio, Fernsehen und Internet-Streams ist der »laute« und gezielt weit-



## Aus der SPIEGEL-Redaktion

Schule nervt, kann aber auch wirklich witzig sein – wenn schräge Lehrer ihre Spleens ausleben oder absurde Aufgaben stellen. Lena Greiner und Carola Padtberg haben verrückte Pauker-Anekdoten und Schulzeit-Erinnerungen der SPIEGEL-Leser gesammelt. Ihr Ullstein-Taschenbuch »Unsere Mathelehrer unterrichtet von draußen – damit er dabei rauchen kann!« erscheint am Montag. Es hat 224 Seiten und kostet 9,99 Euro.

reichende Ruf zum Gebet mehr als anachronistisch. Die Gläubigen lassen sich lärmschützender über diese modernen Medien zur »Andacht« rufen. Allerdings entfällt dann die Funktion der lauten Demonstration religiöser Macht.

Michael Graw, Lübeck

Der Lärm der Muezzin-Rufe wie der Kirchenglocken ist Symbol einer obrigkeitgläubigen Religiosität vergangener Zeiten. Die Erde hat sich weitergedreht – die Menschen mit ihr. Kein Mensch bedarf des Lärms, der nur die Stille der Weisheit des Herzens übertönen will.

Gerlinde Meßmer, Ohlsbach (Bad-Württ.)

Mir ist die Lamentiererei über Gebetsrufe unverständlich. Es wird zum Morgengebet, Abendgebet und dazwischen dreimal, also insgesamt fünfmal zum Gebet gerufen. Nachts ist Ruhe. Hier in Frankfurt am Main lassen versteckte Evangelen rund um die Uhr, also auch nachts, grundlos und ruhestörend stündlich die Glocken läuten. Ich wünschte, diese Kirche wäre eine Moschee.

Karl Fertig, Frankfurt am Main

## Wo Moral und Ethik fehlen

**Nr. 30/2020** Millionen Erntehelfer werden ausgebeutet, damit Obst und Gemüse billig bleiben



Arbeiterunterkunft

Dieser Artikel hat mich aufgewühlt und entsetzt: Sklavenarbeit mitten in Deutschland und andernorts in Europa – Schande über uns. Die Behandlung der Erntehelfer und der Arbeiter in der Fleischindustrie zeugt von einer extrem gewissen- und skrupellosen Profitgier, die mich anekelt. Und es soll niemand behaupten, die Verbraucherinnen und Verbraucher seien primär schuld. In der EU müssen dringend die Vergaberichtlinien geändert werden. Geld darf nur noch fließen, wenn nach-

weislich Sozial- und Umweltstandards beachtet werden. Und dies muss ernsthaft kontrolliert werden. Außerdem muss das Lieferkettengesetz durchgesetzt werden. Dann werden zwar die Preise steigen, aber die Menschen werden sich schon an Einschränkungen gewöhnen. Wo Moral und Ethik fehlen, muss eben Freiheit eingeschränkt werden. Und für die Umwelt ist weniger sowieso mehr.

Monika Dengler, Hamburg

Tolle Reportage! Besonders empörend finde ich, dass die Ausbeuterbetriebe auch noch EU-Subventionen kassieren. Da müssen die Regierungen mit harter Hand durchgreifen. Wenn wegen der menschenwürdigen Behandlung der Arbeiter und Arbeiterinnen die Erdbeeren teurer werden, zahle ich auch gern einen höheren Preis.

Werner Haertel, Hamburg

Der wichtigste Artikel im ganzen Heft. Hier findet eine soziale Spaltung der EU-Bürger in Gewinner und Verlierer statt. Es wäre eine lohnende Aufgabe für den SPIEGEL gewesen, einmal ins Detail zu gehen, beispielsweise mit einer Miniserie, um Hintergründe, Verflechtungen und Nutznießer zu benennen. Stattdessen nur vier Seiten, versteckt am Ende des Wirtschaftsteils.

Friedrich Buchsbaum, Hamburg

Auch in unserem Biowein- und Obstbaubetrieb an der Obermosel beschäftige ich mehrmals jährlich einen Arbeiter aus Rumänien. Er erhält mindestens zehn Euro für jede gearbeitete Stunde. Dazu hat er kostenfrei ein modernes Zimmer mit Singleküche und kleinem Bad mit Dusche. Auch die Mahlzeiten stellt der Betrieb. In unserer kleinbetrieblich geprägten Region würde sich ein Landwirt, der Leuten keinen fairen Lohn zahlt, gesellschaftlich unmöglich machen.

Guido Weyer, Palzem (Rhld.-Pf.)

## Hartes Leben

**Nr. 30/2020** Das einsame Karriereende des Weltmeisters André Schürrle

Mit seiner Aussage, dass Fußball ein Geschäft sei, »in dem Verletzlichkeit und Schwäche zu keinem Zeitpunkt existieren« dürften, macht es sich André Schürrle ein wenig zu leicht. Der VfL Wolfsburg etwa

hat ihm nach seinem Weggang vom FC Chelsea fast ein Jahr Zeit gelassen, um wieder auf ein vernünftiges körperliches Niveau zu kommen. Nur so konnte er in der



WM-Helden Schürrle, Götze 2014

Saison 2015/16 eine überragende Rückrunde spielen. Aber anstatt sich beim VfL Wolfsburg den nunmehr erreichten Stamplatz mit stabilen Leistungen zu sichern, suchte er gleich wieder – wie schon zuvor bei seinem Wechsel von Bayer Leverkusen zum FC Chelsea – den nächsten lukrativen Vertrag. Dass bei seinem neuen Klub Borussia Dortmund aufgrund der großen Leistungsdichte auch der Leistungsdruck wieder steigen würde, hätte er wissen müssen. So hat sich André Schürrle die Schwierigkeiten im Profifußballgeschäft, unter denen er nach eigener Aussage so sehr litt, zu einem guten Teil selbst zuzuschreiben.

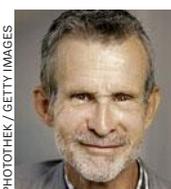
Herbert Behnke, Cloppenburg

Immer wieder einmal berichten Sie über das harte Leben von Profifußballern. Bei aller Sympathie für Herrn Schürrle, wie Sie ihn beschreiben – rumänische oder bulgarische Wanderarbeiter fühlen sich bestimmt auch oft einsam, können aber nicht mit 29 als Millionär aufhören zu arbeiten.

Silke Deyhle, Illertissen (Bayern)

## Tschechows Figuren in Leipzig

**Nr. 30/2020** Ein Sohn übernimmt während der Pandemie den Lebensmittelladen seiner Eltern – und wickelt ihn ab



Die Reportage von Dmitrij Kapitelman, eigentlich ein Stück leuchtende Literatur, war das Highlight des aktuellen SPIEGEL. Empathisch, lustig, anrührend – als würden Anton Tschechows Figuren durchs heutige Leipzig geistern. Vielen herzlichen Dank!

Ulrich Matthes, Berlin

Zum Weinen schön.

Bernd Bluck, Heidelberg

## Korrekturen

**zu Heft 31/2020, Seite 98: Panikmache? Von wegen!**

In Europa ist bis Mitte Mai nicht die Gesamtsterblichkeit, sondern die Übersterblichkeit im Vergleich zum Vorjahreszeitraum auf das 3,5-Fache gestiegen.

**Seite 100: Inferno im Eis**

In den Permafrostböden von Sibirien, Alaska, Kanada und Skandinavien sind laut Schätzungen 1,5 Billionen Tonnen Kohlenstoff gespeichert, nicht 1,5 Milliarden.

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe ([leserbriefe@spiegel.de](mailto:leserbriefe@spiegel.de)) gekürzt sowie digital zu veröffentlichen und unter [www.spiegel.de](http://www.spiegel.de) zu archivieren.

Ein toter Auerhahn und zwei Männer vor Gericht

Aus dem »Reutlinger General-Anzeiger«

Aus der »Saarbrücker Zeitung«:  
»Bis zu 2000 Jahre lang fand hierzulande die Erstkommunion für Kinder im dritten Schuljahr traditionsgemäß am »weißen Sonntag«, dem Sonntag nach Ostern, statt. Diese Tradition ist im laufenden Jahr vom Corona-Virus gebrochen worden.«

**„Wir brauchen ehrliche Preise“  
Billigfleisch soll teurer werden**

Von Ntv.de

Hna.de über das Abheben von Bargeld an Discounter- und Supermarktkassen:  
»Grund für das steigende Angebot des Abhebesystems für Geld ist unter anderem das immer weitere Verschwinden von Backautomaten.«

**Gesellen präsentieren ihr bestes Stück**

Aus der »Märkischen Oderzeitung«

Aus dem »Kölner Stadt-Anzeiger«:  
»Bis Ende Juni gab es auf der Insel nur 19 bestätigte Corona-Infektionen mit zumeist leichten Symptomen und einem Toten, der aus Deutschland eingereist war.«



Aushang an einer Tankstelle in Wasserbillig (Luxemburg)

Aus einer Anzeige im »Saarburger Kreisblatt« zur Wiedereröffnung einer Zahnarztpraxis: »Sie erwarten zwei dynamische Zahnärzte ... mit dem ehemals freundlichen, erfahrenen und kompetenten Team in neuer Atmosphäre.«

Trend: Durchsichtige Brillen

Aus der Onlinewerbung der Optikerkette Bode

# Das Wissen der Besten



Jetzt  
neu im  
Handel

## Radikal denken

Wie Sie den Mut finden, echte Innovationen anzustoßen

Weitere Themen:

### Selbstmanagement

Wie Sie weniger tun – und gerade deshalb befördert werden

### Führungsstil

Was Männer von Frauen lernen können

### Fallstudie

Wann Sie Ihren Job kündigen sollten



Jetzt die  
neue App  
downloaden

harvardbusinessmanager.de

## Zitate

Die »New York Times« erklärt anhand des SPIEGEL-Titels »Der Feuerteufel« (Nr. 24/2020) Deutschlands Furcht vor US-Präsident Donald Trump:

Kein Volk findet die amerikanische Wende zum Autoritarismus unter Präsident Trump alarmierender als die Deutschen. Für Nachkriegsdeutschland waren die USA Retter, Beschützer und liberales demokratisches Modell. Jetzt sprechen die Deutschen geschockt von der »amerikanischen Katastrophe«. Kürzlich porträtierte ein Cover des SPIEGEL Trump in seinem Oval Office mit einem brennenden Streichholz ... mit der Überschrift: »Der Feuerteufel«. Die Deutschen haben ein besonderes Verhältnis zum Feuer. Der Reichstagsbrand 1933 ermöglichte Hitler und den Nazis, die fragile Weimarer Demokratie, die sie an die Macht gebracht hatte, zu beseitigen ... Krieg, Auschwitz und die deutsche Katastrophe folgten.



Die »tageszeitung« zum SPIEGEL-Bericht »Der Irrläufer« (Nr. 31/2020) über den irrlichternden Vgankoch Attila Hildmann:

Natürlich sieht auch der SPIEGEL Hildmann total kritisch, bloß: Kritisieren bringe nichts, steht da als Fazit, das perle an Hildmann ab. Aber an seiner Eitelkeit, da wollen sie ihn gepackt haben. Auf die Frage, ob es nicht eigentlich nur um sein Ego gehe, habe Hildmann nämlich beleidigt zu Boden geschaut. Ja Bombe! Hitler, Goebbels, Göring – alles eitle Säcke. Hat damals nur niemand mitgekriegt, weil es noch keinen SPIEGEL gab.

Steffen Uhlmann in der »Berliner Zeitung« über seinen ersten SPIEGEL-Beitrag 1989 im Auftrag des DDR-Korrespondenten:

Am 19. Juni war es endlich so weit. Unter dem Titel »Computer am Dienstag, Chaos am Mittwoch« (Nr. 25/1989) erschien mein fünfseitiger Report über das Missmanagement im SED-Staat. Im Osten wurde er totgeschwiegen ... Aber auch die meisten westdeutschen Korrespondenten in der DDR misstrauten meinem Report. So musste sich der SPIEGEL-Korrespondent die Häme gefallen lassen, den »Märchen eines abgehauenen und frustrierten Ost-Journalisten« aufgefressen zu sein. Nicht mal ein Jahr später blieb ihm die Genugtuung, als Erster das wirtschaftliche Dilemma der DDR dezidiert aufgedeckt zu haben.

# Schenken Sie Lesefreude

Jetzt Ihren Wunschtitel verschenken und Gutscheine sichern.



## DER SPIEGEL für ½ Jahr

Deutschlands bedeutendstes Nachrichten-Magazin steht für einen unabhängigen und investigativen Journalismus.

26 Ausgaben für nur €5,30 pro Ausgabe.



## SPIEGEL WISSEN für 1 Jahr

Das Magazin für ein besseres Leben informiert Sie zu lebensnahen Fragen. Jede Ausgabe widmet sich einem Thema.

4 Ausgaben für nur €8,- pro Ausgabe.



## SPIEGEL GESCHICHTE für 1 Jahr

Hier wird die Vergangenheit emotional und packend erzählt. Jede Ausgabe widmet sich einem historischen Thema.

6 Ausgaben für nur €8,- pro Ausgabe.



## »Dein SPIEGEL« für 1 Jahr

Das Nachrichten-Magazin für Kinder und Jugendliche ab 8 Jahren, die unsere Welt verstehen wollen. So macht Wissen Spaß!

12 Ausgaben für nur €4,- pro Ausgabe.

Belieferung  
endet  
automatisch

**Einfach jetzt anfordern:**

 [abo.spiegel.de/geschenk](https://abo.spiegel.de/geschenk)

oder telefonisch unter 040 3007-2700



Ihr Geschenk:  
ein Amazon.de Gutschein  
in Höhe von €20,-.

# TOP HANDYS, TOP SERVICE



0,7€\*  
einmalig

## 1&1 ALL-NET-FLAT

- ✓ **FLAT** TELEFONIE
- ✓ **FLAT** INTERNET
- ✓ **FLAT** EU-AUSLAND

ab **9,99** €/Monat\*  
10 Monate, danach  
27,99 €/Monat. Inklusive  
Samsung Galaxy A21s.

Vom Einsteiger- bis High-End-Smartphone – bei 1&1 findet jeder das Richtige!

Inklusive



### Alles in einer Karte: Top-Service inklusive.

- ✓ **Alt gegen Neu:** 1&1 zahlt Ihnen eine hohe Tauschprämie für Ihr altes Handy beim Kauf eines neuen Geräts.
- ✓ **24 h Austausch-Service:** Die clevere Alternative zur Handy-Versicherung. Immer inklusive bei Smartphones, Tablets und Laptops.\*
- ✓ **Priority Hotline:** 1&1 ist rund um die Uhr persönlich für Sie da. Kein Sprachcomputer.

\*- 3% MwSt.-Abzug auf der Rechnung, da bis zum 31.12.2020 der reduzierte MwSt.-Satz von 16% anfällt und die angegebenen Preise 19% MwSt. enthalten. Samsung Smartphones für 0 € einmalig beim Abschluss eines Laufzeitvertrages z.B. der 1&1 All Net Flat S mit 3 GB Highspeed-Volumen/Mon. (bis zu 50 MBit/s im Download danach jew. max. 64 kBit/s) ab 9,99 €/Monat in den ersten 10 Monaten und 27,99 € ab dem 11. Monat inkl. Samsung Galaxy A21s. Telefonate in dt. Fest- und Handynetze inklusive sowie Verbindungen innerhalb des EU-Auslands und aus EU nach Deutschland plus Island, Liechtenstein und Norwegen. Einmaliger Bereitstellungspreis 29,90 €. 24 Monate Vertragslaufzeit. Sonderkündigung im ersten Monat möglich. Es gelten die separaten Bedingungen für den 24 h Austausch-Service und Alt gegen Neu (Trade-In). Austausch-Service bei gleichzeitiger Vertragsverlängerung um 24 Monate. Änderungen und Irrtümer vorbehalten. Preise inkl. MwSt. 1&1 Telecom GmbH, 56403 Montabaur.



1und1.de

02602/9696